It. sing. 900 SS (1
BIBL. CASTELL. CAMENIC.
supra tillam
Nrsi
2119 E 12

450,–

1739
1871 (2)

Reise
durch Deutschland

und einige

südliche Provinzen Oestreichs

in den Jahren

1820, 1821 und 1822.

Von

Joh. Russell.

Aus dem Englischen.

Erster Theil.

Leipzig,
bey A. G. Liebeskind.
1825.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

79/3437

Vorrede

Der ausgezeichnete Beyfall, mit welchem das englische Original vorliegender Reise nicht allein in England selbst, sondern auch in einigen Gegenden Deutschlands aufgenommen worden ist, und der sich durch mehrere Belobungsdekrete berühmter Kritiker in den gelesensten Blättern sattsam ausgesprochen hat, konnte allein den Uebersetzer bewegen, sie dem deutschen Publikum zu liefern. Das Werk enthält in der That in-

teressante Ansichten, die von Welt und Menschenkenntniß zeugen, und den denkenden wie den gebildeten Leser gewiß befriedigen werden; nicht zu gedenken, daß es auch dem Gereisten Erinnerungsblätter einer frohen Vergangenheit liefert. Indessen darf nicht vergessen werden, daß es ein Engländer ist, den wir sprechen und urtheilen hören, und Engländer urtheilen, wie bekannt, frey; glauben wenigstens mehr Recht dazu zu haben, und es ungescheuter thun zu dürfen, als wir Deutsche. Können wir ihm auch nicht in Allem beypflichten, so dürfen wir doch wahrheitsliebend nicht die lehrreichen Winke übersehen, die er ertheilt, und Belehrung — Bildung soll ja der Hauptzweck aller Lectüre seyn. Der Uebersetzer hat sich für verbunden gehalten, das Original zwar so treu als möglich zu ge-

ben, doch aber auch der Klugheit, die er sich, der Ehrfurcht und Achtung, welche er andern schuldig ist, gemäß, manchen Ausdruck gemildert, Manches weggelassen, was ihn dem Verdacht aussetzen könnte, als nehme er revolutionaire Grundsätze in Schutz, oder als nehme er keine Rücksicht auf die Achtung, welche dem Hohen, wie dem Niedrigen gebührt. Wer mit solchen gehässigen Vorurtheilen liest, dürfte auch in der unschuldigsten Broschüre Gift finden, und wird wohl daran thun, seinen Unwillen wenigstens nicht laut werden zu lassen, weil er sich sonst verrathen möchte, daß er sich getroffen fühlt. Für Solche hat der Herr Verleger nicht drucken lassen, und der Uebersetzer keine Feder ansetzen wollen, und Beide wünschen sich durch diese Vorrede im eigentlichen Sinne des Wortes gegen alle

Aeußerungen und Urtheile zu verwahren, welche ihre Gesinnungen in ein nachtheiliges Licht stellen, und sie einem Verdachte aussetzen könnten, der ihrer eben so unwürdig als für diejenigen ist, welche sich geneigt finden lassen möchten, ihn zu hegen.

Inhalt
des ersten Theils.

Erstes Kapitel.

Das östliche Frankreich . . S. 2
Elsaß 4
Weinberge 4
Strasburg 6
Französische und deutsche Kochkunst 7
Der Dom 9
Das Monument des Marschalls von Sachsen 12
Ueberfahrt über den Rhein . 16
Der Rheingau 19
Deutsche Postkutschen . . 21
Großherzogliche Familie v. Baden 25
Aeußeres Ansehen der Städte . 27
Carlsruhe 28
Mannheim 30
Heidelberg 37
Darmstadt 40
Frankfurt 40

Die Frankfurter Messe . . S. 41
Die Stadt 44
Die Künste 47
Die Juden 49
Der deutsche Bund . . . 53
Seligenstadt 54

Zweites Kapitel.

Der thüringische Wald . . 60
Weimar 61
Der Großherzog . . . 66
Literatur 68
Wieland 73
Schiller 76.77
Göthe 75.80
Das Schauspiel . . . 92
Volkscharakter . . . 96
Die Großherzogin . . . 99
Lustbarkeiten 109
Politisches Benehmen des Großherzogs 114
Verfassung des Parlaments im Großherzogthum . . 115
Geist und Verhandlungen desselben 119
Zustand der politischen Meinungen in Weimar 128
Einfluß kleinerer deutschen Staaten 129

Drittes Kapitel.

Allgemeiner Charakter der S. deutschen Universitäten . . 131
Jena 134
Die jenaer Schlacht . . . 135
Die Universität. Ihre Verfassung 138.139
Einkünfte der Professoren . . 142
Oeffentliche u. Privat-Vorlesungen 145
Eintheilung eines Gegenstandes in verschiedene Cursus . . . 145
Nebenbeschäftigungen der juristischen Facultät . . . 151
Lehrmethode 155
Die Studenten. Ihre Abendgelage 155.159
Ihre Gesänge 163
Die Landsmannschaften, oder geheime Verbindungen . . 168
Duelle 186
Betragen der Studenten gegen die Bürger 190
Die Burschenschaft . . . 192
Academische Freyheit . . 197
Academische Gerichtsbarkeit und Disciplin 202

Freytische . . . . S. 213
Verfall Jena's und dessen Ursachen 216
Entlassung des Professor Oken . . 218
Professor Luden und Kotzebue . 221.224

Viertes Kapitel.

Ländliche Bevölkerung Weimar's 229
Weißenfels 231
Dr. Müllner 232
Lützen 234
Leipzig. Die Stadt . . . 237
Die Künste 241
Der Buchhandel 243
Nachdrucker 247
Herr Brockhaus 252
Die Elbe 255
Dresden, die Stadt . . . 256
Die königliche Familie . . 264
Die Kirchen 267
Musik 270
Moreau's Monument . . 274
Die sächsische Schweiz . . 275

Fünftes Kapitel.

Die Gemäldegallerie . . 286
Sammlung von Kupferplatten . 309

Bildhauerey . . . . S. 310
Das grüne Gewölbe . . 312
Die Rüstkammer . . . 313
Literatur und Sprache . . 316
Verwaltung der Criminal-Justiz 322
Regierungsverfassung . . 331

Sechstes Kapitel.

Erfurt 339
Luthers Celle 341
Ursuliner Kloster . . . 343
Gotha 349
Eisenach 350
Ruinen der Wartburg . . 351
Hessen-Cassel 353
Westphälisches Landvolk . . 355
Cassel 358
König Jerome . . . 362
Der verstorbene Churfürst . . 364
Wilhelmshöhe . . . 368
Die Künste 374

Siebentes Kapitel.

Göttingen. 378
Bewerbung unter den Professoren 380
Professor Blumenbach . . 384

Wissenschaftliche Sammlungen . S. 385
Die Bibliothek . . . 390
Die Wittwencasse . . . 393
Spitäler 396
Göttingens Gedeihen . . 404
Aufwand der Studenten . 405
Allgemeiner Charakter der Universität. 406

Achtes Kapitel.

Das Königreich Hannover . 412
Forstgesetze 412
Walddiebe 414
Das Landvolk . . . 416
Der Magistrat der kleinen Städte 418
Hannover 420
Das Theater 422
Osterfeyerlichkeiten . . . 423
Leibnitz 425
Die Bibliothek . . . 427
Gemälde 429
Nationalcharakter . . . 431
Die Stände. 436
Verhältniß Hannovers zu England. 444

Reise durch Deutschland.

Erstes Kapitel.

Strasburg — die Rheinebene — Frankfurt.

— Im Niedersteigen strahlen
Soll umher der Freudenschein,
In des Neckars Rebenthalen
Und am silberblauen Main.

Engländer sind auf ihren Reisen mit solchen Vorurtheilen für ihr Vaterland eingenommen, daß sie damit zum Sprichworte geworden sind, und sich deshalb oft Spott, ja nicht selten gerechte Vorwürfe zugezogen haben. Allein, wenn selbst Paris mit aller seiner Pracht und Herrlichkeit nicht vermögend ist, dieses Gefühl von Nationalstolz zu unterdrücken, so wird man um so mehr die Ausbrüche des Mißvergnügens und der üblen Laune bey dem verzeihlich finden, welcher verur-

theilt ist, im Winter die langweilige Reise durch den östlichen Theil von Frankreich zu machen. Von Paris bis Strasburg dürfte auch der erklärteste Liebhaber von Merkwürdigkeiten, welcher ihnen nachzuforschen weiß, wenig wahrnehmen, was seine Mühe belohnte; der vorübereilende Reisende, welchem nur darum zu thun ist, baldmöglichst das erwünschte Ziel zu erreichen, wird folglich nichts der Art bemerken. Die einförmigen Ufer der Marne, welche in öden Strichen längs der Landstraße bis nach Chalons sich hinziehen, sind nicht geeignet, den traurigen Anblick zu mindern; die Festungswerke von Metz können nur für den Ingenieur Interesse haben; aber nirgends ist der Unterschied zwischen einer Landschaft Frankreichs und Englands auffallender als auf dem offenen Lande. Von jeher hat der Mangel an Befriedigungen oder Einzäunungen Veranlassung zur Unterhaltung und zum Streit gegeben, und ob es gleich platterdings unmöglich ist, einen Franzosen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er oder sein Vaterland jemals gefehlt habe, oder irgends fehlen könne, so sey es uns doch erlaubt, unserer ländlichen Gegend bey weitem den Vorzug zu geben, und des Glaubens zu leben, daß Hecken, Gebüsche und Anlagen auch im Winter einen erfreulichen

Anblick gewähren. Noch auffallender wird der Unterschied, wenn man auf die Volksmenge achtet, wie sie hier und da sichtbar ist, aber an manchen Orten gänzlich fehlt. In jeder wohlangebauten Gegend von England wird auch im Winter das Land nicht freudenleer erscheinen. Ueberall sieht man aus den Bauerhöfen den Rauch emporsteigen; man vernimmt wenigstens das fröhliche Getümmel ihrer Bewohner im Innern derselben; wo man sich hinwendet, trifft man auf einen Jäger; in den Landhäusern der Vornehmen herrscht Leben und Regsamkeit, wie sonst nie; nichts von der Standhaftigkeit zu erwähnen, mit welcher Postkutschen und deren Passagiere dem rauhsten Ungestüm des Winters zu trotzen wissen. Ringsumher lacht und lebt Alles von menschlicher Betriebsamkeit und Fröhlichkeit. In Frankreich hingegen scheint der Mensch mit der Natur erstorben zu seyn. Der Reisende überschauet, so weit das Auge reicht, eine endlose traurige Fläche braunen Erdreichs, selten durch den Anblick einer ärmlichen Hütte unterbrochen. Sämmtliche Landbewohner haben sich in ihre Dörfer zurück und zusammengezogen, die man auch erst aufsuchen muß, um inne zu werden, daß das Land bewohnt ist. Fast hat es den Anschein, als könne selbst der

Landmann die ländliche Einsamkeit nicht vertragen, wie sie bey dem Landbewohner Englands bemerkbar ist. Gleich seinen Mitbrüdern in Paris ist es ihm nicht möglich, die Freuden der Geselligkeit zu missen.

Kommt man Elsaß näher, so gewinnt die Gegend plötzlich ein anderes Ansehen; das Land wird hügelig, steil, gewinnt ein romantisches Ansehen, und erhebt sich allmählig zu einem Zweig des hohen Gebirges, welches das linke Rheinufer fast von der Gränze der Schweiz bis an die Mündung der Mosel beschützt. Hier und da erblickt man durch die offenen Seiten des Gebirges die üppige Rheinebene mit ihren zahllosen Städten und Dörfern. Der Strom selbst liegt zu tief, als daß er dem Auge bemerkbar seyn könnte. Gleich als wenn „dieser Vater des Weins," wie ihn die Deutschen mit Enthusiasmus zu nennen pflegen, nichts anders als Weintrauben in seiner Nähe dulden könnte, kommen die Weinberge nicht eher wieder zum Vorschein, als bis das Gebürge in lachendere Hügel herabzugleiten beginnt. Inzwischen ist von dieser Seite der Alpen das kahle Feld weit lieblicher anzuschauen als ein Weinberg. Entweder sind die Weinstöcke eingegangen, oder absichtlich bis auf die Erde niedergehauen.

Sind die Pfähle, woran sie sich stützen, gar weggenommen, wie es gewöhnlich geschieht, so nimmt sich der Weinberg in der That nicht besser aus, als eine Fläche, worauf sich kahle, schwarze, abgehauene Stämme befinden. Selbst im Sommer und Herbst tragen diese Weinberge weit weniger zur Verschönerung der ländlichen Gegend bey, wie jede andere Gattung von lieblichem Grün. Die Weinranken, welche in ihrem Wachsthume die Höhe der Pfähle erreicht haben, an welche sie befestiget sind, kräuseln sich niederwärts; die Trauben sind dem Auge unsichtbar, und verbergen sich unter das Laub. Alle Schönheit, welche ein solcher Weinberg dem Ganzen gewähren kann, beruht einzig und allein auf der Bekleidung des dunkeln Grüns, welches die sanften und sonnigen Abhänge der Hügel schmückt; ein Verdienst, das eben so selten nicht ist, auch in solchen Gegenden, wo nie eine Traube reifte. In der Nähe betrachtet, steht der Weinberg weit unter dem Hopfenberg, welcher mit ihm viel Aehnlichkeit hat, nur daß er sich weit kräftiger und stattlicher ausnimmt; in der Entfernung ziert er wirklich nicht besser als ein Feld, auf welchem die Runkelrüben gut stehen. Aber unsere Einbildungskraft, die uns Bewohner des Nordens schon bey dem bloßen

Gedanken an Wein erhitzt, so wie unser Blut durch seinen Saft in Wallung geräth, ist geneigt, jedem Bacchusgarten Edens Reitze zu leihen.

Strasburg an und für sich selbst ist eine unregelmäßig gebauete, altväterische und düstere Stadt; äußerst unschicklich von Morästen und Kanälen durchschnitten, und überdieß ein Ort, welcher von Soldaten und Mauthbeamten wimmelt; denn die Stadt hat das Unglück, nicht allein eine Gränzstadt, sondern auch eine Gränzfestung zu seyn. Man darf nur auf die Gesichtszüge der Einwohner, so wie auf die sonderbare Mischung der Sprachen achten, um sich zu überzeugen, daß der Rhein nicht immer die Gränze von Frankreich bestimmte. Kaum sind zwey Jahrhunderte hinreichend gewesen, den Unterschied hinsichtlich der Abkunft, der Sitten und Sprachen völlig auszurotten. Mehr als alles andere mag wohl die Lage der Stadt selbst dazu beygetragen haben, diese Eigenheiten zu erhalten, und zu verhüthen, daß nicht französische Sitten in einer Stadt, welche doch Frankreich angehört, den unerträglichen Despotismus einführten, mit dem sie sich häufig in fremden Hauptstädten eingenistelt haben. Da diese Stadt der Mittelpunkt des Handelsverkehres ist, welchen Frankreich mit Schwaben,

Wirtemberg, einem großen Theil von Baden und der nördlichen Schweitz unterhält, so hat die Volksmasse, welche hier die Deutschen ausmachen, zu viel Verwandte unter sich, um jemals ganz vergessen zu können, daß sie ehedem Unterthanen des heiligen Römischen Reichs waren, oder ihre eigene Art zu sprechen, sich zu kleiden und zu essen aufzugeben. Der einfältige Schwabe und der gesetzte schweitzer Viehhirte sind beyde taub gegen die Reitze der herrschenden Sprache und Küche. In Strasburg kann man an der Tafel Gerichte speisen, deren eigentliche Beschaffenheit sich in ein undurchdringliches Dunkel hüllt, oder halb verhungern bey den Zwischengerichten, welche so fein sind, daß sie sich bis auf Nichts reduciren, gerade so wie an den Tafeln der berühmten Garköche Very und Vefour, zu Paris, welche in ihrer Kunst mit einander wetteifern; oder auf der andern Seite der Straße kann man nach mehr deutscher Manier zugerichtetes fettes, ordentlich gekochtes Rindfleisch und Sauerkraut für's halbe Geld erhalten. Ueberhaupt zeichnet sich die deutsche Küche durch einfache, nahrhafte und fette Speisen aus; in Hinsicht der letztern wird es nur zu oft übertrieben. Die Vornehmen in großen Hauptstädten sind für die französische Kochkunst eben so

leidenschaftlich eingenommen, als die größten Leckermäuler ihres Gleichen in London; allein die volkseigenthümliche Kochkunst ist gerade das Gegentheil der französischen, und es läßt sich schlechterdings nicht läugnen, daß sie in einiger Verbindung mit dem Volkscharakter steht. Mit Recht thut sich der Deutsche auf die gänzliche Prunklosigkeit, auf die Offenheit, Geradheit und Aufrichtigkeit etwas zu Gute, welche seine Denkungsart bezeichnet, und dem gemäß kocht er sein Fleisch, bratet Schöpse und Geflügel gerade so, wie er es aus den Händen des Fleischers und desjenigen erhält, welcher mit Geflügel handelt. Wenn ein wiener Gutschmecker und Nimmersatt seinen steyrischen Kapaun mit Trüffeln stopft, so bringt er seinem verwöhnten Gaume ein seltenes Opfer. Französische Kochkunst hingegen scheint in Wahrheit nichts anders zu seyn als eine Ausgeburt der Eitelkeit und des Großthuns, was einmal unzertrennlich von der französischen Sinnesart ist. Die gerühmten Eigenschaften im Küchenwesen sind bey seiner Mahlzeit eben das, was die Meinung, mit welcher er sich bey seiner Unterhaltung ausspricht. Beide sind nur Stellvertreter des kräftigen Fleisches und des richtigen Gefühls, Dinge, welche man entweder durchgängig vermißt, oder wo sie

allenfalls noch angetroffen werden, keinen andern Zweck haben als den — zu glänzen. Da ist unter allen Geschöpfen Gottes kein einziges, welches dem Franzosen für seinen Tisch tauglich schien, wenn er nicht erst alle nur ersinnliche Kunstgriffe angewendet hat, um es nach seiner Art zu verbessern. Seine Kochkunst scheint aus dem nämlichen Grundsatze hervorzugehen, mit welchem seine Landsleute Raphaels Gemählde verbessern wollten, daß nämlich in der Natur oder in der Kunst nichts so gut ist, was er sich nicht getrauete, besser zu machen.

Der weltberühmte Dom gehört in mancher Hinsicht unter die schönsten Gebäude gothischer Bauart in Europa. Man wird indessen mehrere dergleichen antreffen, welche einen größern Umfang haben. In der feyerlich imponirenden Größe, zu welcher die stolzen Höhen und dunklen Säulengänge, die dieser Bauart eigen sind, so vorzüglich passen, wird der Dom zu Mailand wohl seines Gleichen nicht finden, und nicht allein in verschiedenen andern Städten Deutschlands, so wie z. B. in Nürnberg, sondern selbst unter den gothischen Ueberbleibseln, welche in unserm Vaterlande und in der Normandie angetroffen werden, dürfte es nicht schwer seyn, Muster der Baukunst zu finden, welche in einzelnen Theilen eben so licht und

zierlich sind, wie der berühmte Dom zu Strasburg. Inzwischen kann nicht geläugnet werden, daß er unübertreffbar ist. Der Haupttheil des Gebäudes ist mit einer bewundernswürdigen Symmetrie und Gleichheit zusammengesetzt, sicher ein Verdienst, welches in der gothischen Bauart selten genug anzutreffen ist. Und auf diesem Umstand beruht auch fast seine ganze Schönheit. Sogenannte Kenner haben freylich auch hier ihr Kunstrichtern und Tadeln nicht seyn lassen können; sie haben dies zu lang, und jenes zu kurz gefunden; allein Schönheit in der Baukunst ist nur für das Auge gemacht, und bey den Werken des Alterthums selbst, wo man alles nur auf eine richtige Vermessung ankommen ließ, haben die Regeln des Vitruv oder Palladio keinen andern Werth, als in der Kunstsprache die Urtheile auszudrücken, welche der Geschmack bildet, der von allen Regeln unabhängig ist. Noch vortheilhafter zeigt sich die Uebereinstimmung in den Verhältnissen und die Zierlichkeit des Werkes in der Thurmspitze, deren äußerste Höhe mehr als fünfhundert Fuß über das Pflaster sich erhebt, und in den Augen der Mehresten für die einzige Zierde des Doms gilt. Seine Gestalt hat überhaupt nichts auffallendes. Das massive Grundgebäude endet gerade auf dem

Punkt, wo es, dem Anscheine nach, zu schwer für die Höhe werden möchte, und wird von der schlanken stolzen Pyramide aufgenommen, welche so künstlich und fein gerippt ist, daß man es kaum erkennen kann, wie sie gestützt wird, und bis zum Gipfel hinan eine Menge gothischer Zierrathen tragen kann. Gleichwohl ist das Gebäude keineswegs mit Zierrathen überladen oder durch diese verunstaltet, und man findet keine Figur auf die andere gehäuft, bloß in der Absicht, um die Bildschnitzerey daran verherrlicht zu wissen. Mit mehr Verzierungen würde er sich dem geckenhaften und kindischen Styl unserer Zeit genähert haben, mit wenigern hingegen eben so leblos und schwerfällig ausgefallen seyn, als der Dom zu Ulm, dem obgleich nicht ohne besondere einzelne Schönheiten in der Bildhauerey, doch alle Anmuth und Zierde fehlt, welche das Kunstwerk Strasburgs schmückt. In der Kunst giebt es wohl wenig Gegenstände, die sich so schwer dem guten Geschmacke fügen, als Verzierungen in gothischer Bauart. Wie viele bilden sich ein, als wären sie ein wesentliches Stück derselben, als nähmen sie sich recht hübsch aus, was in hundert Fällen durchaus nicht so ist, und sind deßhalb der Meinung, daß man des Guten nicht zu viel thun könne, ohne Rücksicht auf einen

Gegenstand weiter zu nehmen, ohne zu ahnen, daß auch sie in einem gewissen Bezug mit dem Zwecke und dem Verhältnisse des Ganzen stehen, oder doch stehen sollten. In jeder Stadt haben wir selbst solche Dingerchen, die wir äußerst witzig mit dem Namen gothischer Kapellen bezeichnen, weil sie mit kleinen Zinnen, geringfügigen Krümmungen bedeckt und voller Oeffnungen sind. Das Gothische im Kleinen taugt nur für Pastetenbäkker und Spielbuden.

In der St. Thomaskirche, welche fortwährend den Protestanten zu ihrem Gottesdienst eingeräumt ist, befindet sich das Denkmal, welches Ludwig der XVte dem Marschall von Sachsen errichtet hat. Es ist eines der berühmtesten Werke des Pigalle, und ein sehr schönes Zeugniß von dem Styl, in welchem die französischen Künstler arbeiteten, und worin Roubilliac uns so manche Werke hinterlassen hat, die alle das Gepräge seiner Schönheiten, aber auch aller seiner Mängel haben. Der Hintergrund des Ganzen besteht aus einer hohen und breiten Pyramide von grauem Marmor, welche an der Kirchmauer angebracht ist. Die Pyramide endiget sich unten in einigen Stufen, auf deren niedrigsten ein Sarkophag ruht. Der Marschall ist im Begriff, die Stufen hinab

in das Grab zu steigen. Rechts sieht man die symbolischen Attribute von England, Holland und Oestreich als Thiere mit Entsetzen vor ihm fliehen; links wehet die Siegesfahne von Frankreich. Des Helden Blick ist mit dem Ausdruck kaltblütiger Verachtung auf eine Gestalt des Todes geheftet, welcher seinen kahlen Schädel und knöcherne Arme aus dem Todtengewand hervorstreckt, indem er mit der einen Hand dem Marschall ein Stundenglas vorhält, worin der Sand abgelaufen ist, und mit der andern den Sarkophag öffnet, der ihn aufnehmen soll. Eine weibliche Figur, Frankreich vorstellend, stürzt sich zwischen Beide, und giebt sich alle Mühe, den Marschall zurückzuhalten, den Tod aber zu verdrängen. An der einen Seite des Ganzen befindet sich ein Genius nach der einmal beliebtesten Mode, ein Monument zu verfertigen, welcher über der umgekehrten Fakkel weint und auf der andern lehnt Herkules gestützt auf seine Keule. Alles ist in Marmor und in Lebensgröße. Die einzelnen Figuren haben nur mittelmäßigen Werth; sie sind voller Uebertreibung in Hinsicht der Lineamente und des äußern Anstandes, wovon sich die französischen Künstler niemals haben losmachen können; jedoch ist der erste Eindruck, welchen das ganze Werk macht, äußerst

überraschend, obgleich der Styl nicht rein genug ist, um den Eindruck von langer Dauer seyn zu lassen. Anfangs blendet es; nicht lange nachher wird es ermüdend.

Man hat die Figur des Marschalls oft zum Beyspiel angeführt, daß die Bildhauerkunst die engen und abenteuerlichen Gewänder neuerer Zeit nicht weniger glücklich zu behandeln wisse, als die lose Bekleidung des Alterthums; allein Niemand kann den Marschall von Sachsen auf seinem Standpunkte erblicken, ohne den Wunsch zu hegen, daß das Obergewand die Stelle des Rockes und der Weste vertreten möge. Es mag allerdings viel Fleiß und Gewandheit dazu erfordert werden, Knöpfe und Knopflöcher, Spitzen und Manschetten auszumeiseln; aber dies ist ein Verdienst, auf welches kein Bildhauer sich etwas zu Gute thun wird, der seine Kunst recht versteht und ihren eigentlichen Werth gehörig zu würdigen weiß; denn es beruht hier nur auf einer gewissen Nachbildung, welche mehr Gewandheit in den Händen als Geist und Nachdenken erfordert und mehr mit dem Ausschneiden der Nürnberger Spielereien gemein hat, als mit der göttlichen Kunst, die ihren größten Triumph darin sucht, menschliche Gestalten zu bilden. Nach diesem Maasstabe genom-

men dürfte der alte General Ziethen, welcher nebst andern Helden des siebenjährigen Krieges auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin in seiner Husarenuniform sauertöpfisch herabblickt, die in allen Theilen äußerst mühsam und genau gearbeitet, wohl die schönste Statue der Welt seyn, wofür sie auch in der That von manchen Preußen gehalten wird. Die Bildhauerkunst beschäftiget sich damit, menschliche Gestalten darzustellen, und folglich muß jede Art von Bekleidung, es sey im neuern oder alterthümlichen Geschmack, ihrem Zwecke hinderlich seyn. Allein Gewohnheit und gewisse Eigenthümlichkeiten, welche oft die Künstler des Alterthums nöthigten, eine Hülle anzunehmen, legen ihren Nachfolgern neuerer Zeit einen noch größern Zwang auf. Ein Cicero ohne alle Hülle würde sich eben so unschicklich ausgenommen haben, als eine Venus im Mieder, und ein unbekleideter Staatsmann oder Feldmarschall unserer Zeit noch weit unanständiger erscheinen als beydes. Wo denn nun einmal durchaus eine Bekleidung statt finden soll, da darf die Frage nur davon vernünftigerweise seyn, welcher modische Anzug hindert den Bildhauer am wenigsten, seiner Kunst Genüge zu leisten, und ist die annehmlichste, um in einer gefälligen Form sich darstel-

len zu lassen? Auf jeden Fall war das freie und fließende Gewand, das zu Athen und zu Rom üblich war, an und für sich weit anmuthiger und edler als die scharfen Winkel, die steifen Linnen, die unzähligen Falten unserer buntscheckigen Modekleider, sondern auch in der geschickten Hand des Bildners, so weich wie Wachs, um in jede beliebige Form gegossen zu werden, welche die Regeln der Schönheit und des Anstandes erfordern. Dem Künstler hingegen, welcher eine Statue nach dem neuern Geschmack bekleiden soll, stehen bey seiner Arbeit nicht so geschmeidige Materialien zu Gebote. Seine verwegene Hand muß keine Neuerung hinsichtlich der steifleinenen und breiten Kleider wagen. Was die Drapperie der Statue betrifft, wenn anders ein solcher Mißbrauch dieses Wortes erlaubt ist, so muß man allen Geschmack und allen Verstand völlig bey Seite setzen und einzig und allein bey der Arbeit nach dem Maße irgend eines Schneiders von Renommé verfahren.

Jenseits der Festungswerke hat man ungefähr noch eine Meile bis an das Rheinufer. Man hält gewöhnlich die hölzerne Brücke, welche quer über den Fluß geworfen ist, für eines der stattlichsten Werke der Bauart in Europa, ob sie gleich mit weit weniger Umsicht zusammengefügt ist,

wie die zu Constanz zerstörte. Gegenwärtig ist sie ganz unbrauchbar. In den Schlachten, welche den Alliirten den Weg nach Paris bahnten, ward der größte Theil der Brücke, nach der deutschen Seite zu, abgebrochen, und ist noch nicht wieder hergestellt worden. Die Communication wird durch eine Floßbrücke, etwas weiter den Strom hinunter, unterhalten, eine Bauart, welche durchgängig für weit bequemer gehalten wird. Sobald das Eis aufbricht, so werden die Bote meistentheils abgebrochen, um den Eisgang so viel als möglich zu erleichtern, und obgleich auf diese Weise die Communication dadurch für ein oder zwey Tage gehindert wird, so ist doch, wenn das Eis einigermaßen im Gange ist, die Brücke in einer halben Stunde wieder hergestellt. Sollte hingegen der Eisgang, welcher auf diesem majestätischen Flusse in gewaltigen Massen und mit fürchterlicher Gewalt herabstürzt, die hölzernen Pfeiler der Brücke wegführen, wie es bey der alten der Fall war, so würde die Unterbrechung weit länger dauern, da die Wiederherstellung lästigere und größere Kosten erfordert. Aus eben diesem Grunde sowohl, als wegen der Tiefe des Kanals und folglich auch der bequemen Schiffahrt sind alle Brücken unterhalb diesem Punkte, zu Mannheim, Mainz, Coblenz und Kölln

nach dieser Ansicht gebauet. Zwey Tage zuvor war eben das Eis gebrochen, und stürzte noch unaufhaltsam herab; die Brücke war in der Mitte weg, daher man die Ueberfahrt in einem gewöhnlichen Bote machen mußte, welches gegen den Strom dadurch gesichert wurde, daß es an einem Seile hinlief, welches quer über die in der Brükke befindliche Oeffnung gezogen worden war. Ein französisches Zollhaus bewacht den Eingang französischer Seits; jedoch ist die Visitation äußerst kurz und unbedeutend, da sich Niemand groß darum bekümmert, welche Waaren aus dem Lande geschafft werden. Die verliebten Zänkereien, welche bey Untersuchung der Körbe mit den vielen Bauermädchen statt finden, die von dem Strasburger Markte heimkehren, scheinen von den Zollbedienten geflissentlich unterhalten zu werden, mehr in der Absicht, bey dieser Gelegenheit verbotene Küsse zu rauben, als aus Begierde, verbotene Waaren zu entdecken. „Vater Rhein" wurde sicher und behend zurückgelegt. Von nun an zeigt sich den Blicken ein neues Land; neue Gestalten und Sitten, so wie eine ganz fremde Sprache kommen zum Vorschein; allein mitten unter diesen fremden Erscheinungen zeigt sich auch die alte Pest der Polizey und Zollbedienten. Denn kaum

ist man den Händen der französischen Zollbedienten entronnen, so fällt man in die Schlingen der deutschen Mauthbeamten.

Kehl, die erste Stadt, welche man deutscher Seits antrifft, hat ein gefälliges und regelmäßiges Ansehen, was selten in dem Innern des Landes wieder zum Vorschein kommt. Als ein Punkt von militairischer Wichtigkeit wegen ihrer Lage in Hinsicht auf Strasburg, traf sie das Mißgeschick, mehr als einmal während des Kriegs abgebrannt zu werden, und ist nun nach einem zweckmäßigen Plan wieder aufgebauet worden. Von vorn herein bezeichnen lange Striche von Weidenplätzen und hier und da Sandflächen, welche sich auf beiden Seiten des Ufers hinziehen, den Umfang vormaliger Ueberschwemmungen; doch kaum einige Meilen vom Ufer wird die Gegend eine der reitzendsten von Europa. Hier ist der Eingang zur Rheinebene — der Goldküste Deutschlands — wo jeder Schritt von Bevölkerung, Betriebsamkeit und Fruchtbarkeit zeugt, aber auch, leider seit zweihundert Jahren mit dem besten Blute Europas gedüngt worden ist. Gegen Westen wird sie durchgängig vom Rheine begränzt; gegen Osten hingegen ist sie von unregelmäßigen Anhöhen eingeschlossen, deren

Oberfläche der begünstigte Boden der Weintrauben ist, und aus deren Innerem die Mineralquellen entspringen, welche zu Baden und Hueb alle Moden und Krankheiten aus diesem Theile von Deutschland versammeln. Hinter ihnen thürmen sich die stolzen und rauchen Gipfel des Harzes, oder des Schwarzwaldes. Schon längst hat dieser seine Weite verloren, welche auf sechzig Tagereisen betrug, und so auch seine Elendthiere und Auerochsen. Nur das schauerliche Dunkel uralter Eichen und Fichten ist übriggeblieben; aber aus ihren Schatten sind auch die Banditen vertrieben, welche nach den anerkannten Gesetzen des Romanhaften, eben so gewöhnlich für Bewohner der deutschen Wälder gelten, als Dolch und Räubereien für die Waffen der Italiäner. Zwischen diesen Gränzen läuft die Ebene nach Norden hin, und verändert sich in der Breite, je nachdem sich die Hügel enger an das Ufer anschließen, oder weiter davon entfernen. Die Landstraße, welche von der Schweitz aus hieher führt, läßt diese Ebene liegen, und geht über die Anhöhen, die sie zur rechten Seite begränzen. Die Ebene, welche mit der von Toskanien wetteifert, so wie man sie von Fiesole, oder dem Theil der Lombardey aus erblickt, der sich unterhalb der Madonna di San

Luca nach Bologna hin erstreckt, liegt in der Tiefe und bleibt ein für allemal dem Auge unsichtbar. Wirklich verändert sich die allgemeine Ansicht der Gegenstände nicht im Geringsten; es ist eine ununterbrochene Reihe von Dörfern und kleinen Städten, welche unter Weinbergen, Kornfeldern und Obstgärten versteckt liegen; aber alle Augenblicke vereinigen sie sich in neue Gruppen, oder erscheinen aus einem andern Gesichtspunkte. Hier kommt plötzlich ein langer Strich des breiten und schimmernden Rheinstromes zum Vorschein, welcher die ferne Landschaft wie ein Silbergürtel umgränzt; dort treten an seine Stelle die entferntern Gipfel der Vogesen. Hier möchte man weilen unter den Hütten Offenthals, dessen Weinstock noch immer seine Güte behält, und seine Trauben um die Fenster der Bauern ziehet; oder dicht bey jenem kleinen Kirchhofe möchte man unter dem Baume sinnen, wo Türenne in dem letzten seiner Feldzüge fiel, und eine kurze Wallfahrt zu der ländlichen Kapelle machen, unter deren Altar das Herz des Helden beigesetzt ward.

Ein häßlicher Zug in diesem schönen Gemählde ist das, was die Deutschen einen Postwagen nennen, der durch diese himmlische Gegend sich

langsam fortbewegt. So sehr wir uns auch des Lachens nicht erwehren können bey dem Anblick der dürren Klepper, des mit Stricken zusammengeknüpften Geschirrs, und des schleppenden Ganges dieser Maschinen, welche in Frankreich den nämlichen Namen führen, so haben doch die Franzosen ihre weniger rüstigen Nachbarn in Allem übertroffen, was Nettigkeit, Bequemlichkeit und schnelle Abfertigung betrifft. Das deutsche Fuhrwerk hat einige Aehnlichkeit mit dem französischen, ist aber weit ungeschickter und unbehülflicher eingerichtet. Die Bagage, welche bey weitem den größern Theil der Last ausmacht; (denn unser Postwagen ist zu Allem dienlich und bereit, und beherbergt einen Klotz eben so willig als einen Passagier) ist nicht oben, sondern hinten angebracht. Hinter dem Wagen ragt ein Verdeck über die Achse der Hinterräder hervor, welches eben so lang und breit als das ganze Fuhrwerk ist. Hierin ist eine Festung von Kisten und Kasten, und aller nur ersinnlichen Bagage aufgebauet, die gemeiniglich über die Räder sich erstreckt, und sich weit über die Decke des Wagens emporthürmt. Die ganze Last wird so viel wie möglich durch starke Ketten vermehrt, welche dazu dienen sollen, den Festungsbau gegen alle Anfälle von hinten zu sichern; denn

die Bedeckung wird gleich ihrem Kameraden in Frankreich sich wohl hüthen, dem Wind und Wetter sich auszusetzen, sondern zieht sich in den Wagen zurück, um daselbst sich ungestört der Ruhe zu überlassen, und überläßt das ganze Gebäude, welches mit so viel Anstrengung und bewunderns-würdiger Geschicklichkeit aufgeführt worden ist, gänzlich seinem Schicksal. Sechs Passagiere, falls sich so viele Wagehälse finden lassen, werden inwendig hineingestopft; zwey, weniger glücklich oder beherzt, pflanzen sich in das Wägelchen bey der Bedeckung. Der Deutsche kann nicht athmen, ohne den Rauch seiner lieben Pfeife in sich zu ziehen; die inwendig Sitzenden dampfen daher einander behaglich gerade in das Gesicht. Durch diese Vermehrung des Elends und Ungemachs, welchem man in dem gewöhnlichen Postwagen bey einem engen und niedrigen Raume, und der Rückseite, die sich in einer stets senkrechten Richtung befindet, ausgesetzt ist, wobey die Beine gleich einem Märtyrer, in dem Kutschkasten eingezwängt dulden müssen, und die Luft schändlicher Weise nur sparsam zugemessen ist, gewinnt der Postwagen in der That das Ansehen einer schwarzen Höhle. Es ist wahr, die Polizey hat ernstliche Verordnungen gegen das Tabaksrauchen er-

gehen lassen, und mein Herr Schaffner ist besonders angewiesen, darauf zu sehen, daß sie genau beobachtet werden; allein mein Herr Schaffner hat aus eigener Lüsternheit ein besonderes Interesse dabey, diese Verordnungen einschläfern zu lassen, und ist nicht selten der erste, welcher zu ihrer Uebertretung auffordert. Vor dieser ungeheuren Masse, einem wahren Flickwerk von Postkutsche und Fuhrmannskarren, sind vier dürre, lumpige Klepper gespannt, und die ganze Maschine treibt nun so auf den schönsten Straßen, ungefähr etwas mehr als drey englische Meilen in einer Stunde, den Aufenthalt unterweges mit eingeschlossen, fort. Jede Art von Erfrischung wird jedesmal mit wahrer menschenfreundlicher Gemächlichkeit besorgt, und in jeder ansehnlichen Stadt muß eine Lücke in der Bagagenburg gemacht, und dieselbige sodann wieder aufgebauet werden. Eine halbe Tagereise in einem solchen Fuhrwerke ist hinreichend, einem dasselbe auf Lebenslang zu verleiden *).

---

*) In den Rheinprovinzen, Preußischen Antheils hat die Errichtung neuer französischer Posten doch einigen Nacheifer erweckt, oder die Regierung ist selbst dahin gebracht worden, mit allem Eifer die Mittel für den gegenseitigen Verkehr in diesen Handelsgegenden des

Einzig und allein der außerordentlichen Fruchtbarkeit, mit der die hiesige Gegend gesegnet ist, muß es zugeschrieben werden, daß ihre Bewohner sich so schnell von den Verwüstungen erholt zu haben scheinen, womit sie der Krieg wiederholt heimgesucht hat. Von Basel bis Frankfurt wird man kaum ein Feld finden, welches nicht von den kämpfenden Armeen niedergetreten worden wäre. Sie sind keinesweges wohlhabend, und man dürfte leicht in Versuchung gerathen, sie für dürftig zu halten, wenn man ihre gewohnte Lebensweise in Hinsicht der häuslichen Bedürfnisse nach unsern Begriffen würdigen wollte; aber sie besitzen Güter von höherm Werthe, Betriebsamkeit und Frohsinn, ein argloses, höchst theilnehmendes Gemüth. Das Haus Baden hat längst schon einen ehrenvollen Rang unter den kleinern Fürsten Deutschlands wegen der weisen Sparsamkeit und Herablassung behauptet, mit welcher es regiert. Es richtete sich ganz nach der Gesinnung

---

Königreichs zu erleichtern. Auf der Landstraße zwischen Frankfurt und Kölln, ist eine Art von Post eingerichtet worden, welcher man die Ehre angethan hat, den Namen Schnellwagen zu geben, weil sie ungefähr fünf bis sechs (englische!) Meilen in einer Stunde zurücklegen kann.

des Weimarischen Hofes, da es die jungen Genies gegen die widersinnige Herrschsucht der französischen Gelehrten in Schutz nahm, und sich nicht schämte, Klopstock nach Carlsruhe als die Zierde seines Hofes zu rufen. Der jetzige Großherzog war einer der ersten unter den deutschen Fürsten, welcher seinen Unterthanen eine stellvertretende Regierung gab, als die Beendigung des Krieges ihn und sie von dem Joche befreiet hatte. Auf einem solchen Boden, und mit solchen Unterthanen, die so betriebsam und genügsam sind, dürfte es einer guten, zweckmäßig eingerichteten Regierung nicht schwer fallen, die ländlichen Bewohner in eine solche Lage zu versetzen, daß sie keine Ursache hätten, irgend eine Gegend von Europa um die ihrige zu beneiden.

Der Großherzog ist ein Fürst, der bey dem Volke beliebt ist, besonders gilt dieses von den Erbbesitzungen seines Hauses. In dem schwäbischen Theil seines Landes fand er die mehreste Schwierigkeit, sich beliebt zu machen, nicht aus dem Grunde, als ob er dieser Liebe unwürdig gewesen wäre, sondern weil es den Schwaben schwer fiel, sich von ihrer fortgeerbten Anhänglichkeit an das Haus Habsburg loszureißen. Diese dreisten Schneckenmäster und Kirschwasserdestillateurs, eine

Zunft, von deren Verstand ihre Landsleute eine so schlechte Meinung hegen, daß durch ganz Deutschland ein Zug der größten Dummheit sprichwörtlich ein Schwabenstreich genannt wurde, sehnten sich unter die Flügel des doppelten Adlers zurückzukehren. Als bey dem ersten Vorrücken der Alliirten der Kaiser und der Großherzog sich gemeinschaftlich in Freyberg befanden, erhielt ersterer in der That in seinem Zimmer eine Adresse von den Schwaben, in der sie ihn baten, sie wieder unter seinem kaiserlichen Scepter aufzunehmen, und dies geschah, während letzterer sein Wirth, und ihr Landesherr mit demselben unter einem Dache sich befand. Der Kaiser weinte mit ihnen über alte Geschichten und die Beweise der alten Anhänglichkeit; denn man wird wohl in seinem ganzen Reiche keinen weichherzigern Mann, als ihn antreffen; allein andere Ansichten der Politik geboten, und sie blieben unter ihrem neuen Herrn. Diese Neigung scheint Antheil an der geheimen Geschichte der Verfassung Badens gehabt zu haben; denn die Regierung beschloß, das Gesuch zu verwilligen, um die Meinung des Volkes zu ihrem Vortheil zu lenken.

Einige kleine Hauptstädte ausgenommen, welche ein freundliches und gefälliges Ansehen haben,

harmoniren die andern Städte, welche rings umher zerstreut liegen, durchaus nicht mit der reizenden Umgebung. Sie sind unregelmäßig, unschicklich und düster gebauet. Die Einwohner sind zufrieden, den Tag über durch finstere enge Gassen zu kriechen, wenn nur ein freies Plätzchen mit Bäumen beflanzt ihnen für ihre Abendpromenade zu Gebote steht. Carlsruhe, die Hauptstadt des Großherzogthumes, hat, ausgenommen, daß sie durch das Geräusch und den Prunk belebt wird, welchen die Residenz eines Hofes in einer kleinen Stadt jederzeit veranlaßt, ein besonders ländliches Ansehen; es mahnt einen gerade wie ein großes und niedlich gebautes Dorf. Die Pappelwäldchen, welche die Stadt umgeben, und in langen widerlichen Reihen, die vorbeyführenden Straßen besetzen, verrathen nicht viel Geschmack. Ueberhaupt ist die Pappel kein Baum, der sich eignet, in dichten Gruppen angepflanzt zu werden; auch dann wenn er eine Allee bildet, ist sein Laub weder so breit, noch sein Schatten so dunkel, um sich mit seiner steifen pyramidischen einförmigen Gestalt aussöhnen zu können. Carlsruhe liegt gleichsam unter ihnen vergraben, und sie sinken zur äußersten Unbedeutenheit herab, wenn das Auge mit Hülfe des Fernrohres die

ungeheuren Stücke des Schwarzwaldes im Hintergrunde erblickt.

Ohne die Anwesenheit des Hofes würde Carlsruhe nicht bestehen. Einzig und allein die Bedürfnisse des Hofes, so wie der Ueberfluß und der Reichthum, welcher jedesmal dem Hofe um des Handels oder des Vergnügens willen folgt, hat seine Volksmenge in Aufnahme gebracht und zu erhalten gewußt. In dem kleinen Bezirk ist die Anzahl der fröhlichen und müßig umherschwärmenden Menschen so groß, daß Armuth und Elend nicht leicht den Blick des Fremden erreichen. Auf den ersten Anblick wird er versucht, Carlsruhe eher für einen Ort der Freude und der verfeinerten Vergnügungen als des Geschäftslebens zu halten; allenthalben fühlt er sich wie in den Umgebungen eines Palastes, noch dürfte er sobald die Erfahrung machen, daß auch die ernsthaftern Angelegenheiten des Lebens berücksichtiget werden, wenn es ihm nicht gerade gelingt, ein genauer Zeuge von den Streitigkeiten zu seyn, die in den Gerichtshöfen verhandelt werden.

Ueber Carlsruhe hinaus wird die Ebene auf einige Meilen etwas breiter; aber in der Nähe von Heidelberg drängt sich ein Bergrücken, durch deren Thäler der Neckar sich schlängelt, nach dem

Rheine zu. Auf dem letzten Abhange und am Fuß des Gebirges ruht Heidelberg; Korn und Wein drängen sich auf einander längs dem Neckar hin, so weit nur dessen Lauf sichtbar ist, bis an die Mauern von Mannheim. Mannheim selbst ist eine der regelmäßigsten, ganz mathematisch gebaueten Städte in Europa; eine wahre Zusammenstellung von schnurgeraden und gleichlaufenden Linien, wo jede Straße und jedes Gebäude eines wie das andere ist. Es war freylich nicht schwer, es in einer Stadt von fünfundzwanzigtausend Einwohnern zu einer solchen Gleichförmigkeit zu bringen; aber abgesehen davon, wie einförmig dies ist, so veranlaßt es auch Verwirrung. Sich in den Straßen Mannheims herauszufinden, kostet in der That weit mehr Mühe, als in weitläuftigern Städten, welche es nicht haben über sich gewinnen können, ihre Knie in demüthiger Unterwürfigkeit vor einem Grundriß zu beugen, und in denen bey aller Unregelmäßigkeit des Ganzen, doch die Gegenden angemerkt sind, und ihrer Eigenheiten wegen sich leicht wieder auffinden lassen. Die Herumführenden rühmen eine oder zwey Kirchen, welche äußerst abgeschmackt sind, so wie den Palast, der ein sehr weitläuftiges und schwerfälliges Gebäude ist; aber die schön-

sten Reitze verdankt Mannheim der Natur. Gegen Norden ist die Stadt von den blauen Gewässern des Neckars umgeben, welcher bey Heidelberg für immer seinen gebirgischen Schlund verlassen hat und sich hier sebst ruhig und langsam in den Busen des Rheins ergießt. Der Rhein selbst richtet seinen majestätischen Lauf nach Westen und bespült die Mauern; die Ebene jenseits entfernt sich nun wieder von dem linken Ufer, und verschwindet endlich in den Schatten der Wälder und jähen Höhen der Vogesen. Den Rheingau selbst ausgenommen, dürfte man wohl wenige Gegenden um den Rhein finden, wo dieser königliche Strom einen so herrlichen Anblick gewährt — die Weite des Wassers, welches sich gleich einem mächtigen See ausbreitet, — seine langsam majestätische Bewegung, seine grüne Farbe, die jedoch nicht so dunkel ist, um nicht den lebhaften Wiederschein der Wälle und Thürme bemerken zu lassen, welche auf der einen Seite des Ufers sich erheben, so wie der Hütten, Obstgärten und Weinberge, welche die andere Seite desselben zieren. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Kühlung, welche auch in der größten Sommerhitze diese Gewässer umschwebt, fröhliche Schaaren von Spaziergängern zu den Wällen und zu der Brücke

hinzieht, um dies herrliche Schauspiel zu genießen; oder daß sie stolz ganz Europa auffordern, ihnen irgend einen Strom zu nennen, der mit dem ihrigen zu vergleichen wäre. Könnte Virgil gegenwärtig als Dichter auftreten, so würde er den Po nicht länger mehr den „König der Flüsse" nennen, selbst in Europa nicht, denn in jeder Hinsicht, ausgenommen was das Klima und den classischen Werth betrifft, wird der Rhein immer den Vorzug behaupten. Die künstlichen Eindämmungen des Po, so sehr sie sich als Werke großer Anstrengung und Einsicht auszeichnen, verunstalten dennoch seine Schönheit, und der Sand, mit welchem er auf der Seite des adriatischen Meeres einzudringen droht, entstellt sein eigenes Gewässer. Der Rhein, wie ihn Virgil kannte und beschrieb, bespülte noch keine Weinberge, oder gab den Wiederschein von Kirchen; er hatte von ihm nur als von einem reißenden, aller Zierde beraubten Strome gehört, welcher unaufhaltsam durch endlose Waldungen sich wand, und die Schlupfwinkel der Barbaren sicherte, welche den Flug des Römischen Adlers gezähmt hatten.

Die Reitze der hiesigen Umgebungen, so wie die Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens lokken eine Menge Fremde herbey, die hier ihren

Aufenthalt nehmen; auch findet man hier, da der Ort der Wittwensitz der verwittweten Markgräfin ist, einiges von dem Glanz und dem Staat, welcher einen Hof umgiebt. Unter den Fremden giebt es mehrere Personen von Gelehrsamkeit, und die öffentlichen Zusammenkünfte zu Mannheim haben dadurch allmählig eine Art von Bildung und feiner Lebensart angenommen. Beträchtlich ist hier die Anzahl der Russen, vorzüglich der Liefländer. Die Unterthanen des Selbstbeherrschers aller Reußen scheinen eine natürliche Neigung zu haben, sich in jedem wärmern Klima oder in jedem gebildetern Lande weit lieber anzusiedeln, als in ihrem Vaterlande. Von Palermo bis Brüssel findet man sie nicht etwa hin und her wandernd, sondern sie wählen ihren Aufenthalt so lange als es ihnen vergönnt ist. Aus eben diesen Gründen wählte auch Kotzebue Mannheim zu seinem Aufenthalte, als die Nachricht von der heimlichen Verbreitung seines unglücklichen Bulletins ihn bewog, Weimar zu verlassen; und hier war es in einem kleinen Hause am Rhein, wo er als ein Opfer der Schwärmerey Sands fiel. Noch fand ich den Mörder, der kurze Zeit vorher hingerichtet worden war, als den Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Obgleich seine That, au-

ßer ihrer Schändlichkeit in moralischer Hinsicht, auch noch besonders Deutschland im Betreff des Politischen viel geschadet hat, so schien doch die öffentliche Stimme sein Andenken mit großer Schonung zu behandeln. Die Mehresten waren zwar ehrlich genug zuzugeben, daß Sand Unrecht gethan habe, einen Meuchelmord zu begehen, aber sie waren weit entfernt, ihn mit der Verachtung, oder mit dem Abscheu zu behandeln, der einem Mörder gebührt. Die Frauenzimmer wußten sich in ihrer Betrübniß bey seiner Hinrichtung fast gar nicht zu mäßigen. Ueber die Nothwendigkeit, ihm den Kopf abzuschlagen, konnten sie sich leichter hinwegsetzen, aber unverzeihlich fanden sie die Grausamkeit, daß man ihm, ehe man ihn auf den Block legte, die langen dunkelbraunen Locken abschnitt, welche nach Studentenmanier seine Schultern herabflossen. Leute wollten Manches in seinem Benehmen und in seiner Lage finden, was sich vereinigte, ihn eher als einen Gegenstand des Mitleidens und selbst der Bewunderung als der Schuld zu betrachten. Kotzebue wird von Niemanden bedauert. Ihm, wie es Manche gethan haben, alles Talent und literarisches Verdienst abzusprechen, verräth eine große Unwissenheit oder Einfalt; aber sein Talent konnte sein unvorsichti-

ges Benehmen nicht beschönigen, und nie hat wohl Jemand besser die Kunst verstanden, sich Feinde zuzuziehen als er, er mochte auch angestellt seyn, wo er wollte. Ueberdieß ist Jedermann der Meinung, daß Sand, zu welchem schrecklichen Irrthum ihn auch seine überspannten Ideen verleiteten, nach dem handelte, was er für einen Grundsatz des allgemeinen Bestens hielt, und keinesweges aus irgend einem Privatinteresse. Diese Meinung, so wie die Geduld und Entschlossenheit, welche er vierzehn Monate lang unter dem Drucke schmerzhafter körperlicher Leiden bewies; die Freundlichkeit, mit der er sich gegen Jedermann benahm, und endlich die Unerschrockenheit, mit der er sich der Strafe für sein Verbrechen unterwarf, Alles dies hat ihm natürlich in Deutschland viel Mitleid und Schonung verschafft. Allein dergleichen beschönigende Aeußerungen gegen denjenigen, der eine solche That begehen konnte, sind ohne Zweifel außerordentlich gefährlich. Sie dürfen nur um ein Haar breit die Gränze überschreiten, so werden sie geradezu Vertheidiger des Meuchelmordes, und noch schwerer ist es, von ihnen sich völlig loszureißen. Einer der größten Nachtheile, welchen ein solches Beispiel verursacht, ist unstreitig dieser, daß schwache Köpfe und Solche, deren Phantasie

erhitzt ist, eine verderbliche Vorliebe zu Grundsätzen fassen, welche jeden Menschen zum Henker seines Nächsten machen. Noch würde man der Wahrheit zu nahe treten, wenn man behaupten wollte, als ob Sand blos von seinen Mitkameraden unter den Studirenden so schonend beurtheilt worden wäre. Selbst in den gesetztern und vorzüglichern Classen der Gesellschaft, ob man gleich sein Verbrechen durchaus nicht rechtfertigte oder billigte, konnte ich doch selten eine Neigung gewahr werden, ein strengeres Urtheil über ihn zu fällen. Als der Nachrichter sein blutiges Amt vollzogen hatte, stürzte die Menge auf das Schaffot, jeder begierig, einzeln zerstreute Haare aufzulesen, oder ein Band, ein Schnupftuch, ja wohl gar ein Stückchen Papier ins Blut zu tauchen. Splitter wurden von dem noch rauchenden Block abgeschnitten und in Medaillons getragen, so wie Haare von ihm in Ringen, öfters unächt, aber doch verehrt wie die Reliquien eines Heiligen. Ob er gleich als ein Mörder hingerichtet worden war, so ward doch seine Hülle in geweihten Boden gelegt, und ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln der Polizey streueten unbekannte Hände frische Blumen und Zweige von Trauerweiden auf des Mörders Grab.

Zu Heidelberg befindet sich unter der achtbaren Verwaltung des Hauses Baden die Universität fortwährend in einem blühenden Zustande, und die Studenten, welche bey weitem den wichtigsten Theil der Stadtbewohner ausmachen, besitzen alle die wunderlichen Launen, wodurch sich mehr oder weniger alle deutsche Universitäten auszeichnen. Der unförmliche Rock — das lange Haar — der bloße Nacken — der ungeheure Hemdekragen, welcher hinten bis auf die Schultern herabfällt — die affektirte Nachlässigkeit kündigt auf einmal an, daß hier Studenten ihren Sitz aufgeschlagen haben; und gleichwohl bewohnen diese Geister ein Paradies. Der Neckar, obschon schiffbar für den kleinen Handel, behält doch immer alle Frische eines Gebirgsstromes. Auf seinem linken Ufer liegt die Stadt am Fuße der Felsen unordentlich zusammengeworfen, prunklos, unregelmäßig und altväterisch gebauet. Auf dem rechten Ufer glühet der Wein, reifend unter den höhern Wänden des Felsen und des Waldes, der ihn vor dem Norden schützt. Hinten wird die Aussicht enger, so wie das Thal längs den Windungen des Flusses zurück weicht; nach Westen breitet sie die entzückende Ebene aus, und endiget erst am Rheine. Ueber der Stadt blickt der Palast der

Churfürsten von der Pfalz, zerstört nach und nach durch Bliz, Krieg und den Zahn der Zeit finster herab. Es ist gut, daß er jetzt als eine Ruine da stehet. In den Tagen seiner vollendeten Pracht mußte ein so unermeßliches und majestätisches Gebäude, welches in mancher Hinsicht gerechte Ansprüche auf classische Baukunst macht, gegen die herrliche Umgebung gehalten, gar nicht an seinem Platze seyn, und konnte es wenigstens mit derselben gar nicht aufnehmen. Gothische Thürme und durchsichtige Zinnen können auf dem Gipfel einer steilen Anhöhe angebracht, oder zur Seite eines engen, romantischen Thals hingestellt werden, aber eine Fläche von größerem Umfange, und Gegenstände, die einen größern Eindruck machen, als das blos malerische, sind die würdigen Umgebungen eines solchen Gebäudes, wie das Heidelberger Schloß seyn mußte, als dessen Säle von den Granitsäulen glänzten, die einstens Karlemanns Lieblingspalast schmückten. Wenn dies ein Versehen war, so hat ihm Zeit und Zerstörung vortrefflich abgeholfen; wie auch das Schloß gewesen seyn mag, als Ruine steht es nun in völligem Einklange mit der Umgebung, und behauptet seinen Ruhm eben so gut wie die imponirendsten und prachtvollsten Gebäude seines Gleichen in Europa. Die

Mauern, welche an Dauer und Festigkeit mit dem Felsen zu wetteifern schienen, auf dem sie errichtet wurden, liegen in den Gräben, in zerstreueten Massen umher „gleich Fragmenten einer vorigen Welt." Unter den prächtigen Rittersälen trifft man noch jetzt manche seltene Gegenstände der Pracht an, welche sie einstens zum Stolze Deutschlands machten, und unter dem Rauche, welcher die Mauern verunreiniget, glaubt man in Gedanken den Wetterstrahl verfolgen zu können, welcher den Brand verursachte.

Der niedrigste Theil des Ganzen, die Keller, sind allein der Zerstörung entronnen, denn sie sind in den Felsen von Natur eingehauen, und sollen sich nach alten Sagen, weit unter der Stadt hin erstrecken. In einem derselben wird noch jetzt das berühmte heidelberger Faß aufbewahrt, in welches, ich weiß nicht mehr, wie viel Tonnen Wein gehen sollen. Aber ach! es ist ausgedorrt und leer, und eine eben so sprechende Erinnerung an den Wechsel alles Irdischen als das zerstörte Schloß. Wenn oben die Säle und Höfe wiederhallten von dem fröhlichen Getümmel ritterlicher Bankette, und treuer Bundesgenossen, dann war es ein Jubelfest, es zu füllen, und es abzulassen eine Freude. Nun ist das Haus Pfalz auf Bai-

erns Thron, das Schloß liegt in Ruinen, und das Faß ist leer. Es lebt nur noch fort in den Trinkliedern der Studenten, und als eine Merkwürdigkeit für Fremde.

In Darmstadt selbst, einer andern kleinen artigen Stadt, und der Hauptstadt des Großherzogthums gleichen Namens, deren Wohlstand eben so, wie es mit Carlsruhe der Fall ist, völlig von dem Aufenthalte des Hofes abhängt, sah ich nichts als ein glänzendes Theater, mit einem vortrefflichen Orchester, und überfüllt mit Zuschauern, von denen die Meisten aus Frankfurt gekommen waren, um die Oper Oedipus von Sachini zu hören. Die Oper ist die herrschende Leidenschaft des Großherzogs. Er hat unstreitig das ausgesuchteste Orchester zwischen Basel und Brüssel, aber die einzige Festung in seinem Lande ist mit fremden Truppen besetzt.

Ein weiteres Fortrücken von vierzehn Meilen durch eine Gegend, welche weit sandiger ist als irgend eine andere der Ebene am Ober-Rhein, führt an die Ufer des Mains; die gefällige Sorglosigkeit und das höfische Benehmen Darmstadts verwandelt sich auf einmal in das geräuschvolle und lärmende Wesen Frankfurts. Lange zuvor, ehe man die Stadt erreicht, kündiget der wachsende

Zug von Kutschen und Wagen die Nähe dieser großen Handelsstadt an. Als wir die Brücke über den Main passirten, wurde die Verwirrung unbeschreiblich, denn es war gerade Michaelmesse. Die kleinen Straßen, welche sich zwischen großen, altväterischen Massen von Gebäuden verlieren, schienen zu enge für die geschäftige Menge zu seyn, in allen Sprachen Europas alle Producte desselben beschauend und bietend. Die Außenseite der Laden, und in manchen Fällen auch die der ersten Stockwerke ist durchgängig mit langen Stücken Tuch behangen, welche den Namen und die Waaren des Fremden verkünden, welcher hier seine Bude aufgeschlagen hat, und zwar in französischer und italienischer, deutscher, russischer, polnischer, böhmischer, selten in englischer, aber desto häufiger in hebräischer Sprache. Da indessen letztere etwas unpassend für öffentliche Anzeigen ist, so war sie jederzeit mit einer Uebersetzung in eine bekanntere Sprache begleitet. Nicht allein die öffentlichen Straßen, sondern auch alle Winkel, die nur einigermaßen gegen den lästigen Andrang der Wagen und Pferde gesichert seyn konnten, seufzten gleichsam unter der Last geputzter und weitläuftiger Buden, welche in der übertriebensten Nebeneinanderstellung Alles zur Schau ausstellten, was

jemals Bequemlichkeit oder Luxus erfunden hat, von hölzernen Schüsseln, Manchestercattun, oder Wiener Pfeifenköpfen an, bis zu den Juwelen und Kostbarkeiten des Palais Royal, oder bis zu dem Meißner Porcellain, Seidenwaaren von Lyon, oder Leuchtern aus den böhmischen Gebirgen. Zwar hat jede Messe in geringerem Verhältnisse ähnliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände und einen nicht unbedeutenden Zusammenfluß von Menschen aufzuweisen; aber eine Menge Menschen aus allen Welttheilen, noch dazu Handelsleute, die nicht die Sucht nach Vergnügungen, sondern Speculation hieher getrieben hat, in den Straßen und Gasthöfen Frankfurts versammelt zu sehen, dies wird man nicht leicht anderswo in der Art antreffen, ausgenommen in Leipzig bey ähnlichen Gelegenheiten.

Sollte auch der Reisende, welcher zufälligerweise in dieser für einen solchen am ungünstigsten Jahreszeit hier eintrifft, mit einem Keller oder Dachstübchen sich begnügen lassen, so sind dennoch die Hotels nicht weniger belebt und angefüllt, wie das Ganze. Kellner und Koch haben sich Wochen lang vorher zu diesem Feldzuge gerüstet; Speisekammern und Mägde sind in beständigem Krieg der Besitznahme mit einander begriffen; der große

Saal, welcher eigentlich nur für Bürgerfeste und Bürgerbälle bestimmt ist, steht zu dieser Zeit für die tägliche table d'hôte offen. In einem Hotel saßen alle Tage hundert und funfzig Personen an der Tafel, die alle Sprachen „vom Indus bis zum Pole" schnatterten. Die neudecorirten Wände stellten in Gemälden alle berühmten Landschaften des Rheins von Mannheim bis Kölln vor; die mit Stuckatur gezierte Decke und die güldenen Gesimmse übertrafen an Glanz bey weitem den Saal auf der entgegengesetzten Seite der Straße, in welchem die Häupter des heiligen Römischen Reichs gewöhnlich sonst gewählt und gesalbt wurden. Von einer Gallerie an jedem Ende angebracht, begleitete ein volles Orchester jeden Bissen Bratwurst mit einem schallenden Marsch, oder stimmte, wenn Hochheimer und Rüdesheimer in den Adern zu glühen begann, die Gesellschaft durch einen Walzer nach dem andern zu der Theilnahme an den Freuden des kommenden Abends. Nicht immer ist es den Kaufleuten, welche aus allen Gegenden herbeyströmen, vergönnt, ihre Reise allein zu machen. Ihre Weiber und Töchter wissen recht gut, daß Handel nicht das einzige Geschäft ist, welches auf einer Frankfurter Messe getrieben wird; daß es außer den Wechselbriefen

und Bilancen für die Herren, auch Bälle, Spiele und Koncerte für die Frauenzimmer giebt, und daß bey solchen Gelegenheiten ein Herr nirgends gesicherter ist, als wenn er seine Frauenzimmer selbst bey sich hat. Sie tragen daher ein eben so großes Verlangen nach einem kurzen Aufenthalte in Frankfurt als nach der Brunnenzeit zu Spaa oder Baden. Ob sie gleich im Ganzen genommen weder viel Bildung noch feine Lebensart besitzen, so sind sie doch hübsch, beredt, und lassen sich gern unterhalten; sie geben den öffentlichen Spaziergängen mehr Abwechselung, und Stoff zur Unterhaltung an der Tafel.

Die Eigenheiten der Messe ausgenommen, so dürfte sich Frankfurt weiter nicht von hundert andern großen Städten unterscheiden. Sie erstreckt sich hauptsächlich längs dem rechten Ufer des Mains hin, welcher durch den Unrath der Stadt verunstaltet wird, und auf keinen Fall dienen die ungeschickten und unförmlichen Dinger, welche Schiffe heißen und zum Handel gebraucht werden, derselben zur Zierde. Es kann nicht geläugnet werden, daß jeder auch nur mittelmäßige Strom jedesmal seine Reitze verliert, sobald er durch eine große Stadt gehen muß. Unterhalb der Stadt wässert er einen ländlichen, jedoch etwas reitzlosen

Bezirk, indem er sich bey den Weinbergen von Hochheim nach dem Rhein zu windet. An und für sich ist die Stadt im Ganzen genommen alt, und an mehrern Orten sehr verfallen. Auch nicht eine gute Straße wird man daselbst antreffen, ausgenommen die Zeil, und die mehrsten Häuser in dieser Straße, welche sich gut ausnehmen, sind Gasthöfe. Unter ihnen befindet sich eines, in welchem man sich Voltaire's auf Requisition des preußischen Residenten bemächtigte, als er dem Zorne des Monarchen zu entrinnen suchte, dem er so lang „schmutzige Wäsche gewaschen hatte". Die wohlhabenden Bewohner Frankfurts, welche immer mehr zunehmen, siedeln sich gern außerhalb der Stadt an; denn die zunächst umliegende Gegend, entweder den Main hinauf, oder rückwärts in den Thälern des Taunus ist so reich an Naturschönheiten, daß es ganz natürlich ist, wenn der Wohlhabende den Aufenthalt in hiesiger Gegend dem in der finstern Stadt weit vorzieht. Eine Menge reitzender Landhäuser ziert die Abhänge und krönt den Gipfel des Mühlbergs, einen Berg von mittelmäßiger Höhe, der sich längs dem entgegengesetzten Ufer des Mains hinziehet, und eben so berühmt wegen des Weines, der daselbst wächst, als wegen der Aussicht ist,

welche man von demselben genießt. Hier ausruhend von den ermüdenden Rechnungen des Comtoirs blicket der Kaufmann im stillen Entzücken hinab auf den Zug der Segel und Wagen, die Zuwachs seinem Reichthume, und auf das Gedeihen der Weinstöcke, die neuen Vorrath seinem Keller versprechen.

Der Dom, ein Werk des vierzehnten Jahrhunderts, ist nicht sowohl an und für sich selbst, als hinsichtlich seines Alterthumes interessant; der unvollendete Thurm, die unvollendete Arbeit eines ganzen Jahrhunderts, nimmt sich traurig auf dem Gebäude aus. Der Römer, ein Gebäude, welches gegenwärtig zu öffentlichen Geschäften gebraucht wird, soll seinen Namen daher leiten, daß es von Kaufleuten aus der Lombardey als ein Waarenlager, wo nicht erbauet, doch wenigstens benutzt wurde, und zwar in dem eilften und zwölften Jahrhundert, wo Venedig noch die Erzeugnisse des Orients nach dem Norden versendete. Nachgehends ward es zu einem edleren Zweck bestimmt, wodurch es auch nur allein einiges Interesse erhält; innerhalb seiner Mauern wurden nehmlich die deutschen Kaiser gewählt und gekrönt. Hier wird auch noch als ein vergessenes Ueberbleibsel der Majestät eine Copie von der goldnen Bulle

aufbewahrt, ein Document, welches die Rechte der Fürsten und Unterthanen des Reichs bestimmte, von allen Regeln abweichend, so lang es in Kraft stand, und nicht vermißt, als es seine Wirksamkeit verloren hatte. Das Gesimmse über der carmesinrothen Tapete, mit welcher die Wahlkammer völlig behangen ist, hat die Waffenschilder der Wahlfürsten beybehalten dürfen, und sind nun Zeugen von den Berathschlagungen des Senats zu Frankfurt. Der Saal, in welchem die Kaiser gekrönt wurden, kann einer so ehrwürdigen Ceremonie durchaus nie entsprochen haben.

Eine Stadt, wo jedermann darauf ausgehet, und jeder Augenblick dazu angewendet wird, Geld zu machen, kann unmöglich ein günstiger Aufenthalt für Künste und Wissenschaften seyn, obgleich dieselbe mit dem Beynamen „einer freien" beehrt wird. Zwar besitzt Frankfurt eine Gemäldegallerie, allein ich fand wenig darinnen, was sich der Mühe verlohnt hätte, wiederzusehen. Das ansehnliche Legat eines Banquiers, welcher vor einigen Jahren eine Summe von hunderttausend Pfund zur Aufmunterung der Künste und Unterstützung junger Künstler aussetzte, wird wahrscheinlich, wie es bey ähnlichen milden Stiftungen gemeiniglich der Fall ist, des Mittelmäßigen in

Menge erzeugen. In einem der in der Vorstadt gelegenen Gärten eines der reichsten Kaufleute befindet sich das Meisterstück von Dannecker, einem Bildhauer aus Wirtemberg, Ariadne auf einem Leopard, vorstellend. Die Figur ist gut gehauen; allein der Anstand ist ungefällig; sie schaukelt so bedenklich und ängstlich auf dem Rücken des Thieres, wie ein furchtsamer Seiltänzer. Nie ist ein Bildhauer in Bearbeitung des Marmors unglücklicher gewesen. Die Göttin von Naxos sieht gerade so aus, als ob sie aus alten Stilton Käse geschnitzelt wäre; ihr bloßer Körper ist mit blauen Flecken und Streifen vom Scheitel bis zur Fußsohle bedeckt. Längst wünschten die Bürger ihrem berühmten Mitbürger Göthe ein Denkmal zu errichten; da aber dagegen selbst von Mehrern Einwendung gemacht wurde (denn es fehlt Göthen nicht an Verläumdern) so scheinen sie es für schicklicher gehalten zu haben, die Ausführung dieses Plans wenigstens bis zu dem Tode des Patriarchen zu verschieben; und in der That haben auch wenig Menschen gleich ihm, so manche Bewunderer überlebt.

Frankfurt steht, zufolge seiner Handelsverhältnisse, so durchaus unter fremdem Einflusse, und ist durch eine Mischung fremder Sitten so

verunstaltet, daß man kaum behaupten kann, die eigentliche Volksklasse desselben habe einen eigenthümlichen Charakter, ausgenommen den, welcher in der Sucht besteht, auf jedem nur ersinnlichen Wege Geld zu machen. Eben die mannigfaltigen Verbindungen mit allen Enden der Erde, welche diese Bürger in gewisser Hinsicht zu Weltbürgern schufen, haben sie unfähig gemacht, deutsche Bürger zu seyn, oder diesen Namen zu verdienen; denn sie beurtheilen die menschliche Glückseligkeit nur nach Tausch- und Weinpreisen. Indessen wollen wir nicht in der Uebereilung die achtbaren Bürger der Stadt Frankfurt verdammen, wenn sie auf diese Art bey ihrem Handelsverkehr und ihrer Geldspeculation nach der Ansicht des Politikers, das wahre Interesse ihres gemeinschaftlichen Landes zu vergessen scheinen, oder wir wollen wenigstens, ehe wir das Verdammungsurtheil über ihren vermeinten Eigennutz aussprechen, lieber vorher die Häfen zu London, Liverpool oder auch Bristol genau untersuchen, und sehen, ob es uns möglich ist, eine reinere Quelle des Patriotismus in Hinsicht des englischen Handels zu entdecken.

Unter den funfzigtausend Einwohnern, welche die Bevölkerung von Frankfurt ausmachen, sind ungefähr siebentausend Juden. Vielleicht hegten

sie die Hoffnung, sich schneller in einer Stadt vermehren zu können, deren liebstes Streben so verwandt mit dem Handelsgeiste Israels ist, da ihnen überdieß ihre Verfassung eine Religionsfreyheit und Sicherheit des Eigenthums gewährte, welche sie bloß in einer weit spätern Periode durch den Einfluß weit mächtigerer Herren erhielten. Sie sind aber in jedem Betrachte unter die ekelhaftesten Geschöpfe zu rechnen. Sie bewohnen ausschließend ein gewisses Viertel der Stadt, welches, ob es gleich nicht mehr so eingeschlossen ist, wie es früherhin geschah, um sie von der übrigen menschlichen Gesellschaft abzusondern, jeden Christen, der es wagt, dahin zu dringen, bey jedem Schritte durch einen Schmutz und Unrath zurücktreibt, der viel zu ekelhaft ist, als sich auf eine weitläuftige Erörterung desselben einlassen zu können. Bey ihrem Handelsverkehr sind sie eben so unverschämt, wie die Bettler in Italien. Lauschend in ihrem kleinen dunklen Laden, oder in unansehnlichen, durchlöcherten Buden; oder, falls diese in einer dunklen und ungesunden Allee vergraben liegen, listig den Winkel erschleichend, welcher an eine etwas lebhaftere Straße stößt, macht der Jude auf jeden Vorübergehenden Jagd, bey welchem er seine Rechnung zu finden glaubt. Er

scheint ein eigenes Talent zu besitzen, selbst in dem Frankfurter Babel das Vaterland der Person zu entdecken, an welche er sich wendet, und selten wird es ihm fehlschlagen, die rechte Sprache zu treffen. Wenn er nicht mit Gewalt auf einmal abgewiesen wird, so belästiget er dich durch die halbe Straße, indem er das Lob seiner Waaren und auch das deinige dir in die Ohren flüstert; weiter, seinen dürren und unansehnlichen Leichnam bis zur tiefsten Unterthänigkeit krümmend und in das blinzende graue Auge so viel Freundlichkeit zwingend, als es nur seine heiße Sehnsucht nach Gewinn zu thun vermag, schwatzt er seinen ganzen Senf auf eine Art her, als opfere er sich selbst auf, um dir eine Gefälligkeit zu erzeigen, von der keine Seele etwas wissen soll. Wenn alle seine gewöhnlichen Empfehlungen zu einem so vortheilhaften Handel ihre Wirkung verfehlen, so endiget er die ganze Stufenfolge seiner Worte mit der Betheuerung: „auf Ehre und Seligkeit, mein Herr, es ist ächte Contrebande!“ —

Es scheint das Schicksal des Juden zu seyn, daß er sich sogar bey dem Handel, welchen er gemeinschaftlich mit Christen treibt, weit auffallender auszeichnet, als er sich von ihnen in religiöser Hinsicht unterscheidet. In einem protestantischen

Lande kennt man einen Katholiken, und in einem katholischen einen Protestanten nicht eher, als bis man sein Gebetbuch öffnet, oder ihm in seine Kirche folgt; aber die Eigenheiten, welche den Juden von der Welt trennen, erstrecken sich auf alle Verhältnisse des täglichen Lebens. Es ist wahr, daß es in ganz Europa nicht an Einzelnen fehlt, die äußerst selten die Synagoge besuchen, und den Abscheu gegen Barbierer und Schinken glücklich überwunden haben; aber diese werden von den Mehrsten ihrer orthodoxen Glaubensgenossen im Herzen als Freygeister und Abtrünnige von dem Stamme Israels angesehen, deren sündhafte Willfährigkeit sie von der triumphirenden Kirche ausschließen sollte, obschon der gottlose Theil des Mammons, welchen sie aufzuhäufen gewußt haben, klüglich gebietet, sie wenigstens dem Namen nach in dem Schooße der kirchlichen Gemeinschaft zu dulden. Die Eigenheiten, denen diese Volksklasse ergeben ist, bilden eine dauernde Scheidewand zwischen ihr und ihren christlichen Nachbarn. In seiner Weise, wie er eine Sache benennt, in seinen Speisen und Vergnügungen ist der Jude ein wahrer Separatist von der Welt, der sich freywillig an eine eigene Gesellschaft anschließt; nicht allein in Hinsicht seines religiösen Glaubens, um

den sich eigentlich Niemand bekümmert, sondern auch solcher Gegenstände, welche Lebendigkeit erfordern, und sich bis auf die geringsten Eigenheiten des alltäglichen Lebens erstrecken. Man mag mit einem ächten und gewissenhaften Juden essen, oder beten, oder auch sich in mündliche und schriftliche Unterhaltung mit ihm einlassen, so dringt einem manche auffallende Eigenheit mit Gewalt die Ueberzeugung auf, daß er nicht zu dem gewöhnlichen Volke gehöre, und mehr in diesen Eigenheiten, als in denen, welche ihr religiöser Glaube erzeugt, dauert der Fluch noch fort, vermöge dessen die Nachkommen Israels ein abgesondertes und verachtetes Volk unter den Heiden bleiben sollen.

Zur Entschädigung für den Verlust der Wahlen und Kaiserkrönungen ist Frankfurt zum Sitz der deutschen Bundesversammlung erhoben worden, und könnte stolz darauf seyn, sich den Sitz der Regierung von ganz Deutschland nennen zu dürfen, wenn sich die Bundesversammlung diesen Namen anmaßen wollte. Wie bekannt, gehört in den gewöhnlichen Versammlungen ein Drittel der Stimmen Oestreich, Preußen, England, Dänemark und den Niederlanden, die kleinern und unansehnlichern Mächte hingegen bilden

die Majorität mit halben und viertel Stimmen, oder auch, wie schon einmal der Fall gewesen ist, mit dem sechsten Theil derselben. Die vornehmste Sorgfalt dieses Bundes ist auf die Errichtung eines öffentlichen Schatzes und einer gemeinschaftlichen Armee zur Vertheidigung des Staates gerichtet. Wenn daher ein Theil des Gebiets, welches in den Bund mit eingeschlossen ist, angegriffen wird, so befindet sich der ganze Verein ipso facto in einem Kriegszustande. Frankreich — um nur ein Beyspiel anzuführen — sollte mit Oestreich und den Niederlanden Krieg anfangen; ersteres in Italien und die letztern in dem Herzogthume Luxemburg angreifen, welches gleichfalls mit zu dem Bunde gehört. In diesem Falle müßte nun der sämmtliche deutsche Verein zu den Waffen greifen, weil ein Bundesstaat angegriffen worden ist, oder bedroht wird. —

Doch das bisher Gesagte ist viel zu trocken. Weit angenehmer wird es seyn, den Lauf des Mains ungefähr 12 Meilen aufwärts von Frankfurt bis an „den Aufenthalt der Seligen" (Seligenstadt) zu verfolgen, einem kleinen Dorfe, welches dicht an dem Ufer des Flusses aus einem Walde hervorragt. Es hat seinen Namen von Eginhard und Emma, von deren Liebe es Zeuge

war, und deren irdische Ueberreste es noch aufbewahrt. Eine unansehnliche Ruine, der rothe Thurm genannt, wird noch jetzt als der Ort gewiesen, der den Liebenden zu ihrem sonderbaren Aufenthalte diente, nachdem Karl so klug gewesen war, und um die Ehre seiner Tochter zu retten, sie dem liebeathmenden Schreiber gegeben hatte. Eginhard bauete eine Kirche auf dem Fleck, und versah sie mit Reliquien. Das Landvolk, welches die Namen ganz und gar vergessen hat, wenigstens nichts von der eigentlichen Geschichte weiß, hat sich ein eigenes Mährchen ersonnen. Nach der allgemeinen Sage unter demselben entbrannte die Tochter eines Kaisers, welcher zur Feyer des Weihnachtsfestes nach Frankfurt gekommen war (einer von den Bauern wollte behaupten, es sey der Kaiser Nero gewesen!) in Liebe gegen einen Jäger aus ihres Vaters Troß. Sie nahm die Flucht mit ihrem Liebhaber, wie junge Mädchen dann und wann zu thun pflegen, wenn die Väter sauer und die jungen Herren süße sehen. Sie fanden Zuflucht und Verborgenheit in diesem Walde, einem Nebenholze des Spessart, welcher zwar in unsern Zeiten sehr licht geworden ist, aber damals mit seinen Eichen sich über die ganze umliegende Gegend ausbreitete. Hier baueten sie sich

eine Hütte, und lebten folglich ganz glücklich. Der junge Mann war als Wildschütze geschickt und emsig; das Weib hingegen besaß eine vorzügliche Geschicklichkeit in der Kochkunst, welche ihr in der Folge trefflich zu Statten kam. Jahre verschwanden, als zufälligerweise der Kaiser einmal wieder in dem Wald jagte; überwältigt vom Hunger, von der Müdigkeit und den Beschwerden einer langen Jagd, drang er unerwartet mit seinem Gefolge in die einsame Hütte, und forderte eine Mahlzeit. Die bestürzten Bewohner bereiteten ihm das einzige Mahl zu, welches ihre Armuth aufzubringen vermochte, nämlich Wildpret, das in seinem eigenen Walde erlegt worden war. Der Kaiser erkannte seine verlorne Tochter nicht in der weiblichen Gestalt und der bäuerischen Verwandlung seiner Wirthin; aber wohl hatte die Tochter ihren Vater erkannt, und wie Weiberlist immer erfinderisch ist, sie richtete Sr. Majestät ein Mahl zu, das, wie sie wußte, sein Leibessen war, und von dem er sonst nie aß, wenn es nicht ihre geschickten Hände bereitet hatten. Kaum hatte Nero von der Mahlzeit gekostet, die er so lange hatte entbehren müssen, als er in Klagen über seine Tochter ausbrach, deren Verlust er so lange beweinte, und die junge Wirthin mit Fragen bestürmte, vom wem sie

das Kochen gelernt habe? Sie stürzte hinaus, und ihr Jäger fiel ihm zu Füßen; Kaiser Nero war ein alter weichherziger Mann; alles ist vergeben; er nennt den Ort den Aufenthalt der Seligen, zum Andenken an seine Mahlzeit und an seine Tochter; nimmt das Paar mit in seinen Palast, und speißt bis an seinen Tod von seinem Leibessen, so oft es ihm beliebt. Die Liebenden baueten eine Kirche auf dem Flecke, wo ihre Hütte gestanden hatte, und wurden zusammen in den Mauern derselben begraben.

So klingt die Sage der fränkischen Landleute. Es leidet keinen Zweifel, daß die Kirche, wo nicht unter der Regierung, doch wenigstens kurz nach Karls Tode erbauet worden ist; allein eben so wahrscheinlich ist es, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt einem weit spätern Alter angehört. Was man modernen Geschmack nennt, hat sich eines unverzeihlichen Fehlers gegen den guten Geschmack schuldig gemacht. Die Gebeine Eginhards und seiner Emma ruhen, wie es ganz recht war, in einem dauerhaften alten Sarkophag, oder in einem alten Monument. Irgend ein ungeschlachter Steinhauer hat sich erfrecht, die Asche dieser Liebenden aus ihrer ehrwürdigen Wohnung zu verdrängen, und sie in eine neue zierliche Kiste ein-

zuschließen, gerade so wie sie die Tabuletkrämer bey sich führen. Solche Leute mahnen eben so, als wenn man blaue Veilchen von einer Ruine wegreißen, und Tulpen an deren Stelle setzen wollte.

Der Aufenthalt der Seligen prangt noch mit einer andern Seligkeit.

Das Dorf ist ein Gränzort des Großherzogthums Darmstadt nach Baiern zu, und jeder Reisende, welcher zum erstenmal die Gränzen passirt, muß sich einer Ceremonie unterwerfen, wie sie sonst bey Bacchusfesten üblich war. Hier war es, wo sich in ältern Zeiten die Kaufleute, welche aus Ost, Nord und Süd zur Messe strömten, zu versammeln pflegten. Hier waren sie gewohnt, starke Gesundheiten auf die Reise zu trinken, welche sie glücklich überstanden hatten, so wie gute Wünsche für die bevorstehende Messe und von hier aus wurden sie in Triumph in die Stadt von den frankfurter Stadtsoldaten gebracht. Sie hatten sich mit einem ungeheueren Kochlöffel versehen, dessen Henkel von einer hölzernen Kette herabhing, welche ungefähr drey Fuß lang war; Löffel und Holz sind aus einem und demselben Stücke Holz gearbeitet; noch ein Andenken von nürnberger Kunstfertigkeit früherer Zeiten. Jeder Reisende, der zum Erstenmal die Gränze passirt, muß den Löffel,

welcher bis oben an mit Wein gefüllt ist, (es geht eine Bouteille hinein) auf einen Zug ausleeren. Dies ist eigentlich strenge Regel; indessen kann er davon los kommen, daß er nicht trunken wird, wenn er den Anwesenden Zuschauern das Uebrige der Flasche Preis giebt. Sein Name wird dann in ein Buch eingetragen, welches bereits bis zu dem dritten Folioband angewachsen ist, und auch die Namen der mehresten gekrönten Häupter von den zwey letzten Jarhunderten enthält.

Zweites Kapitel.

Weimar.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freylich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mässig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach aussen die Kräfte
Jeder, da wär' ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn.

Goethe.

So wie der Reisende nordwärts von Frankfurt nach Sachsen zu fortwandert, so schnell verschwinden auch die weinbekränzten Hügel des Mains, um dem Thüringer Wald Platz zu machen, welcher diesen Namen noch führt, obgleich die Kultur ihm viel von dieser Ehre geraubt hat. Die Gegend, welche ihn bedeckt, bildet eine niedrige Bergkette, zwischen der hier und da ansehnliche Thäler liegen, die von einer äußerst betriebsamen Volksmasse

wimmeln. Ausgenommen gegen Cassel, wo noch manche Berge ihre Bekleidung von Buchen beybehalten haben, ist nur hier und da von den Kornfeldern und Obstgärten eine Baumgruppe übrig gelassen worden, um den Hütten, um welche sie stehen, Schutz zu gewähren, oder die Berggipfel zum Bedarf des Feuerholzes zu bekränzen.

Auf das Gebiet von Cassel folgt ein Theil von dem Großherzogthum Weimar, denn zwischen dem Thüringer Wald und dem Fuße des Erzgebirges nistelt eine Menge kleiner Fürsten, welche entweder durch Familienrücksichten, oder Verdienste um den Staat, ihre unbedeutende Unabhängigkeit zu sichern gewußt haben. Hat man einige Meilen von Weimar zurückgelegt, so kommt man auf einige Meilen in das Gothaische Gebiet; diesem folgt ein Stück von Preußen, und die preußische Vestung Erfurt, und kaum ist man außerhalb der Kanonen, so ist man wieder aus diesem Gebiete, und findet sich von neuem in den Besitzungen des Großherzogs von Sachsen Weimar.

Weimar, die Hauptstadt dieses Staates, dessen sämmtliche Bevölkerung sich nicht über hunderttausend Seelen erstreckt, verdient kaum den Namen einer Stadt. Die Einwohner, eitel wie sie sind auf ihren wohlverdienten Ruf, die deutschen

Athenienser zu seyn, suchen eine Art von Stolz darin, ihren Ort für nichts weiter als für ein ansehnliches Dorf zu halten. Weder Natur noch Kunst hat zu seiner Verschönerung etwas beygetragen; kaum wird man daselbst eine gerade Straße antreffen oder, den Palast ausgenommen, und das Gebäude, in welchem sich das Parlament versammelt, ein ansehnliches Haus in der ganzen Stadt. In drey Minuten kann sich einer in der Umgebung so gut orientiren, als wenn er eine Tour von zwanzig Meilen gemacht hätte. Der Palast imponirt bloß durch seinen Umfang und ist noch unvollendet; denn der Großherzog, welcher ihn nur so weit hat einrichten lassen, als es für seinen Hofstaat und für die Familie seines ältesten Sohnes erforderlich war, geht zu haushälterisch mit dem Gelde seiner Unterthanen um, als daß er die Vollendung des Palastes eher beschleunigen sollte, als bis sich sein kleines Land von den Drangsalen und der Erschöpfuung erholt hat, die mit der Schlacht bey Jena ihren Anfang nahm, und sich erst mit dem Siege bey Leipzig endete.

Die Ilm, ein kleiner kothiger Strom, kriecht vor der Stadt vorbey, längs dem Wasser hat man Holz gepflanzt, Spaziergänge angelegt; Felsen, wo man sie fand, in einer perpendiculairen

Richtung ausgehauen, und wo keine da waren, kleine Nieschen angebracht; alles dies um einen Park, oder wie sie ihn öfters nennen, einen englischen Garten anzulegen. Einzelne Verzierungen betreffend, sind die witzigen Köpfe Weimars ein wenig aufs Kleinliche verfallen, was vielleicht zu unbedeutend ist, als daß es erwähnt werden sollte, wenn wir nicht erwarten dürften, hier auch die geringste Kleinigkeit in Gegenständen des Geschmacks untadelhaft zu finden, weil Weimar die Pflegerin des guten Geschmacks von Deutschland geworden ist. Es ist, z. B. völlig erlaubt, einen Altar in einem schattigen Winkel zu errichten, und ihn mit der Inschrift zu versehen: Genio Loci, dem Schutzgeiste des Ortes; wenn aber auch eine Schlange unter dem Altare hervorkroch, auf welchem Aeneas den Manen seines Vaters opferte, und die Kuchen verzehrte; so ist es doch nicht recht, wenn es eine Schlange wagen darf, sich um den Altar des Schutzgeistes des englischen Gartens zu Weimar zu winden, und in einen Haufen Steine zu beißen, welche vor ihm oben darauf liegen.

Vergebens würde man in Weimar das fröhliche Getümmel, oder die geräuschvollen, sinnlichen Freuden einer Hauptstadt suchen; es giebt ihrer

hier zu wenig, welche den Müßiggang lieben, auch zu wenig wohlhabende, um sich unnützen Zerstreuungen überlassen zu können. Ohne daß es einer Polizey, am allerwenigsten einer geheimen bedürfte, stellt die Kleinheit der Stadt und die gewohnte Lebensart einen Jeden unter die besondere Aufsicht des Hofes, und dieser ist weit entfernt, jemals zu gestatten, daß sein literarischer Ruhm je durch übertriebenen Prunk oder Zügellosigkeit der Sitten entweihet werde. Der Adel, in Hinsicht auf die Bevölkerung immer noch zahlreich genug, bestehet aus Personen, deren Vermögensumstände sehr mäßig und eingeschränkt sind; ja Manchen unter ihnen würde es schwer fallen, ihre Rolle zu spielen, so einfach und nüchtern auch die gewohnte Lebensweise ist, wenn sie nicht bey der Regierung in irgend einem oder dem andern Posten, als Minister, Räthe, Richter oder Kammerherren angestellt wären. Schwerlich läßt sich da eine unordentliche und verschwenderische Lebensart befürchten, wo man genöthiget ist, von außen auf einer Treppe zu den Versammlungen des Ministers zu steigen, und ein Kammerherr in dem dritten Stockwerke Partien giebt, welche sogar mit der Gegenwart der Prinzen beehrt werden. Ein Mann, dem es bloß um das Vergnügen zu

thun ist, möchte leicht Weimar für einen traurigen Ort halten. Der Vormittag ist den Geschäften gewidmet, und selbst die wenigen Abgesonderten, welche nichts zu thun haben, würden sich schämen, für Müßiggänger gehalten zu werden, bis die Nähe der Mittagsstunde, wo frühzeitig gegessen wird, zu einem Spaziergang in den Park, oder zu einer Fahrt nach Belvedere auffordert. Um sechs Uhr eilt Jedermann in das Theater, welches man die Versammlung einer großen Familie nennen möchte, ausgenommen daß die großherzoglichen Personen sich in einer besondern Loge befinden. Ungefähr um neun Uhr endiget die Vorstellung, und man kann annehmen, daß gegen zehn Uhr jeder Hauswirth sich im tiefen Schlafe befindet, oder wenigstens ganz ruhig die Nacht hindurch in seinen vier Pfählen weilt. Es ist vielleicht in solchen kleinen Städten ein Uebelstand, daß der Hof, gleich der Schlange Aarons jede andere Gattung von geselligem Genusse zu verzehren scheint; allein in Weimar ist dies um so weniger zu bedauern, da die Hofparthien weit weniger Prunk und Förmlichkeit zur Schau auslegen, als es sehr häufig der Fall bey den Parthien der Adlichen in London oder Paris ist, welche für sich leben; der Hof bildet nicht allein die fein-

ste, sondern auch gebildeteste Gesellschaft des Ortes.

Der Großherzog ist einer der beliebtesten Fürsten Europas, und kein Fürst hat auch gerechtere Ansprüche auf die Anhänglichkeit, von der ihm sein Volk so unverkennbare Beweise giebt. Längst sind wir gewohnt gewesen, über den Stolz und die Armseligkeit der winzigen deutschen Fürsten zu lachen, allein nichts kann eine vortheilhaftere Meinung von der Achtbarkeit erregen, welche ein so geringfügiges Volk zu behaupten weiß, und von den Segnungen, welche einer von seinen unbedeutenden Beherrschern um sich zu verbreiten vermag, als das Beyspiel dieses kleinen Staats mit einem Fürsten an der Spitze, wie der jetzige Großherzog ist. Ihm ist der gewöhnliche Stolz fremd, der sich häufig da am meisten geltend zu machen sucht, wo einzig und allein der Titel einige Ansprüche auf ihn giebt; er ist in seinen Besitzungen der leutseligste Mann, nicht etwa ohne Gründe, und aus bloßer affektirter Herablassung, die sich jeder Fürst als eine nützliche Eigenschaft angewöhnen kann, sondern aus wahrer Herzensgüte. Er besitzt in der That seltene Talente, kein Fürst konnte weniger sich mit den Kunstgriffen einer willkührlichen Macht befreunden, da seine Thätigkeit und die Ge-

wissenhaftigkeit, mit der er sich für verbunden hält, selbst über die Wohlfahrt seiner Handvoll Unterthanen zu wachen, ihm nie verstattet haben würde, sich blindlings von den Ministern gängeln zu lassen. Der größte Theil seiner Regierung fiel in trübe Perioden. Er sah sein Fürstenthum von einer weit traurigern Verwüstung überschwemmt, als wovon es zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges heimgesucht worden war; doch bey jedem Wechsel des Schicksals wußte er sich selbst von dem Sieger Achtung zu erzwingen, und sich noch mehr zu ermuthigen durch die treue Anhänglichkeit seiner Unterthanen. Die gewissenhafte Verwaltung des öffentlichen Schatzes, angelegentliche Sorgfalt für die unpartheyische Gerichtspflege, die unermüdete und ungeheuchelte Aufmerksamkeit auf alle Maasregeln, welche die öffentliche Wohlfahrt befördern konnten, die Willigkeit, womit er Ohr und Hand zur Erleichterung des Mißgeschicks eines jeden Einzelnen öffnete; die Anstrengungen, welche er nicht scheuete, um sein Volk auf einen politischen Standpunkt zu erheben, und denen er noch durch die freywillige Einführung einer stellvertretenden Gewalt die Krone aufsetzte. Alles dies, was er während seiner langen Regierung leistete, hat den Groß herzog von Weimar zu dem beliebte-

sten Fürsten Deutschlands bey seinen Unterthanen gemacht, und ihm in den Augen der Ausländer den Rang unter den achtbarsten Personen gesichert, wenn Achtung bloß nach persönlichem Verdienst, nicht nach Quatradmeilen Land, oder nach Millionen Einkünften gewürdiget werden darf.

Eben so betrachten ihn seine Unterthanen mit Recht als denjenigen, der ihren kleinen Staat zu einem Ansehen erhoben hat, von welchem es seine geographische und politische Unbedeutenheit völlig auszuschließen schien. Erzogen von Wieland, wuchs er auf mit Liebe für Künste und Wissenschaften gerade zu einer Zeit, wo die deutsche Literatur anfing, über die Hindernisse zu siegen, welche die Gleichgültigkeit des großen Haufens, und die Naturalisation der französischen, begünstigt durch solche Vorurtheile, wie sie Friedrich der Große hegte, ihr in den Weg gelegt hatte. Er zog an seinen Hof die berühmtesten aufkeimenden Genies des Landes; er gab Liebe für ihre Wissenschaften zu erkennen, wußte ihre Talente zu schäzzen, und lebte unter ihnen als Freund. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte sich Deutschland kaum rühmen, eine Nationalliteratur zu besitzen; ihre eigentliche Sprache, welche man durchaus nicht geeignet für höhere Geistesprodukte

hielt, war aus jeder gebildeten Gesellschaft und eleganten Literatur verbannt; zu Anfange des jetzigen hingegen mochte es wohl wenig Fächer geben, in welchen Deutschland nicht mit seinen cultivirtesten Nachbarn hätte wetteifern können. Weimar war es, welches die Leitung übernahm, um diese große Veränderung zu bewerkstelligen. Von wenig Würdigern zu geschweigen, so sind Wieland und Schiller, Göthe und Herder Namen, welche sich unsterblich gemacht und den Ruhm ihres Landes selbst unter Ausländern begründet haben. Zu der Zeit, da sie sämmtlich noch am Leben waren, und in Weimar ihre noctes coenasque Deorum, ihre Nächte und Göttermahle feyerten, lebte in dem hiesigen Hofe der zu Ferrara unter Alphons auf, und hier wie dort war ein fürstliches Weib der Mittelpunkt, um den sich die glänzenden Erscheinungen der Literatur bewegten. Die Herzogin Amalia, die Mutter des jetzigen Großherzogs, war bereits in ihrer blühendsten Jugend in den Wittwenstand versetzt worden. Sie widmete sich selbst der Erziehung ihrer zween unmündigen Söhne, und besaß nicht allein Geschmack, sondern auch Geistesstärke genug, die Vorurtheile zu bekämpfen, welche den einheimischen Geist des Landes fesselten, daher sie auch Trost für ihren lang-

wierigen Wittwenstand in dem Umgange mit Männern von Talent und in der eigenen Ausbildung des Geistes suchte. Wieland wurde nach Weimar eingeladen, die Erziehung ihres ältesten Sohnes zu leiten, welcher unter der Aufsicht eines solchen Mentors und bey dem Beyspiele einer solchen Mutter, frühzeitig die nämliche Anhänglichkeit für das Genie und den edlern Genuß gewann, welchen dasselbe gewährt. Konnte er auch Weimar nicht auf den Standpunkt der politischen Größe oder des deutschen Handels erheben; so konnte er es doch zum Aufenthalt der deutschen Genies machen. Während die Schätze der mächtigsten Potentaten nicht hinreichten, die Bedürfnisse ihrer politischen Verhältnisse zu befriedigen, war er doch auch bey sehr beschränkten Einkünften im Stande, ein unabhängiges und sorgenfreies Leben den Männern zu sichern, welche den Ruhm Deutschlands auch in intellecktueller Hinsicht gründeten. Der gebildete Verstand und die natürliche Güte ihres Beschüzzers sicherte sie gegen die Kränkungen, denen das Genie so oft durch den Stolz derer ausgesetzt ist, wozu sie sich wegen ihrer Protektion berechtiget zu seyn glauben. Sie waren seine Freunde und Gefährten. Schiller würde die Launen Friedrichs auch nicht einen Tag ertragen und Göthe sich in

einer peinlichen Lage am Hofe eines Fürsten befunden haben, welcher es wagen konnte, den Lehrern an einem öffentlichen Seminar geradezu zu erklären: „ich brauche keine Gelehrten, ich bedarf ihrer nicht!" Napoleon ertheilte sowohl Göthen als Wieland das Kreuz der Ehrenlegion. Sicherlich hatte er in seinem Leben auch nicht eine Zeile von dem gelesen, was Beyde geschrieben hatten; indessen war es doch wenigstens ein Tribut der Ehre, welcher auf diese Art Männern gezollt wurde, die sich durch Größe und Berühmtheit des Genies anerkannt auszeichneten.

Es war ein Glück für Weimar, daß das Talent, welches sich hier vereinigte, eine Richtung nahm, die den vieljährigen Vorwurf auf einmal verdrängte, als ob Deutschland nur solche Geister hervorbringen könnte, welche zu nichts anderm taugten, als trockene Chroniken zusammen zu tragen oder sich mit tiefsinnigen Wissenschaften abzugeben. Der Witz und die Eitelkeit der Franzosen, die noch durch die traurige Blindheit einiger deutschen Fürsten genährt wurde, hatte diesen Glauben über ganz Europa verbreitet. Es läßt sich leicht begreifen, wie Voltaire auf den Einfall gerathen konnte, Deutschland als den Ort zu be-

handeln, wo nichts als Gemeinplätze gelehrt würden, und wo die unendliche Wiederholung bekannter Geschichten und veralteter Lehrsätze in neuen Kompendien und Kompilationen den Vorwurf zu rechtfertigen schien, als ob es an Kraft gebreche, etwas Selbstgedachtes und Originelles hervorzubringen; aber schwerer ist es, sich zu enträthseln, wie ein solcher Monarch, als Friedrich war, der noch dazu selbst einiges literarisches Talent besaß, und eine so große Achtung für das gelehrte Verdienst affektirte, eine so ungünstige Meinung von einem Lande fassen konnte, welches ihm doch besser bekannt sein mußte als seinem französischen Troß. Und doch war er von diesem Glauben mit den größten Vorurtheilen eingenommen. Anstatt das deutsche Genie sorgsam zu pflegen, welches sich schon erhob, die französischen Witzlinge Lügen zu strafen, machte er sich im Gegentheil ein Vergnügen daraus, die Deutschen mit ihrer Sprache aufzuziehen, indem er über die „gelehrte Dunkelheit" ihrer Gelehrten spottete, und aus seiner Unterhaltung so wie aus seiner Bibliothek Alles verwies, was nicht französisch war, ausgenommen die Berichte seiner Minister, und die Musterrollen seiner Armee. Dieser Unsinn gieng auch auf die weniger bedeu-

tenden Fürsten über, und ergriff alle obern Stände der Gesellschaft. Des Landes einheimischer Geist, welcher es kaum wagte, Ansprüche auf Duldung zu machen, wanderte ins Ausland, zu den Gebirgen der Schweitz. An den Ufern des Zürchersee, wo eine kleine Gesellschaft von Gelehrten sich vereiniget hatte, verfolgte Wieland, unerkannt und unbemerkt die Forschungen, welche ihm bald den Rang unter den vorzüglichsten Männern seines Zeitalters sicherten. Das Haus Baden nahm Klopstock unter seinen besondern Schutz, und Lessing fand ihn desgleichen in Braunschweig; aber Weimar war es zuerst, welches den Geist des Landes sich zu eigen machte, und dieser kündigte sich unerwartet in einer Sprache an, welche Deutschland auf einmal aus seinem Irrthume weckte. Die Pariser, welche wenige Jahre früher es für einen Hochverrath an den Musen gehalten hätten, ein deutsches Buch nur zu öffnen, ließen sich so weit herab, Schillern zu übersetzen, und übersetzten ihn mehrentheils mit einem so glücklichen Erfolg, wie sie es bey dem Shakespeare, oder an den schottischen Novellen bewiesen haben. Wie wahr sang Schiller von der Muse seines Landes, in dem Gedichte: die deutsche Muse!

Keiner von den berühmten Häuptern der deut-

schen Athenienser gehört seiner Geburt nach dem Großherzogthum an. Wieland war von Geburt ein Schwabe, und gleich einem Kern sammelte sich um ihn die immer mehr wachsende Menge der Aufgeklärten. Die Eifersucht der Schriftsteller, welche mit einander wettweifern, ist zum Sprüchworte geworden; aber in Weimar schien diese völlig unbekannt zu seyn. Oft traten sie als Gegner gegen einander auf, recensirten zuweilen Einer des Andern Schriften, ließen aber nie ein unedles feindseliges Benehmen gegen einander blicken. Wieland freuete sich, als Göthe und Herder zu seinem Gefährten berufen wurden, ob sie gleich beyde mit vieler Heftigkeit die kritischen Grundsätze bestritten, die er in dem deutschen Merkur aufgestellt hatte. Göthe hatte eben eine beißende Satyre auf ihn verfertigt, „Götter, Helden und Wieland" die gar nicht fürs Publikum bestimmt war, nichts desto weniger in Umlauf kam. Göthe hat es selbst erzählt, wie der junge Herzog ihn in Frankfurt ausfindig zu machen suchte. Schiller bekleidete anfangs eine Professur in Jena, aber seine schwächliche Gesundheit, die, ob sie gleich das Feuer seines Geistes nicht dämpfen konnte, doch seine letztern Jahre in Leidensjahre verwandelte, machte ihn zu jedem öffentlichen Amte untauglich,

und man sicherte ihm daher ein unabhängiges Leben in Weimar.

Wieland, der Patriarch dieses Stammes scheint gleichfalls die unbegränzteste Ehrfurcht und Liebe genossen zu haben. Alle, welche sich seiner erinnern, sprechen von ihm mit Entzücken, und es ist auch leicht zu begreifen, daß in dem Verfasser des Oberon und Agathon, und dem Uebersetzer von Ciceros Briefen eine reitzende Vereinigung von Scharfsinn und Witz, von nicht gewöhnlicher origineller Denkkraft, verbunden mit einer unerschöpflichen, eleganten und gefälligen Phantasie sichtbar seyn mußte. Nahe am Schlusse seines sehr langen Lebens blieb er fortwährend der Stolz der Alten und das Entzücken der Jugend. Weit weniger Weltmann als Göthe, wußte er sich doch eben so viel Achtung, ja noch weit mehr Anhänglichkeit zu erwerben. Man hat Göthen einer zu eifersüchtigen Empfindlichkeit in Hinsicht seines literarischen Rufs, und hartnäckigen Aufrechthaltung seines schriftstellerischen Ansehens beschuldiget, wodurch er sich dem Verdachte ausgesetzt hat, als wäre er stolz und eitel. Wieland war um seinen Ruf nie ängstlich bekümmert; wenn er die Feder nicht in der Hand hatte, so vergaß er leicht, daß solche Dinge, wie Bücher und Schriftsteller in

der Welt waren, und war nur darauf bedacht, ein angenehmer Gesellschafter zu seyn. Die jungen Hofleute fanden sich nie glücklicher als wenn sie an einem Sommerabend sich „um Vater Wieland" in den Schatten von Tieffurth, oder in dem Garten seines eigenen ländlichen Aufenthaltes versammeln konnten. Schriftsteller verstehen zuweilen den Menschen falsch, und beurtheilen ihn als einen Possenreißer, weil er nicht gleich aussah, wie die Gelehrsamkeit selbst; Wieland lächelte zu ihren Narrheiten. Göthe noch dazu benahm sich leidenschaftlich gegen Leute, welchen er den Zutritt zu sich verstattet hatte, und die dann in ihren Schriften nicht immer so rühmlich über ihn urtheilten, als er erwartete, und noch mehr auch verdiente; allein, anstatt solche Dinge gleichgültig zu behandeln, machte er sich nun noch seltener und nahm ein vornehmes Wesen an.

Dem armen Schiller, der unterdessen seinen Mitbewerbern zuerst die Bahn zur Unsterblichkeit vorangieng, sollte es nicht vergönnt seyn, gemeinschaftlich mit ihnen die Freuden der Welt zu theilen. Zärtlich und freundlich, wie er von Natur war, suchte sein Geist Nahrung bey dem Erhabenern und Leidenschaftslosem. Selten strebte er in seinen lyrischen Werken nach Leichtigkeit, und

bloße Zierlichkeit war ein Verdienst, welches er durchaus verschmähte. Fortwährende Kränklichkeit schloß ihn größtentheils von der Welt aus, und die letzten Jahre seines nur zu kurzen Lebens brachte er in einem schweren Kampfe zu, welcher selten nachließ. Aber wie glühte das Feuer seines Geistes noch zuletzt mit erneuerter Stärke und in seiner Glorie! Uebertrieben würde die Behauptung seyn, als habe er für seinen Ruhm lang genug gelebt; denn so unsterblich er sich auch gemacht hat, seine letztern Werke übertreffen die früheren so auffallend, daß er sicherlich einer weit größern Vollkommenheit sich genähert haben würde.

Unter allen deutschen Dichtern verdient es keiner so genau gekannt zu werden als Schiller, und gleichwohl sind seine glücklichsten Darstellungen uns mehrentheils fremd. Seine Verdienste schränkten sich nicht etwa nur auf das dramatische Fach ein; wer mit Schillers lyrischen Gedichten nicht bekannt ist, dem sind seine eigendsten und unnachahmlichsten Geisteswerke fremd. In der Ballade suchte er das Gefühl, die Erzählung und den Vortrag so einfach und ungekünstelt als möglich darzustellen. Man wird schwerlich zu weit gehen, wenn man behauptet, daß in diesem Style seine Ballade

„Ritter Toggenburg," ihres Gleichen, wenigstens in Deutschland, bestimmt nicht hat.

Selbst was das Dramatische betrifft, so beurtheilen die meisten englischen Leser Schillern bloß nach den Räubern, einem Produkte seiner frühern Jugend, was aber schon damals unverkennbar versprach, wie viel er einst in der Folge leisten würde; es kann indessen eben so wenig als ein Meisterwerk Schillers aufgestellt werden, als Shakespeare's Titus Andronicus. Es ist unmöglich, sich eine deutliche Vorstellung von den deutschen Dramatikern zu machen, wenn man sich nicht mit seinem Don Carlos, der Maria Stuart, der Braut von Messina, und was sie alle übertrifft, mit Wallenstein bekannt gemacht hat. Es war äußerst undelicat gegen den damals noch lebenden Dichter gehandelt, daß man bey Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Berlin Göthens Iphigenia wählte, denn so große und vielfache Verdienste sich auch Göthe erworben hat, so wird Schiller doch immer der größte unter den National-Dramatisten Deutschlands bleiben. Vor seiner Zeit erhob sich die Muse desselben nur zu einer traurigen Mittelmäßigkeit, und wahrscheinlich werden wieder Jahrhunderte vergehen, bis ein Anderer auftritt, um ihr die nämliche Ehre zu sichern. So oft ein

Trauerspiel von Schillern aufgeführt werden sollte, fand ich in keinem Winkel Deutschlands ein leeres Haus. Außerdem ist das Theater bey solchen Gelegenheiten nicht mit den gewöhnlichen schaulustigen Faullenzern angefüllt, die einige Stunden in die Loge hintreten, weil sie weiter nichts zu thun haben; sondern die Versammlung bestehet mehrentheils aus angesehenen Bürgern, welche in Wahrheit weit richtiger zu würdigen verstehen, was Natur und Leidenschaft ist, als die bebänderte, allein herrschen wollende Noblesse zu Berlin oder Wien. Schiller bildete seinen Geist durch das Studium Shakespeare's, und es ist wunderbar, wie wenig ein Engländer Drury-Lane oder Covent Garden vermißt, wenn Madame Schröder zu Wien die Lady Macbeth nach Schillers Uebersetzung vorstellt. Daß Shakespeare bewundert wird, kann uns weiter nicht befremden; aber wir sind wenigstens denen Dank schuldig, welche ihn bey einem Volke eingeführt haben, welches weit fähiger, uns ausgenommen, ist, seinen herrlichen Werth zu schätzen, als jedes andere, und noch dazu in einem Gewand, welches wegen der Verwandtschaft der Sprachen, zumal in den Händen solcher Männer, als Wieland und Schiller, Schlegel und Voß sind, dem eigentlichen Original

so wenig Eintrag thut. Anstatt über das deutsche Drama zu spötteln, sollten wir lieber demselben gewogen seyn, da wir sehen, daß es das Drama eines Volks ist, welches auf dem Altare unserer unvergleichlichen Dramatisten das Opfer ihrer Verehrung eben so herzlich zollt, als irgend ein Anhänger derselben unter unsern eigenen Landsleuten. Es scheint, als sey Shakespeare, einmal um die Ehre des Vorzuges unserm Vaterlande zu sichern, sodann aber auch uns Demuth bey der Erfahrung zu lehren, daß es keinem andern, selbst unter uns nicht gegeben sey, seinem Laufe zu folgen, uns als ein Comet erschienen, der an unserm Horizont sichtbar war und bey uns gemeinschaftlich mit der andern Welt angestaunt und bewundert wird, doch ob er auch noch so weit aus dem Bereich unserer Blicke ist, in unserm Scheitelpunkt als denen glänzt, die sich einst zuerst seiner nun weit entfernteren Strahlen erfreueten.

Von den Gelehrten und Dichtern Weimars ist Göthe noch allein am Leben. Ueber einen nach dem andern, über Herder, Wieland und Schiller hat er das Grablied gesungen: „seine melodischen Brüder sind alle entflohen;" aber so einsam er auch nun in der Geisterwelt ist, so läßt sich doch

gegründeterweise von ihm weit weniger als von jedem andern behaupten, daß er

— verachtet und gedrückt

wünschte zu seyn bey ihnen und zur Ruhe; denn keiner unter den noch lebenden Schriftstellern, wenigstens in Deutschland, kann sich einer so langen und glänzenden Carriere rühmen. Mann von Genie und auch Weltmann zugleich hat Göthe seine Laufbahn als vollendeter Hofmann nicht weniger rühmlich zurückgelegt als großer Dichter. Mehr als die Hälfte seines thatenreichen Lebens verlebte er in Weimar als der Gegenstand der enthusiastischen Bewunderung seiner Landsleute; geehrt von Ausländern, denen seine Muse nie die gehörige Achtung versagt hatte; der Freund seines Fürsten, welcher in ihm den ersten Mann auf Erden schätzt, und mit Liebkosungen überhäuft, von allen den Frauenzimmern Deutschlands, deren achtbarem Dienste er sich bereits von früher Jugend an gewidmet hatte. Man darf nur wissen, was Göthe noch jetzt in seinen heitern und geselligen Augenblicken ist, um sich zu überzeugen, mit welchem Rechte ihn die allgemeine Stimme in Person, Sitten und Talent als einen einnehmenden Mann schildert. Er ist bereits vier und siebenzig Jahre alt; dennoch ist seine hohe eindrucks-

volle Gestalt noch wenig von der Last der Jahre gebeugt; die hohen offenen Augenbraunen behaupten noch immer ihre Würde, und selbst das Auge hat noch wenig von seinen Feuer verloren. Das Alter verräth seinem Einfluß nur dann und wann durch eine undeutliche Aussprache. Viel ist gesprochen worden von der Eifersucht, mit welcher er seinen literarischen Ruhm zu bewahren sucht, so wie von der stolzen Zurückhaltung, mit der er eben diese Eifersucht bey allen seinen Unterhaltungen blicken läßt. Diejenigen, denen es so vorgekommen ist, müssen entweder Personen gewesen seyn, deren anerkannter Ruf ihm Behutsamkeit in ihrer Gegenwart abnöthigte, oder deren zweydeutige Absichten ihm einen noch unangenehmeren Zwang auflegten, denn zuweilen schließt er sich ein, oder wird ganz stumm, aus Aerger, sich unschicklicherweise in Schriften Preis gegeben zu wissen. Sein Umgang ist ungezwungen, artig und unterhaltend. Hinsichtlich der Sprache erkennt man an der Nettigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks den ersten Klassiker Deutschlands eben so leicht, wie aus seinen Schriften. Er äußert irgendwo selbst, daß er sich wenigstens die Geschicklichkeit zu eigen zu machen gewußt habe — deutsch zu schreiben. Er verräth keine Neigung, sich gern zur Schau aus-

zustellen, am allerwenigsten bey seinen Lieblingsarbeiten. Freylich ist es gar nicht ungewöhnlich, von Manchen das Urtheil über ihn fällen zu hören, sie hätten in Göthens Umgang keine auffallenden Merkmale von dem Geiste gefunden, welcher seine Schriften belebt; allein dies ist gerade so, wie es seyn soll. Denn es giebt in der That keine unerträglichern Geschöpfe als diejenigen, die, wenn ihnen ihre Talente einmal einen besondern Ruf verschafft haben, sich für verpflichtet halten, nie ihren Mund zu öffnen, ohne etwas recht beißendes oder auffallendes zu sagen.

Nicht allein das herannahende Alter, sondern auch gewisse Unfälle, welche seine Ehrliebe verwundeten, haben Göthen auf die Länge bewogen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Den Winter bringt er in Weimar zu; aber Niemand macht sich auch hier seltener, als er. Vergraben unter seinen Büchern und Kupferstichen, und sich mit Allem vertrautmachend, was es Lesenswerthes im Deutschen, Englischen, Französischen und Italiänischen giebt, hat er von allen weltlichen Freuden und Zerstreuungen, so wie auch von dem gewöhnlichen Umgange mit der menschlichen Gesellschaft Abschied genommen. Vor nicht gar langer Zeit kam er in ein Concert, welches am Hofe

zur Feier eines Geburtsfestes gegeben wurde. Es war bereits spät; als er in den Saal trat, hörte die Musik sogleich auf; Alle vergaßen den Hof und die Prinzen, und versammelten sich um Göthe; selbst der Großherzog trat herzu, um seinen alten Freund aufzuführen.

Vor ungefähr fünf Jahren verließ er das Theater, welches gewöhnlich der Schauplatz seines glänzendsten Ruhmes gewesen war. Vermöge seines Rufs und des Directoriums, das er führte, übte er einen solchen Despotismus aus, daß die Zuschauer es für Hochverrath gehalten hätten, eher zu applaudiren, als bis Göthe aus seiner Loge das Zeichen des Beyfalls gegeben hätte. Und doch konnte ein Hund und ein Frauenzimmer ihn von dem Theater und der Welt verdrängen! Den Mehrsten wird das französische Melodram bekannt seyn: der Wald von Bondy, oder der Hund von St. Aubry. Das Stück machte eine Zeitlang sowohl in Deutschland, als in Frankreich viel Glück, denn es war etwas neues, einen Kettenhund die Rolle eines tragischen Helden spielen zu sehen. Man machte den Versuch, es auch in Weimar vorzustellen. Göthe, welcher nach Schillers Tode als unumschränkter Gebieter des Theaters herrschte, widersetzte sich diesem Vorhaben aus allen

Kräften; er hielt es für eine Entweihung der Bühne, die er und seine Mitgenossen zu dem Range der reinsten in Deutschland erhoben hatten, daß sie durch stumme Personen, gräulichen Spektakel und das Bellen eines Hundes verunreinigt werden sollte, welchen man abgerichtet hatte, die Glocke zu ziehen, indem man eine Wurst an das Glockenseil befestigte. Allein sein Widerstand war vergebens; die vornehmste Actrice bestand darauf, daß das Stück gespielt werden sollte, und dies Frauenzimmer hatte sich schon längst einen besondern Einfluß zu verschaffen gewußt. Der Hund trat auf, und Göthe nahm seinen Abschied; er legte sogleich das Directorium über das Theater nieder, welches er auch seitdem nicht wieder betreten hat, und benutzte diesen schicklichen Vorwand, sich noch mehr in die Einsamkeit zurückzuziehen, in welcher er von nun an gelebt hat*).

---

*) Bey dieser Gelegenheit wurden die Zeilen in Schillers Epistel an Göthen:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muss die Kunst entweichen;

also parodirt:

Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muss der Dichter weichen.

In Jena, wo er gemeiniglich den Sommer und Herbst zubringt, mischt er sich mehr unter die Menschen; auch erlaubt er sich zuweilen auf einen Monat lang eine Erholungsreise nach Töplitz oder Carlsbad, wo er unter Fürsten und Adlichen noch immer der vorzüglichere Gegenstand der öffentlichen Neugierde ist. Unter den gelehrten Professoren von Jena giebt es mehr als einen, die eben nicht sonderlichen Respekt für ihn zu hegen scheinen; ja Manche haben vieles gethan und gegen ihn geschrieben, was ihn empfindlich kränken mußte. Eine von den wenigen Wolken, z. B. welche den Horizont seines literarischen Lebens verdunkelten, war ein Artikel in dem Edinburger Review, vor einigen Jahren über die Denkwürdigkeiten seines Lebens von ihm selbst beschrieben. Er ärgerte sich außerordentlich darüber; aber das ärgerlichste von allem war, daß einer seiner Feinde in Jena jenen Artikel sogleich ins Deutsche übersetzte, und ihn mit boshafter Geschäftigkeit in Umlauf brachte.

Göthens gewandtes und allumfassendes Genie erhebt ihn weit über alle seine Landsleute. Es wird wenige Fächer geben, in denen er sich nicht versucht hätte, und in manchen gewann er sogar den ersten Preis. Da ist kein Gegenstand der Lyra, mit

der er sich nicht vertraut gemacht hätte; Gesang, Epigramm, Ode, Elegie, Ballade, Oper, Schauspiel, Trauerspiel, der erhabene Epos und das an keine Regeln gebundene Produkt des deutschen Parnaß, der bürgerliche Epos, welcher die Thaten der Helden und die Geschichten der Völker unbeachtend, in tönenden Hexametern das schlichte Leben und die Liebe der Bürger und Pächter besingt. Inzwischen haben die Musen kein ausschließendes Recht auf die Talente dieses unermüdeten Mannes erhalten; so wie sie es zuerst waren, die er mit Liebe umfaßte, so sind sie auch jetzt noch die Günstlinge seines Geistes; aber er hat es auch mit unzähligen Nebenbuhlern aufgenommen, und Mineralogie, Kritik der schönen Wissenschaften und Künste, Biographie und Topographie, empfindsame und philosophische Romane, Optik und vergleichende Anatomie — alle diese Gegenstände beschäftigten seine Feder. Bey seinen wissenschaftlichen Studien war es ihm durchaus nicht darum zu thun, die Aufmerksamkeit oder Bewunderung des Publikums auf sich zu ziehen; denn um über jeden Gegenstand gut schreiben zu können, ist es nicht hinlänglich, nur ein Interesse daran zu finden. In den schönen Wissenschaften z. B. hat Göthe als Künstler in der Dichtkunst, und als

Kritiker in der Mahlerey und Kupferstecherkunst den Ruf gerechtfertiget, den er fast funfzig Jahre lang sich erworben hat; denn seine Werke in diesem Fache enthalten eine Vereinigung von verschiedenen Schönheiten, welche keiner von seinen Landsleuten hervorzuzaubern vermag, gesetzt auch, daß sie in gewissen Einzelheiten erreicht, oder gar übertroffen werden möchten. Faust allein, ein Gedicht, welches nur ein Deutscher völlig würdigen und verstehen kann, ist unverkennbar das Werk eines Genies, welches in Allem völlig zu Hause ist, was zur Dichtkunst erfordert wird, und sich mit jeder Gattung des Vortrages vertraut gemacht hat, welche die Dichtkunst verstatten kann. Tasso verdient den Namen eines Drama bloß um deßwillen, weil es in dialogischer Form geschrieben ist, und wird unerträglich langweilig, wenn es von den Schauspielern herdeclamirt wird; aber von Anfang bis zu Ende ist es ein Fluß der unerschöpflichsten und reinsten dichterischen Beredsamkeit. Es ist eine alte Geschichte, daß sein erstes gefeiertes Werk, W e r t h e r, die Köpfe von ganz Deutschland verdrehte; Jünglinge hielten sich für verpflichtet, sich in die Gattinnen ihrer Freunde zu verlieben, und sich sodann das Gehirn zu zerschmettern; man behauptet, daß wirklich solche

Auftritte vorgefallen seyn sollen. Noch war Alles voll Bewunderung über den jungen Schriftsteller, welcher mit einer so ergreifenden Lebendigkeit schildern konnte, als er mit seinem geistvollsten Produkte. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, hervortrat, einem Gemählde aus den Lehnrechten ihrer Vorfahren. Die Lesewelt, so wie die schriftstellerische, fiel sogleich über diesen neuen Kanal her, und deutsche Pressen und deutsche Bühnen seufzten unter den Rittern, Aebter, Schlachten und Banquetten des funfzehnten Jahrhunderts. So wie es bey jedem Originalgenie der Fall ist, so hatte auch er die Neuheit des Gegenstandes auf seiner Seite und wie jedem Abenteurer, dem es in dem glückt, was neu ist, so folgte auch ihm ein ganzes Heer von werthlosen Nachahmern und Nachbetern nach.

Die gewöhnlichen Romane von Göthe sind sehr zweifelhafter Art. Seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem Gefühl verdankt man allerdings einzelne gute Gemählde und scharfsinnige Bemerkungen; aber sie können weder in Hinsicht der Erfindung, noch der Charaktere gepriesen werden. Noch überdies sind sie nicht selten durch die Herabwürdigung entstellt, zu welcher er unglück-

licherweise die Liebe sinken läßt, indem Liebe und Laster fast ununterbrochen auf einander folgen. „Wilhelm Meisters Lehrjahre" z. B. ist ein sehr lesenswerthes Buch, in sofern es einen großen Theil scharfsinniger und beredter Kritik enthält; aber wer möchte diese Kritik, selbst von Göthen auf Kosten des zügellosen Inhalts oder der kitzelnden Darstellung kaufen, womit das ganze Buch angefüllt ist? Gegenwärtig beschäftiget er sich selbst vorzüglich mit philosophischen und kritischen Untersuchungen über schöne Künste und Wissenschaften.

Es läßt sich kaum denken, daß ein Mann, der so viel geschrieben hat, nicht auch viel geschrieben haben sollte, das den Namen des Mittelmäßigen verdiente. Man hat Göthen, welcher längst den Gipfel des Ruhms erreicht hat, zu welchem, in den Augen seiner Landsleute, der Name eines Schriftstellers berechtiget, der so vortreffliche Werke schrieb, oft zu hoch geschätzt, und Manche haben gar nicht unrecht, welche prophezeien, daß er seinen besten Ruhm bereits überlebt habe. Jedoch er kann es leicht zugeben, daß man einige Nachsicht gegen den Enthusiasmus hegt, in welchem es der große Haufen eben so leicht übertreibt, wie in seinem Unwillen; denn immer wird von seinem

originellen, vielseitigen und schaffenden Geiste genug übrig bleiben, um seinen Namen unzertrennlich von der Literatur seines Vaterlandes zu machen. Sehr richtig fällte er in Hinsicht Schillers das Urtheil, daß wo das gegenwärtige Zeitalter karg gewesen, die Nachwelt verschwenderisch seyn würde; und diese Prophezeiung fängt bereits an in Erfüllung zu gehen. Gegen Göthen war das jezzige Zeitalter verschwenderisch, und das kommende wird nicht ungerecht gegen ihn verfahren. Von Jugend an war er der Liebling des Glücks und des Ruhms; bis an die Stufen des Grabes hat ihn die Stimme seines Landes als den größten Mann des Zeitalters, als den Patriarchen ihrer Literatur und das Muster ihrer aufkeimenden Genies erhoben. In seinen alten Tagen in die Zurückgezogenheit zu Weimar vergraben, welche seinen Jahren so angemessen, seiner gewohnten Lebensweise so entsprechend ist, vernimmt er keine andern Stimmen, als die des Lobes und der innigsten Ergebenheit. Gleich einem Nabob, oder einer eifersüchtigen Gottheit, blickt er aus seiner Verborgenheit auf die intellektuelle Welt, die er durch seine Lehren, oder durch sein Beyspiel gebildet hat; er verkündet Orakelsprüche, oder macht etwas bekannt, das zum Aufschluß einer Sache dient, und Jeder-

mann ist bereit, ihm Ehrfurcht und Ergebenheit zu bezeigen. Fürsten sind stolz darauf, in seiner Gesellschaft zu seyn; die weniger Hohen nahen sich ihm mit Ehrfurcht, als einem höhern Wesen, und wenn Göthe den verwandten Geistern wird nachgefolgt seyn, welche er hat vorangehen sehen, dann wird Weimar die letzte Stütze seines Ruhms verloren haben, und in Deutschlands Literatur die wichtigste Stelle vacant seyn.

Seitdem der Kettenhund, durch den Einfluß der Madame J—n begünstigt, Göthen von dem Directorium des Theaters verdrängt hat, ist dasselbe von seiner Höhe schnell herabgesunken. Er sowohl als Schiller hatten das sämmtliche Corps dramatique, den dramatischen Verein geleitet, und den keuschen correkten Styl in der Darstellung hervorgebracht, durch welchen sich die Weimarische Schule besonders rühmlich auszeichnete. Alles Hochtrabende und Schwülstige verschwand durchaus von der Bühne; aber nicht immer vermied man das entgegengesetzte Extrem; denn die Aengstlichkeit, mit der man die große Regel beobachten wollte, die bescheidenen Gränzen der Natur nicht zu überscheiten, ließ die Wirkung des Trauerspiels oft so weit verfehlen, daß es den gesetzten Ton und die Haltung einer ernsthaften Unterhaltung annahm.

Aeußerst verdienstvoll war die Geduld, mit welcher er die Schauspieler einübte, daß sie ihre Rollen völlig begriffen; dies veranlaßte eine gründliche Kenntniß der Person, als die eigentliche Grundlage aller Vorzüge, auf welche Schauspieler Ansprüche zu machen wünschen, wodurch sich auch die Bühne zu Weimar vor jeder andern in Deutschland auszeichnete, und die nun, nachdem die leitende Hand und die Seele des Ganzen sich zurückgezogen hat, immermehr daselbst verschwindet. Es war ein gewöhnliches Urtheil, daß manches Besondere allenthalben besser gethan werden dürfte, aber in Weimar Alles auf die rechte Art und Manier geschähe. Die Aufsicht kam in die Hände der Madame J — n, welche nun als unumschränktere Gebieterin im grünen Saal, es durch ihren Stolz, durch ihre Eitelkeit und Kaprice so weit gebracht hat, daß der Same der Verschlimmerung und der Uneinigkeit reichlich ausgestreuet worden ist. Schlechter Geschmack in der Auswahl, Mangel an Beurtheilskraft bey der Durchsicht, Sorglosigkeit und Nachlässigkeit beym Spielen, das Alles ist nun in Weimar eben so gewöhnlich geworden, wie irgendwo anders. Man ist durchgängig nicht blind gegen das immer weiter um sich greifende Verderbniß, aber der alles geltende Einfluß stützt

sich auf einen Grund, welcher äußerst schwer zu erschüttern ist; auch ist es unglücklicherweise nicht erlaubt, auch nur die geringste Aeußerung des Mißvergnügens in dem Schauspielhause zu verrathen; es wird als ein Privattheater des Hofes angesehen, wo die gute Lebensart keine andere Wahl als Billigung oder Stillschweigen verstattet. Wenn ein Fürst auf seine eigene Kosten einen Vergnügungsort für das Publikum unterhält, so hat er allenfalls einige Entschuldigung, sobald er gebietet, daß man entweder wegbleiben oder sich ruhig verhalten soll; wenn er aber an der Eingangsthüre uns das Geld abfordert, so verkauft er uns ohne Widerrede das Recht, unsere Unzufriedenheit über das Traktament laut werden zu lassen, sobald es schlecht zubereitet ist, oder auf eine unreinliche Art aufgetragen wird. Dreyviertel der Ausgaben bestreitet zwar der Großherzog selbst; denn für die, welche abonnirt haben, kostet ein Platz in den Logen nicht mehr, als acht Groschen jeden Abend, und im Parterre vier Groschen. Zuschauer, welche nicht abonnirt haben, bezahlen mehr als die Hälfte des Preises; aber zu diesen gehören nur Fremde, die sich dann und wann einfinden, so wie die Studenten, welche alle Sonnabend von Jena herüberkommen und das Par-

terre anfüllen. Diese jungen Herrn hegen in solchen Angelegenheiten eine völlige Verachtung des mein und dein; bey ihnen ist jederzeit abonnement suspendu. Sie können sich gar nicht vorstellen, daß Jemand die Frechheit haben könnte, seinen Platz in Anspruch zu nehmen, falls es einem Studenten beliebt hat, sich desselben zu bemächtigen, und sie sind sogleich bereit, mit dem Hieber das Privilegium ihrer Brüderschaft zu behaupten. Schillers Räuber ziehen jedesmal die ganze Universität nach Weimar, denn es scheint als ob die Studenten in dem Banditenleben etwas Eigenes fänden, was mit ihrem Begriffen von Freyheit und Unabhängigkeit harmonirt. So oft die Räuber den fünften Act mit dem Gesang eröffnen, in welchem sie die Annehmlichkeiten ihres Gewerbes preisen, so oft stehen die Studenten sämmtlich auf, und stimmen mit heller Stimme in den Chor mit ein.

Man dürfte es vielleicht für ungereimt halten, so viel Worte über ein Theater zu verlieren; allein das Einzige, was Weimar einen Namen giebt, ist sein literarischer Ruf; und bey diesem Rufe macht die gute Beschaffenheit der Bühne einen sehr wesentlichen und durchgängig wichtigen Theil aus, und äußert einen wichtigen Einfluß auf den

öffentlichen Geschmack. Desgleichen ist es auch fast das einzige Vergnügen, an welches sich die Bewohner dieses berühmten Ortes durchgängig gewöhnt haben. Auf diese Art ist ihre Eitelkeit dabey nicht weniger interessirt, als ihre Liebe zum Vergnügen, und ob es gleich nicht recht rathsam seyn möchte, in einem so dürftigen Ländchen eine ansehnliche Summe den öffentlichen Einkünften zu entziehen, und auf die Erhaltung des Theaters zu verwenden, so giebt es doch keine Art von Ausgaben, welche die Einwohner so ungern vermindert sehen würden als gerade diese. Folglich sind sie sehr unwillig, daß die Königin der Bühne vermöge ihres Einflusses so beleidigend gegen deren Meister in der Schauspielerrepublik verfahren konnte; sie fanden an ihrer Galanterie nichts auszusetzen, so lange die Musen dadurch nicht entweiht wurden. Wir wollen dies nicht etwa einem allgemeinen Mangel an moralischem Gefühl zuschreiben. Wir haben eigentlich keine recht vortheilhafte Meinung von deutscher Moralität, und wenn man auf größere Hauptstädte, besonders auf die südlichen Rücksicht nimmt, so haben wir auch wohl nicht viel Ursache, eine solche zu hegen; Weimar hingegen ist ein Ort, wo eben so viel reine Sittlichkeit angetroffen wird, als an irgend

einem andern Orte von Europa. Zu München oder Wien gilt das lateinische: corrumpere et corrumpi saeculum vocatur, verführen und sich verführen lassen, gehört zur Ordnung des Tages; aber von dieser Ansteckung sind die Bewohner Thüringens gegenwärtig noch verschont geblieben. Es ist eben so auffallend, in Weimar einen so unverdorbenen Hof zu finden, der einen Fürsten umgiebt, welcher sich nicht ganz ohne menschliche Schwachheiten gezeigt hat, als in Wien eine Gesellschaft anzutreffen, welche sich den zügellosesten Ausschweifungen in der Nähe eines Kaisers überläßt, der an und für sich unter allen Lebenden der unbescholtenste Mann ist.

Wie alle ihre Mitschwestern in Sachsen, so sind auch die hiesigen Frauenzimmer Muster des Fleißes; sie mögen zu Hause oder auswärts seyn, so wechseln Strickstrumpf und Nähnadel ununterbrochen mit einander ab. Ein Frauenzimmer, welches in eine Gesellschaft geht, würde sich so viel nicht daraus machen, ihren Fächer vergessen zu haben; aber nicht eine halbe Stunde würde sie es aushalten ohne den Bedarf ihrer weiblichen Arbeiten. Einer Mannsperson dürfte es durchaus nicht verargt werden, wenn sie beym Eintritt in ein solches Besuchzimmer in Zweifel stünde, ob

Bayerische Staatsbibliothek München

sie sich nicht gar in eine Industrieschule verirrt hätte, und ob man nicht eher erwartet habe, Strümpfe zu kaufen, als an ihrer kleinen Unterhaltung Theil zu nehmen. In Dresden geht es so weit, daß selbst das Theater nicht gegen das Strumpfstricken geschützt ist. Ich selbst sah eine Dame, welche ganz ernsthaft ihr Strickzeug hinlegte, um sich die Thränen abzutrocknen, welche Theklas Leiden in Wallensteins Tod ihren Augen entlockt hatten, und gleich darauf wieder zu ihrem Strickstrumpf greifen. Weimars Bewohnerinnen haben es gegenwärtig noch nicht für nöthig gefunden, die weichen Gefühle ihres Herzens hinter ihren Arbeitsbeutel zu verbergen. Sie lieben mehr die Musik als den Tanz, und zuweilen wird ein verzweifelter Versuch gewagt, eine Masquerade zu veranstalten; allein es fehlt ihnen zu sehr an Lebhaftigkeit, ohne die ein solches Vergnügen eines der abgeschmacktesten wird. Die höhern Stände überlassen die Masqueraden den Bürgern, welche gravitätisch in einem Saal in schwarzen Dominos herumspazieren, und einander starr ins schwarze Antlitz sehen.

Wie es sich bey dem gelehrten Tone, der so lange geherrscht hat, und noch jetzt am Hofe und in den Ständen anzutreffen ist, nicht anders er-

warten läßt, so sind auch die Frauenzimmer nicht ganz frey von dem Anstrich der Pedanterie geblieben; einige stecken ganz tief darinnen, und schütteln in einem so kleinen Bezirk ihren gelehrten Staub über Alles, was ihnen in Wurf kommt. Ein Haus macht sogar einen gewöhnlichen literarischen Club. Die gelehrten Mitglieder, die den Jahren nach sehr ungleich sind, von sechzehn bis zu den sechzigern, halten ihre wöchentlichen Versammlungen am Theetische und hüllen sich in ein solches geheimnißvolles Dunkel, als feyerten sie die Mysterien der Bona Dea. Ein kühner Clodius drängte sich einst ein, und war Zeuge von der Zergliederung eines Trauerspiels; allein er hatte Ursache, die Thorheit zu bereuen, so lange als er in dem Zimmer verweilte, für verständig gelten zu wollen. Außerdem aber kann man von dem weiblichen Geschlecht in Weimar einen vortheilhaften Schluß auf ihre Mitschwestern des Landes in allem machen, was löblich ist.

An dieser Bildung der Sitten des Hofes und der Unterthanen haben ohne Zweifel das ernstliche Bestreben und das sich immer gleich bleibende eigene Benehmen der Großherzogin einen großen Antheil. Ihro Königliche Hoheit ist eine Prinzessin aus dem Hause Darmstadt; schon ihre

Jahre flößen jetzt Ehrfurcht gegen sie ein, aber noch weit mehr ihr vortreffliches Herz, und ihre Seelengröße. In solchen kleinen Fürstenthümern kann eine solche Herzensgüte verhältnißmäßig eine weit größere Wirkung thun, als bey der Beherrschung eines großen Reichs; sie kommt weit leichter und ungehinderter mit denen in Berührung, auf welche sie eigentlich hinwirken soll. Weder Ansehen noch Reichthum der gleißnerischen Hofwelt hat Glanz oder Gehalt genug, um den Blicken des Fürsten die niedere gemischtere Welt zu entziehen.

Nach der Schlacht bey Jena, welche wenige Meilen von ihren Mauern gefochten wurde, suchte Weimar einzig und allein bey ihr Rath und Schutz. Ihr Gemahl und der jüngere Sohn befanden sich abwesend bey den Trümmern der geschlagenen Armee; die französischen Truppen streiften ungebunden auf dem Gebiete und in der Hauptstadt umher; das fliehende Landvolk zeugte bereits von den Gewaltthätigkeiten, welche von der Anwesenheit brutaler und insolenter Ueberwinder unzertrennlich sind. Aber die Hoffnung in dieser Stunde der Trübsal ihren Unterthanen, die außer ihr Niemand hatten, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen konnten, auf irgend eine Art

nützlich werden zu können, siegte über alle Bedenklichkeiten, persönlichen Beleidigungen und Gefahren ausgesetzt zu seyn; gefaßt erwartete sie in Weimar die Annäherung der Franzosen, versammelte in dem Pallast um sich her den größern Theil der Weiber und Kinder, welche nicht geflüchtet waren, und theilte sogar mit ihnen die geringen und spärlichen Lebensmittel, welche sie noch unter ihnen auszutheilen vermochte. Bey seiner Ankunft stieg der Kaiser in dem Pallaste ab, und die Großherzogin bat sogleich um eine Unterredung mit ihm. Seine ersten Worte, die er an sie richtete, waren: „Madame, ich mache Ihnen ein Geschenk mit diesem Pallast," und ohne Weiteres brach er in die nämlichen Schimpfreden gegen Preußen und dessen Verbündete aus, und spottete über die thörichte Verwegenheit, sich ihm widersetzen zu wollen, eben so wie er sich bald darauf zu Tilsit gegen die unglückliche Louise herausließ. Mehr als einmal rief er mit dem größten Ungestüm aus: „On dit que je veux être Empereur de l'ouest, et —" Man spricht, ich wolle mich zum Kaiser von Westen machen, „und" indem er mit dem Fuße stampfte, „je le serai, Madame," „das werde ich auch." Allein der entschlossene und würdevolle

Ton, mit dem ihm die Großherzogin begegnete, setzte ihn in Verlegenheit. Sie suchte weder ihres Gemahls politisches Benehmen zu beschönigen, noch ihn um Gnade bey dem Mißgeschick anzuflehen, welches ihn nun in politischer Hinsicht betraf. Sie erlaubte sich gegen ihn die Bemerkung, daß einzig und allein Rücksichten für das Beste des Staats das Verhalten ihres Gemahls bestimmt hätten, und daß, wenn er nur einige Achtung für politische Grundsatze und die Treue hege, welche Bundesgenossen einem Monarchen schuldig wären, er durchaus an keinen Andern um seines Interesses willen sich hätte anschließen dürfen. Die Unterhaltung währte lange; die kaiserlichen Offiziere, welche ihn begleiteten, konnten nicht begreifen, wie ein Mann, welcher jeden Augenblick im Umgange selbst mit jungen und reitzenden Damen für weggeworfen hielt, sich so lange mit einer Prinzessin unterhalten konnte, die sich mehr durch die Eigenschaften ihres Verstandes und Herzens empfahl. Aber von diesem Augenblicke an behandelte er das Haus Weimar mit einer Achtung und Aufmerksamkeit, deren sich die Angesehensten unter seinen Satelliten nicht rühmen konnten. Er pflegte zu sagen, daß der Großherzog der einzige Fürst in Deutschland sey, dem man

das Kommando über einige Leute anvertrauen könne; auch bewies er gegen die Großherzogin selbst fortwährend eine ausgezeichnete Hochachtung. Ja, zu einer Zeit, wo er alle Universitäten zu unterdrücken suchte, stellte er sich, als ob er dem literarischen Ruhm der Stadt huldigte, und überhäufte die Dichter Weimars mit Ehrenbezeugungen. Die letzte Zeit, da er sich in Weimar aufhielt, war kurz vorher, da er seine Truppen in die Schlacht bey Lützen führte. Als er erfuhr, daß ein Theil des Contingents von Weimar, als ein Mitglied des Rheinbundes sich mit den Alliirten vereinigt habe, so sagte er lächelnd weiter nichts, als: „Es ist eine kleine Yorkiade!" Er erbat sich ein Glas Mallaga von den eigenen Händen der Großherzogin, und machte die Bemerkung, daß er nun alt werde; worauf er in Begleitung des Großherzoges und dessen zweiten Sohns, des Prinzen Bernhard, fort ritt, um den Feind bey Lützen anzugreifen.

Von dem Augenblicke an, bis die Donnerwolken, welche sich bey Leipzig zusammengezogen hatten, über den Rhein sich wälzten, wurde dieser ruhige Aufenthalt der Musen ein Schauplatz der schrecklichsten Kriegsereignisse, deren Elend keine Gränzen kannte. Daß drey solche Armeen, wie

die von Frankreich, Rußland und Oestreich ungebunden in dem erschöpften Ländchen umherschwärmten, schon diese Vorstellung faßt alles mögliche Elend und Verbrechen in sich; aber kläglich war es, daß es von seinen erklärten und vermeinten Befreyern eben so viel erdulden mußte, als von dem eigentlichen Unterdrücker Deutschlands selbst. Diese Schreckensperiode hat gewissermaßen eine Aenderung in dem Benehmen dieses sonst arglosen und freundlichen Volkes hervorgebracht; kaum wird man eine Hütte betreten, welche nicht wiederhallen sollte von furchtbaren Erzählungen jener Schreckenstage. Alte Dorfmährchen von Hexen auf dem Harze, und Sagen von dem Rübezahl auf den schlesischen Gebirgen haben den Dorfgeschichten von besonderen Unglücksfällen Platz gemacht, welche durch weit ärgere Geister veranlaßt wurden, als die sich jemals auf dem Brocken versammelt, oder dem Rübezahl in den Schluchten der Schneekoppe gehorcht haben.

Bestimmt war es einzig und allein die herzliche Theilnahme, die thätige Menschenliebe und Selbstverläugnung bey allen diesen Gräuelscenen, wodurch sich die regierende Familie so sehr die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Unterthanen erhielt. Alle überflüssigen Ausgaben am Hofe wur-

den beschränkt oder aufgehoben, um nur einigermaßen dem Elend der ruinirten Landleute abzuhelfen, und die Dörfer wieder aufzubauen, welche in Asche gelegt worden waren. In dem kurzen Zeitraume von einem Monat irrten durch die Hinopferung des Militairs und durch epidemische Krankheiten, dadurch erzeugt, daß die Lebenden in Unflath und Hungersnoth unter den Schutthaufen der Dörfer weilen mußten, nicht mehr als fünfhundert Waisen auf dem Lande umher. Aus einem Hause wurden ihrer neune gefunden, welche ohne Lumpen, um sich gegen die feuchten Ausdünstungen der herbstlichen Nächte zu schützen, um die noch rauchende Asche ihrer abgebrannten Hütte kauerten, und bey dem Leichnam ihres Vaters und ihrer Mutter wachten. Die herzogliche Familie durch einige Geldbeyträge unterstützt, welche in diesem Lande für die verunglückten Deutschen eingesammelt worden waren, nahm diese Waisen an Kindesstatt an. Sie haben sämmtlich eine gute Erziehung in Weimar genossen, eine Profession erlernt, und auch Mittel erhalten, um dieselbe treiben zu können. Im Sommer 1821 vollendeten sie eine kleine Kapelle, der Vorsicht gewidmet, welche ihre Kindheit glücklich durch so vieles Ungemach geleitet hatte, woran nicht allein die

Mauern, sondern auch die Ausstaffirung und die Zierrathen von ihren eigenen Händen gearbeitet waren, alles nach der Profession, die Jeder gelernt hatte.

Es ist mehrentheils eine Folge der wissenschaftlichen Bildung, welche man in Weimar findet, daß in keinem Lande das Englische sorgfältiger getrieben wird als hier. Byron und Scott werden nicht allein häufig gelesen, sondern auch eben so richtig verstanden und gehörig von den Deutschen beurtheilt, als bey uns selbst; sie besitzen nicht bloß eine, sondern mehrere Uebersetzungen der vorzüglichsten Romane von Scott. Selbst der Großherzog liest sehr viel Englisch. Außer seiner eigenen Privatsammlung enthält auch die ansehnliche öffentliche Bibliothek, welche zu Jedermanns Gebrauch offen steht, alle unsere berühmten Schriftsteller. Welche Veränderung binnen einem halben Jahrhundert! Friedrich des Großen Bibliothek steht noch jetzt in Sans Souci, so wie er sie bey seinem Tode hinterlassen hat, und enthält auch nicht ein Werk, das nicht französisch wäre. In Dr. Frorieps Zimmer, in dem Industrie-Comtoir *) glaubt man eher

*) Dieses Industrie-Comtoir ist eine Einrichtung, welche von dem verstorbenen Herrn Bertuch,

in Albemarle Street, als an einem einsamen Winkel Sachsens zu seyn; politische und gelehrte Zeitungen, die philosophischen Zeitschriften liegen in ihrer Mannigfaltigkeit umherzerstreut, nebst allen neuen Büchern, welche gelesen zu werden verdienen, und auch sehr viele, die keinen Werth haben.

Ueberdies ist auch Göthe ein großer Freund von englischer Lektüre, und woran Göthe Geschmack findet, das muß auch durchgängig in Weimar Mode seyn. Er ist ein Anbeter von Byron, ob er gleich der Meinung ist, daß Se. Herrlichkeit verschiedenes gestohlen habe, was ihm

---

unter Begünstigung des Großherzogs für Gegenstände der Druckerey und des Kupferstichs gegründet wurde, und ist bereits eine der bedeutendsten der Art in Deutschland geworden. Beinahe dreyhundert Personen sind mit Drucken der Bücher, mit Stechen der Landkarten und Zeichnungen, theils in Kupfer, theils in Steinplatten, so wie mit Verfertigung der Erdkugeln beschäftiget. Die Druckerey ist besonders thätig in Verbreitung der ausländischen, vorzüglich der englischen Literatur, theils durch neue Abdrücke, theils durch Uebersetzungen; denn Herr Bertuch war ein sehr gelehrter und gebildeter Mann, wie es auch sein Verwandter und Nachfolger, Dr. Froriep ist.

gefiel. Don Juan scheint sein Lieblingsschriftsteller zu seyn, aber man merkt deutlich, daß Papier und Lettern keinen geringen Antheil an der Bewunderung haben, mit der er von diesem Werke spricht. Nichts setzt die Deutschen mehr in Erstaunen, als unsere typographische Verschwendung. Der Hafen zu London ist nicht geeignet, ihnen eine größerer Idee von unserm National-Reichthum beyzubringen, als unsere gewöhnliche Art zu drucken, wozu noch der Umstand kommt, daß bey aller Kostspieligkeit doch bey keiner andern Nation in Europa ein größerer Verbrauch von Büchern statt findet, als bey der unsrigen. Sie sind noch sehr in Hinsicht des Drucks zurück; eines Theils, weil der wohlfeile Preis eines Buchs von seinem Verkaufe abhängt, andern Theils weil sie auf so wenig Verbesserung und Vervollkommung in einer Kunst bedacht gewesen sind, die doch von ihnen selbst erfunden worden ist. Eine Unterhandlung mit einem Berliner Verleger wegen des Druckes einer Uebersetzung von Playfairs Chronologie wurde abgebrochen, „weil das Papier nicht groß genug für die Tafeln ausfindig gemacht werden könne!" Dr. Müllner konnte sich nicht genug wundern, als er sich in einem Buchladen selbst davon überzeugte, daß die wenigen Exemplare

von Gillies Uebersetzung der Schuld, welche nur für die Freunde des Verfassers abgezogen worden, so elegant gedruckt waren. „Denn“ meinte er, „bey uns findet bey solchen Gelegenheiten gerade das Gegentheil statt.“

Ob es gleich nicht an Fuhrwerk in Weimar fehlt, so sucht doch die kleine Modewelt daselbst nicht damit zu glänzen; aber sobald der Winter eine hinreichende Menge Schnee fallen läßt, sobald entschädigen sie sich auch dadurch, daß sie nun ihre Schlitten hervorbringen. Sie lieben dies Vergnügen sehr, sind aber nicht weit genug gegen Norden, daß sie es hierin zu einiger Vollkommenheit bringen, oder es lange aushalten sollten. Die Schlitten möchten ganz hübsch seyn, wenn nicht ihre Ansprüche auf Schönheit durch die grellen Farben beleidiget würden, mit welchen sie angestrichen sind. Nach den Gesetzen der Schlittenfahrt ist jeder Herr, sobald man sich am Ziele der Laufbahn befindet, berechtiget, seine Gesellschaft abzuschmatzen, gleichsam zur Belohnung, sich als einen geschickten Jehu bewiesen zu haben, und wenn man einmal in der Linie ist, so ist es eben nicht angenehm, wenn schlecht gefahren wird. Wer ganz unerfahren ist, oder sehr ängstlich, der pflanzt hinten auf die Pritsche einen gewandten Diener,

welcher die Pferde lenkt, während dem sein Prinzipal, befreyt von aller Unruhe, kärglich ihm den Lohn vorenthält. Die lange Reihe glänzender Schlitten, der zierliche Schmuck der Pferde, das Schellengeläute, mit welchem sie behangen sind, und außer diesem nicht unangenehmen Geklingel, die unmerkliche Geschwindigkeit, mit welcher der Zug an einem heiteren kalten Wintermorgen, gleich einem feenartigen Reuterzug kaum die Erde berührend, dahin schwebt, gewährt einen heiteren und malerischen Anblick.

Nichts möchte wohl so leicht den Unwillen eines englischen Waidmanns erregen, als eine deutsche Hasen-, ausgenommen vielleicht auch eine ungarische Hirschjagd; denn dem Wilde sind alle nur ersinnliche Mittel zur Flucht benommen, noch ehe der Angriff auf dasselbe beginnt. Der Großherzog von Weimar ist selbst ein passionirter Jäger, und wenn er nach seiner Flinte greift, so kann jede rechtliche Person das nämliche thun, und sich seinem Gefolge anschließen. Die Bauern vertreten gemeiniglich die Stelle der Windhunde; sie umringen einen ansehnlichen Strich Landes, und treiben die Hasen vor sich hin, den funfzig bis sechzig Jägern in die Hände, welche mit

Doppelflinten versehen sind. Das Ganze hat das Ansehen einer Metzeley, aber keiner Jagd. Sobald der Kreis enger wird, und nur noch einige von den Schlachtopfern leben, sobald wird auch das Vergnügen eben so gefahrvoll für die Jäger selbst, als für das Wild; denn nun wird von Jedem in allen Richtungen hingeschossen, und der Jagdmeister so wie seine Gehülfen haben mit ihrer Lunge und ihren Armen vollauf zu thun, indem sie bald hier einen Lauf herunter, bald dort einen andern aufschlagen müssen, um zu verhüten, daß sich die Jäger in der Verwirrung einander nicht selbst in den Leib schießen. Ein großer Wagen, der mit allem versehen ist, was zu einer guten Mahlzeit gehört, steht bereit. Sobald der erste Kreis, oder das erste Treiben zu Ende ist, machen sich die Jäger lustig, während dem die Bauern ein neues in einer andern Richtung anfangen, und sich zu einer gleichen mörderischen Expedition rüsten. Die Bauern wollen behaupten, daß sie ohne diesen geschwinden und kurzen Prozeß von Hasen überschwemmt werden würden, und natürlicherweise werden sie, wie es ihnen frey steht, lieber die todten Hasen um einen spottwohlfeilen Preis kaufen, als sich von tausenden derselben lebendig speisen lassen.

So wie die Großherzogliche Familie eine ehrenvolle Rolle als Beschützerin der deutschen Literatur behauptet, so war auch sie es, welche den Anfang machte, eine freie Regierungsverfassung einzuführen. Dem Ende des Kriegs folgte durch ganz Deutschland die Erwartung, eine Verbesserung der politischen Verfassungen herbeygeführt zu sehen. Der Congreß zu Wien hielt es für nothwendig, oder auch der Klugheit gemäß, sich wenigstens den Anschein der Großmuth zu geben; unglücklicherweise aber war der Artikel, der diesen Gegenstand betraf, in den Verhandlungen des Congresses in so allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, als ob es der Wahl eines jeden Fürsten (und so hat man es durchgängig verstanden) überlassen bliebe, ob er sein Vorrecht dem Zwang des gesetzgebenden Körpers unterwerfen wolle. Diese unglückliche Zweideutigkeit, sie mochte nun ein Werk des Zufalls oder der List seyn, gab Veranlassung zu der allgemeinen Entrüstung, welche unmittelbar darauf in verschiedenen Gegenden Deutschlands bemerkbar wurde; denn bey den verschiedenen Auslegungsarten, welche jene Worte zuließen, behaupteten natürlicherweise die Fürsten, daß nur solche Erklärungen für richtig gelten könnten, welche die Fortdauer ihrer alten und unbegränzten Autorität

in sich schlössen. Einige, wie z. B. der König von Preußen, gaben zu, daß der Artikel sie verpflichte, „eine Constitution der Stände einzuführen;“ läugneten aber, daß ihnen hierbey einige Einschränkung zugemuthet werden könne, und waren deshalb der Meinung, daß es einzig und allein bey ihnen stehe, zu entscheiden, ob sie fünf oder fünfhundert Jahre früher aufhören wollten, Fürsten zu seyn, welche unumschränkt regierten. Andere, welche sich geneigt fanden, sich einer „Verfassung der Stände zu unterwerfen,“ erklärten diese Worte des Congresses so, daß eine solche alte Verfassung beabsichtiget würde, die unter der Aufsicht einiger Wenigen stünde, die nicht etwa als gesetzgebender Verein herrschen sollte, sondern nichts weiter als ein ohnmächtiger Körper sey, der es bey Berathschlagungen bewenden ließe, nicht etwa in Form eines Parlamentes, sondern als eine Art von Geheimen Rath. Eine dritte Parthey machte noch diese Auslegung von obigem Artikel, daß er bloß die Beherrscher gegen einander verpflichtete, aber auf keine Art und Weise gegen ihre Unterthanen. Dabelow in Göttingen, ein Mann, welcher in der literarischen Welt nicht unbekannt ist, schrieb ein Buch, um diese letztere Ansicht zu vertheidigen. Die

Göttinger Studenten erlaubten sich eine derbe Kritik dieser Schrift, indem sie ein Exemplar desselben an den Pranger anschlugen, dem Verfasser vor's Haus rückten, und ihm ein dreyfaches pereat brachten.

In mehreren Staaten, besonders in den südlichen, haben nach und nach freyere und gemäßigtere Ansichten die Oberhand gewonnen; aber Weimar ging zuerst mit gutem Beyspiele voran. Der Großherzog, welcher es unter seiner Würde hielt, den Verhandlungen des Congresses irgend eine falsche Bedeutung unterzulegen, und besorgt, daß nicht etwa ein anderer Staat in dem ehrenvollen Unternehmen die Bahn brechen möchte, säumte nicht, seinen Unterthanen eine stellvertretende Regierung zu geben. Sicherlich war er einer der letzten Fürsten, welcher sich der Nothwendigkeit ausgesetzt sehen konnte, Vergünstigungen einzuräumen; denn seinen zweymalhunderttausend Unterthanen würde es eben so gut eingefallen seyn, ein neues Evangelium unter sich aufzubringen, als auf die Theilnahme an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu dringen. Als die ersten Wahlen unter der neuen Verfassung statt fanden, trat keine geringe Schwierigkeit ein, die Wahlfähigen, besonders aus dem Bauerstande, zum

Abstimmen zu bewegen. Trotz aller genauen Auseinandersetzungen der dienstfertigen Professoren in Jena konnten sie sich nicht überzeugen, was diese ganze Maschinerie für Nutzen haben sollte. „Bezahlen wir nicht," sagten sie, „den Großherzog dafür, daß er uns regiert, und die öffentlichen Angelegenheiten besorgt? Warum wird uns denn noch diese Last aufgebürdet?" Ja, nachdem man den Versuch mit Einführung eines stellvertretenden Vereines sieben Jahre lang gemacht hat, wollen gleichwohl Manche behaupten, daß die Sachen eben so gut, und wohl noch weniger kostspielig auch ohne sie abgemacht würden.

Dieses Parlament im Kleinen bildet nur ein Haus, indem es aus nicht mehr als ein und dreißig Mitgliedern bestehet. Zehn werden von den Besitzern der Rittergüter, zehn von den Bürgern in den Städten, zehn aus dem Bauernstande, und einer aus der Universität zu Jena gewählt. Letzterer wird von dem academischen Rath gewählt, und muß nicht nur Professor seyn, sondern auch einen ordentlichen Grad in der juristischen Fakultät haben. Bey der Hauptwahle, welche alle sieben Jahre statt findet, werden nicht allein die Abgeordneten, sondern zugleich auch ein Stellvertreter für jedes Mitglied gewählt,

in der Absicht, damit die Anzahl der Abgeordneten immer voll ist. Wird die Stelle eines Abgeordneten entweder durch dessen Tod, oder dadurch, daß er resignirt, oder durch irgend ein störendes Ereigniß erlediget, so nimmt dessen Stellvertreter seinen Platz bis zur nächsten Hauptwahl ein. Die zehn Mitglieder aus dem Adel werden ausdrücklich aus den Rittergutsbesitzern gewählt. Ein Adelsbrief giebt das nämliche Recht. Die Stimmen nehmen keine Rücksicht auf irgend einen bestimmten Werth der Rittergüter; sondern beruhen auf der eigentlichen Beschaffenheit des Gutes; der Besitzer hat eine Stimme für jedes besondere unabhängige Gut der Art, welches ihm gehört, es mag so unbedeutend oder ansehnlich seyn als es will. Die Lehre von alles überwiegenden Vorrechten und Wahlstimmen, in welcher die Landeigenthümer und Advokaten in einer Gegend unserer Insel so erfahren sind, würde von den Rechtsgelehrten in Sachsen durchaus verworfen werden. Das Recht, Adelsbriefe zu ertheilen, dürfte dem Fürsten auch Erlaubniß geben, die Wahlfähigen nach Belieben zu bestimmen; allein der Großherzog hat sich selbst des Vorrechts begeben, die Güter zu diesem höhern Range zu erheben, in so fern die Wahlfreiheit durch die

Verordnung in der Verfassung beschränkt worden ist, daß er in Zukunft Rittergüter, um eine Stimme abgeben zu können, errichten darf, jedoch einzig und allein mit Verwilligung der Kammer. Selbst Frauenzimmer, die dergleichen Güter besitzen, haben eine Stimme; so lange sie aber unverheirathet sind, müssen sie ihre Stimmen durch einen Anwald besorgen lassen. Eine Deputation von weiblichen Freysassen müßte in Wahrheit den ergötzlichsten Stimmenverein bilden, der sich nur denken läßt!

Bey der Wahl der Abgeordneten von den Städten und von dem Lande findet eine Art von Ungleichheit statt. Die Städte sind in zehn Bezirke eingetheilt, von welchen jeder sein Mitglied sendet. Weimar und Eisenach bilden ihre eigenen Bezirke, indem ersteres die Hauptstadt ist, und eine Bevölkerung von siebentausend Seelen enthält; letzteres, weil sie Ansprüche darauf macht, für eine Fabrikstadt angesehen zu werden, und eine etwas größere Volksmasse in sich begreift, als die zu Weimar. Sowohl in diesen, als auch in allen andern großen oder kleinen Städten, welche die andern Bezirke ausmachen, hat jeder ansässige Bürger eine Stimme ohne Unterschied

der Religion; auch den Juden steht dieses Privilegium zu, ob sie gleich nicht gewählt werden können. Der sämmtliche Verein in einer Stadt, welche das Stimmenrecht haben, wählen eine gewisse Anzahl von Abgeordneten, so daß nach Verhältniß auf funfzig Häuser in der Stadt einer kommt, und diese Abgeordneten wählen das Mitglied für den Bezirk. Wenigstens zwey Drittel von allen den Bürgern, welche das Recht zu stimmen besitzen, müssen bey der Wahl der Abgeordneten zugegen seyn, und zwey Drittel der Abgeordneten bey der endlichen Wahl des Mitgliedes. Findet keine Wahl statt, wenn etwa mehr als der dritte Theil der Wählenden abwesend ist, so werden alle Kosten bey der nächsten neuen Wahl von den Abwesenden getragen. Das Mitglied für einen Stadtbezirk muß ein bestimmtes und unabhängiges Einkommen von 500 Reichsthalern genießen, wenn es für Weimar oder Eisenach gewählt wird, und 300 Reichsthaler, wenn es als Abgeordneter von den Städten eines andern Bezirks gewählt worden ist. Mit vieler Vorsicht hat man dabey festgesetzt, daß bey Schätzung dieses Einkommens die Besoldung nicht in Anschlag gebracht werden darf; sie mag nun von dem Staate, oder von irgend einer Privatperson be-

zogen, für wirkliche Dienste entrichtet, oder als Pension genossen werden.

Mit der Wahl der zehn Abgeordneten vom Lande wird genau auf ähnliche Weise verfahren. In Hinsicht derselben ist das Herzogthum gleichfalls in zehn Bezirke eingetheilt; in jedem Bezirk wählen die Landleute, die den größten Theil ausmachen, und innerhalb ihrer Gränzen ein Haus haben, ihre Abgeordneten nach dem nämlichen Verhältnisse der Anzahl der Häuser, wie in den Städten, und diese Abgeordneten wählen das Mitglied. Dieses muß zu ihrem Stande gehören; es ist ihnen nicht erlaubt, es aus der höhern Classe der Landeigenthümer zu nehmen, wohin sie es so gern gebracht haben würden, wenn es nicht ausdrücklich verboten worden wäre. In der nämlichen Absicht zu verhüten, daß nicht adliche Familien sich unbefugter Weise in die Gesetzgebung mischen, ist die Bestimmung getroffen, daß weder Brüder, noch Vater und Sohn zu gleicher Zeit den Sitzungen der Kammer beywohnen dürfen.

Diese drey verschiedenen Mitglieder, welche auf diese Art gewählt worden sind, bilden mit den Abgeordneten von Jena den Landtag, oder das Parlament des Herzogthumes. Sie wählen ihren eigenen Präsidenten, und die Wahl wird von dem

Großherzog bestätigt. Er muß aus dem Adelstand gewählt werden; auch wird keine Person zur Wahl hinzugelassen, welche in Diensten der Regierung steht, oder von derselben besoldet wird. Er verwaltet sein Amt zwölf Jahre lang, nämlich für zwey Parlamente, welche statt finden; aber das Haus, welches ihn eingesetzt hat, kann ihn auch auf längere Zeit, ja auf Lebenszeit sogar wählen. Allein dies läßt sich kaum mit den strengen Wahlgrundsätzen vereinigen; denn da der Präsident auf diese Art aus der Kammer, welche aufgelöst worden ist, in eine neue übergeht, so ernennt der Bezirk, für welchen er eigentlich saß, bey der neuen Wahl ein Mitglied weniger, und die neue Kammer stehet nun unter einem Präsidenten, welcher bereits von seinen Vorfahren gewählt worden ist. Von dem Hause selbst werden ihm zwey Gehülfen mit zugegeben, welche ohne Unterschied aus den drey Ständen genommen werden; allein sie verwalten ihr Amt nur drey Jahre lang, nämlich für den Verlauf einer Sitzung. Der Präsident und diese zwey Gehülfen, welche sämmtlich besoldet werden, bilden den sogenannten Vorstand, oder die Oberaufsicht über die Kammer; sie ist das Organ, durch welches diese mit dem Großherzog gemeinschaftlich

berathschlagt; während der Sitzung führen sie die Oberaufsicht über das Ganze; so lange die Vertagungen und Verlängerungen dauern, bleiben sie in voller Thätigkeit, um über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu wachen, die Gegenstände der Berathschlagung zu ordnen, welche bey der Kammer in der nächsten Versammlung derselben wahrscheinlich vorgebracht werden dürften; die Verordnungen wegen neuer Wahlen ergehen zu lassen, wenn etwa Vacanzen eingetreten sind, und den Großherzog, falls sie es für nöthig erachten sollten, dahin zu veranlassen, daß er eine außerordentliche Versammlung zusammenberuft. Ueberdies wählt auch die Kammer ihren eigenen Sekretair, den sie besoldet, und nach Belieben wieder entlassen kann.

Ordentlicher Weise versammelt sich die Kammer aller drey Jahre nur einmal; jedoch kann der Großherzog entweder aus eigenem Antriebe, oder auf Verlangen des Vorstandes zu irgend einer Zeit eine außerordentliche Versammlung zusammenberufen. Eben so hat er das Vorrecht, sie zu jeder Zeit aufzulösen; allein in diesem Falle muß binnen drey Monaten eine neue Kammer ernannt werden, widrigenfalls diejenige, welche aufgelöst worden ist, wieder in ihre vorigen Rechte

tritt; die bisherigen Mitglieder können immer aufs Neue wieder gewählt werden. Die sämmtlichen Mitglieder haben alle Rechte mit denen des Parlaments; ihre Person ist vom Anfange der Sitzung an, bis acht Tage nach Beendigung derselben unverletzlich; sie sind wegen ihrer Reden nicht verantwortlich, auch darf kein gerichtliches Verfahren gegen sie ohne Einwilligung der Kammer vorgenommen werden. So lange die Sitzung dauert, werden ihnen ungefähr drey bis vier Thaler für den Tag und noch außerdem eine gewisse Summe Geldes verwilliget, um die Reisekosten nach Weimar und von da wieder nach Hause zu bestreiten. Jede Streitfrage wird durch die Mehrheit der Stimmen entschieden. Der Sprecher kann keine Stimme von sich geben; sind die Stimmen gleich, so findet eine neue Verhandlung und Eintheilung statt; und ist die Kammer noch einmal gleich getheilt, so hat der Großherzog das Recht zu entscheiden. In allen Fällen stehet Sr. Königlichen Hoheit ein unumschränktes Veto zu.

Die Gewalt der Kammer erstreckt sich auf alle Fächer der Gesetzgebung, und ihre Einwilligung ist unerläßlich, wenn alle andere gesetzliche Maasregeln kräftig seyn sollen. Da sie sich nur alle drey Jahre versammelt, so wird das Finanz-

wesen für diesen ganzen Zeitraum regulirt; allein ein bestehender Ausschuß, welcher außer dem Vorstand aus drey Mitgliedern vom Adel und drey von den Abgeordneten der Städte oder des Landes besteht, dauert die ganze Zeit der Vertagung hindurch, um jährlich die Rechnungen der öffentlichen Staatseinkünfte durchzugehen. Kein Theil der neuen Verfassung kann verändert, oder ein neuer hinzugefügt werden, es sey denn mit Bewilligung des Fürsten und der Kammer; auch kann kein Nachfolger der großherzoglichen Krone eher den Huldigungseid von den Abgeordneten der Unterthanen erhalten, als bis er geschworen hat, treulich über die neue Verfassung zu halten. Sie bestätiget die Unabhängigkeit der Richter und die Druckfreyheit, welche schon vorher in dem Großherzogthum eingeführt worden war, noch ehe die Constitution eingeführt wurde.

Die Kammer versammelte sich für das zweite Mal im December 1820, und ihre Sitzung dauerte nicht weniger als vier Monate. Die wichtigsten Ceremonien, mit welchen sie eröffnet wird, bestehen in einer kurzen Anrede des Großherzogs, und in einem langen Banquet im Pallaste. Sodann gehen die Mitglieder an ihre Geschäfte, und, ernstlich gesprochen, nichts kann diesen einfachen,

ehrlichen, gutmüthigen Menschen gleichen, welche dazu bestimmt sind, die Gesetze zu handhaben. Die Mitglieder, welche aus den Adlichen gewählt sind, so wie der Professor von Jena, und vielleicht auch einige wenige von den Abgeordneten der Städte sind Männer, welche Bildung und Erfahrung besitzen; aber vorzüglich die letzteren, vor allen aber die Abgeordneten des Landstandes können eher für bemittelt als gebildet gelten. Jedoch, ohnerachtet ihres patzigen Aussehens, ihrer groben Sitten und buntscheckigen Kleider bringen sie doch auch zwey herrliche Eigenschaften mit, nämlich ein sehr bescheidenes Mißtrauen auf ihre eigene Einsicht, und zugleich eine äußerst löbliche Begierde, sowohl ihr eigenes Geld, als auch das der Gemeinen zu schonen. Ein Kreismitglied, wofür man die Abgeordneten von dem Lande gewissermaßen halten kann, und der nicht weit von Weimar wohnte, machte sich alle Morgen zu dem Orte seiner Bestimmung mit hinlänglichen Lebensmitteln in der Tasche versehen, auf, um den Tag über leben zu können, und ging Nachmittags wieder nach Hause, ohne sein Geld angerührt zu haben. Diese Leute, wie es ganz natürlich ist, können sich in das Amt, die Gesetze mit zu handhaben, gar nicht recht finden; der Uebergang von

achtbaren Krämern und kleinen Pächtern zu Mitgliedern des Parlaments war zu schnell, als daß sie sich so leicht in ihre neue Lage hätten schicken können; denn weder ihre Erziehung, noch ihre vorige Lebensart war geeignet, sie zur Uebernahme eines ihnen so ganz fremden Fachs vorzubereiten. Sie brauchen darüber nicht zu erröthen; im Gegentheil würde ein eigensinniges Vertrauen auf ihre eigene Geschicklichkeit von keiner guten Vorbedeutung seyn; jeder Verständige würde sich eben so unbehaglich fühlen, wenn er vom Korn- und Viehhandel weggerufen würde, um über Finanzangelegenheiten sein Gutachten abzugeben, oder Streitfragen, welche die öffentlichen Gesetze betreffen, entscheiden zu helfen.

Diesem Mangel an Erfahrung, und dem Mangel an Selbstvertrauen, welcher nothwendig daraus erfolgt, muß man mehrere Irrthümer zuschreiben, deren sie sich schuldig gemacht haben. So begingen sie, z. B. einen großen Verstoß, daß sie ihre Thüren der Oeffentlichkeit verschlossen, und es verdient als ein Gegenstand politischer Vorurtheile bemerkt zu werden, daß sie in diesem Punkte sich hartnäckig weigerten, dem Großherzog zu willfahren. In der Rede, womit dieser die vorhergehende Sitzung beschloß, äußerte er seinen

Wunsch, daß sie in der nächsten Versammlung überlegen möchten, ob es nicht schicklich wäre, ihre Berathschlagungen dem Volke bekannt werden zu lassen, und daß er selbst diese Oeffentlichkeit wünsche. Sie nahmen es in Ueberlegung; aber die kleinen Fabrikanten und Pächter zitterten schon ohnerachtet ihres schlichten Menschenverstandes und ihrer ehrlichen Absichten so sehr bey dem bloßen Gedanken wegen ihrer eigenen Schwäche in Hinsicht des Vortrages ausgelacht zu werden, daß sie mit der Mehrzahl der Stimmen beschlossen, ferner das geheimnißvolle Wesen beyzubehalten, jedoch zugestanden, daß zuweilen ein Auszug aus ihren Tagebüchern zur Kenntniß des Publikums abgedruckt würde, aber allezeit mit der Vorsicht, Niemanden namentlich aufzuführen. Luden, Professor der Geschichte zu Jena, spitzte sogleich seine kräftige und bündige aber scharfe Feder gegen sie, und machte sie unendlich lächerlicher, als sie sich wahrscheinlich selbst durch ihre einfältigen Reden gemacht haben würden.

Einen andern Mißgriff, aber von weit ernsthafterer Art, begingen sie in Hinsicht des Dr. Oken, Professors der Naturgeschichte. Dieser Herr verlor seine Professur bey der Universität zu Jena, weil er den Fürsten Metternich geschimpft,

und über den König von Preußen gelacht hatte. Er wurde entlassen ohne die geringste gerichtliche Untersuchung oder Entscheidung, weil er die Herausgabe eines Journals nicht aufgeben wollte, in welchem andere Höfe revolutionaire Grundsätze zu finden meinten. Er und seine Freunde behaupteten laut und öffentlich, daß seine Absetzung ganz gesetzwidrig sey; und diese Sache kam nun ordentlicher Weise in Gestalt der Streitfrage vor die Kammer: ob der Großherzog ein Recht habe, einen öffentlich angestellten Diener zu entlassen, ohne hinreichende gesetzliche Gründe? Die Art und Weise, wie die Frage vorgelegt wurde, bewies, daß sie von dem ganzen Streite keine deutliche Ansicht hatten; denn durch dieses Verfahren wurden Minister des Staats und öffentliche Lehrer, ja sogar Richter auf einen und denselben Fuß mit einander gestellt. Noch unbefriedigender war die Antwort, welche sie ertheilten; denn sie entschieden, obgleich mit einer unbedeutenden Mehrheit der Stimmen dahin, daß der Großherzog zwar dies Vorrecht besitze; aber zu gleicher Zeit stimmten sie eine Adresse ab, in der sie ihn um die Versicherung baten, daß er nicht wieder einen öffentlich angestellten Diener auf diese Art entlassen wolle, als bis sie Zeit gefunden hätten,

deshalb ein abhülfliches Auskunftsmittel zu treffen. Die Antwort, welche Se. Königliche Hoheit ertheilten, war etwas empfindlich, und klang wie ein Vorwurf, als ob sie ihn für fähig hielten, in irgend einer Angelegenheit gesetzwidrig verfahren zu können.

Politische Verhandlungen und Verbindungen sind hier völlig unbekannt. In den Gesellschaften zu Weimar sind Sang und Scherz, Dichtkunst und Malerey, das neueste Schauspiel oder ein Roman, oder die Abenteuer der letzten Schlittenfahrt nach Belvedere oder Berka, ausschließend die einzigen Gegenstände, über die man sich gegenseitig unterhält, und keine Seele, ausgenommen die jenaischen Professoren scheinen sich auch nur im Geringsten darum zu bekümmern, wie die ein und dreißig Mitglieder ihr Geld tagtäglich verdienen mögen. Dies liegt zum Theil in ihrem National-Charakter. Ihr politisches Leben ist noch zu jung, und sie gehen, wie alle ihre Landsleute, bedächtig, aber desto sicherer. Ein solches Temperament hat ungemein viel Gutes; denn in der politischen Erziehung ist Frühreife der Gründlichkeit und Vervollkommnung weit gefährlicher als bey jeder andern. Die Zeit bringt Rosen, sagt ihr eigenes Sprichwort. Eben so wird auch

Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und eine genaue Kenntniß der Pflichten herbeyführen, welche man gegen den Staat zu beobachten hat.

Seitdem die Beendigung des Kriegs der Regierung ihre völlige Freyheit wieder gegeben hat, hat sie es sehr klüglich vermieden, mit dem militairischen Prunk zu prahlen, durch den sich die kleinen Fürsten oft so lächerlich machen und ihre eigenen Finanzen ruiniren. Die wenigen Husaren ausgenommen, welche die Stelle der Schildwache vor dem Pallast vertreten, und zuweilen die Einwohner auf der Reise escortiren, kann man das ganze Großherzogthum durchreisen, ohne auf eine Uniform zu treffen. Gleichwohl muß Weimar jetzt, da die Bundesversammlung die militairischen Kontingente der Verbündeten unwiderruflich bestimmt hat, eine Armee von zweytausend Mann unterhalten, eine Last, die es immer noch leichter wird ertragen können, als die weit kleineren Staaten, welche in der Nachbarschaft zusammengehäuft sind. Der Großherzog bedarf nur einer Tagereise, so befindet er sich in dem Gebiete von nicht weniger denn zwölf souverainen Fürsten. Preußen ist, der ihm am nächsten ist; Baiern, das Königreich Sachsen und Cassel

liegen ebenfalls in seinem Bereich und sind also von politischer Wichtigkeit. Dann kommt Weimar selbst gleich einem Erstgebornen unter den verbündeten Sächsischen Häusern, Gotha, Coburg, Meiningen und Hildburghausen. Gleich einem unmerklichen Punkte erblickt man in der Ferne die „deutschen Herrschaften, welche sich gern wichtig machen," die doppelten Zweige der Linien Reuß und Schwarzburg.

Drittes Kapitel.

Jena.

Stosst an! Jena lebe! hurrah hoch!
Jenaer Studentenlied.

Die Nähe von Jena, die von jeher eine der berühmtesten, und seit den letztern Jahren eine der merkwürdigsten Universitäten Deutschlands gewesen ist, gereicht Weimar als unbestimmter Aufenthalt für einen Fremden zu keiner geringen Empfehlung; eine Woche in der gebildeten Gesellschaft und in den Vergnügungen dieses Orts zugebracht, und dann wieder abwechselnd eine Woche unter den eben nicht höflichen Studenten und gelehrten Professoren der andern Stadt, gewährt in der That eine angenehme Veränderung. Man wird mit den Eigenheiten des Burschenlebens,*) insofern man sie als Gegenstand der

*) Ein für allemal muß hier bemerkt werden, daß das Wort Bursche, ob es gleich nichts anders

Beobachtung betrachtet, in den großen Hauptstädten weit weniger vertraut, als in den sogenannten eigentlichen Universitäts-, das ist in solchen Städten, welche größtentheils durch die Gegenwart der Universität bestehen, und von ihr abhängen. In Berlin z. B. so gern auch die Burschen hier den Herrn spielen möchten, sehen sie doch recht gut ein, daß sie nichts weiter sind als ein Tropfen in dem Weltmeer; sie sind nicht zahlreich genug in Rücksicht auf die Volksmenge, um sich wichtig machen zu können. Ueberdies, der Scharfblick, mit welchem eine solche Polizey alle ihre Thorheiten belauert, und die Bereitwilligkeit, mit welcher eine solche Militairpolizey, wie in Berlin, sie unterdrücken würde, endlich die Unannehmlichkeit, sich dem Spotte von zweymalhunderttausend Einwohnern Preis gegeben zu sehen —

---

als einen jungen Menschen bezeichnet, von allen Studirenden in ganz Deutschland angenommen worden ist, um sich selbst von Andern zu unterscheiden. Sie sind also übereingekommen, vorzugsweise für die jungen Leute Deutschlands angesehen zu werden. Das Burschenleben zum Beyspiel deutet nicht die Lebensweise der jungen Leute im Allgemeinen an, sondern nur derer, welche auf Universitäten sind.

das alles ist mehr, als sie ertragen könnten, und der männliche Theil der Volksmasse ist ihnen auch zu sehr überlegen, als daß es auch der Entschlossenste unter ihnen wagen dürfte, es mit demselben aufzunehmen. Nur in solchen Städten, welche aus nichts weiter als der Universität bestehen, und wo die Einwohner völlig abhängig sind von einigen hundert jungen Leuten aus allen Bundesstaaten, nur hier zeigt sich diese Classe von Menschen in ihrer wahren Gestalt und in ihrer eigentlichen Beschaffenheit. Hier ist es, wo die Burschen das Publikum selbst ausmachen; hier ist es, wo kein Flecken fremdartiger Bildung und Verfeinerung ihre eigentliche Sitte und eigensinnige Laune entstellt, wo sie Niemanden über sich erkennen, und auch Niemand als ihres Gleichen dulden. Die bloßen Bürger, oder Philister, wie sie von den Söhnen des academischen Israels genannt werden, erscheinen dagegen als eine verachtete und verworfene Raçe. Wenn sie ihre Häuser vermiethen, oder ihre Waaren verkaufen, oder ihre Wechsel bezahlt haben wollen, so müssen sie sich gezwungen dem eigensinnigen Gutachten ihrer herrschsüchtigen Miethsleute unterwerfen, welche mit ihrem allmächtigen und immer bereiten Wir, die sämmtliche Bürgerschaft buchstäblich mit einer eisernen

Ruthe beherrschen. Diese kleinen Städte sind das unumschränkte Gebiet der Comments, Lands-mannschaften und Renomisten; der Biergelage und Duelle; der Schüler, welche ihren Lehrern Trotz bieten, und der Lehrer, welche nur um sich nähren zu können, oft tiefe Bücklinge vor ihren Schülern machen, und an welchem Orte vereinigen sich diese wesentlichen Bestandtheile eines schönen Ideals von einer neuern deutschen Universität in höherer Vollkommenheit als in Jena?

Jena liegt einige Meilen östlich von Weimar, und zwar in einer sehr reizenden Gegend an der Saale. Der Boden trennt sich in zwey hohe, abschüssige Felsen, welche eine auffallende Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung darstellen, aber so dürre sind, daß selbst im Sommer keine grüne Bekleidung die braunen Steine bedeckt. Diese Felsen endigen sich plötzlich dicht an der Saale, die sich durch ein äußerst romantisches Thal windet, wo die üppigen Wiesen im Grunde, die angebaueten Abhänge der Hügel, die Hütten und Bauernhäuser, welche aus den Gebüschen hervorragen, oder zwischen uralten Rüstern versteckt liegen, das reinste Gemälde ländlicher Schönheit darstellen; der Fluß selbst ist ein ansehnlicher und heller Strom, welcher im Vergleich gegen die

trübe Ilm bey Weimar majestätisch genannt werden kann. Es ist kein Wunder, daß Göthe Jena als seinen Sommeraufenthalt der Residenz vorzieht. Die Stadt selbst liegt zwischen dem Fuß der hier abbrechenden Höhen und dem Flusse, hat aber an und für sich nichts merkwürdiges aufzuweisen. An einigen Häusern daselbst bemerkt man eine mit Zierathen überladene, etwas groteske Bauart, welche ehedem in Süddeutschland so gewöhnlich war, und die man gegenwärtig in Augsburg noch sehr häufig antrifft.

Ehe man in die Stadt hinabkommt, und zwar auf einer Straße, die wenigstens im Winter eine der heillosesten von Europa ist, muß der Reisende das Schlachtfeld vom Jahre 1806 passiren. Betrachtet man den Boden recht genau, die engen Pässe, durch welche sie sich finden, die Anhöhen, welche sie erst ersteigen, und die Batterien, welche sie von Jena aus bestürmen mußten, so fällt es dem, der nicht Taktiker ist, schwer, zu begreifen, wie es möglich war, daß die Preußen nicht allein die Schlacht verlieren, sondern sie auch so durchaus verlieren konnten, daß dadurch das Schicksal der Monarchie entschieden wurde. Indessen ist doch nichts Abgeschmackteres als die Verachtung, mit welcher seit dieser unglücklichen Schlacht es in

Frankreich nicht allein, sondern auch unter den partheyischen Freunden Frankreichs in andern Ländern Mode wurde, sich über das preußische Militair zu äußern, eine Neigung, die sehr viel Unwissenheit verräth, und die selbst bey Manchen unter uns die Riesenanstrengungen des Freyheitskrieges nicht völlig zu verdrängen geeignet waren. Eine einzige Schlacht kann wohl das Schicksal eines Reichs, aber bey weitem nicht über den militairischen Ruf eines Volks entscheiden. Wenn Frankreich unter Napoleon bey Jena den Sieg gewann, so war Preußen nicht weniger siegreich unter Friedrich bey Roßbach. Welche Fehler auch Preußen auf den Höhen von Auerstädt begangen haben mag, sie sind völlig von den Gewässern der Bober und der Katzbach weggewaschen worden.

Vor der Schlacht befand sich das französische Hauptquartier zu Jena, und, wie es sich nicht anders von einer Armee erwarten läßt, welche, wo sie erscheint, Mangel an Allem außer an Pulver und Schrot hat, die Stadt ward nicht allein geplündert, sondern auch großentheils weggebrannt. Die Menschen rannten mit Feuerbränden durch die Straßen, und erpreßten die Befriedigung ihrer Forderungen auf der Stelle. Ein

Krämer, welcher bereits ausgeplündert worden, und sich weigerte, einem Soldaten den letzten Bissen Brod zu überlassen, durch den er die Seinigen vom Hungertode zu retten hoffte, wurde auf der Stelle mit dem Bayonett von dem Bösewicht niedergestoßen. Herr Knebel, einer der älteren Gelehrten Weimars, welcher gegenwärtig zu Jena in ungestörter ehrenvoller Ruhe lebt, arbeitete gerade zu dieser Zeit an einer Uebersetzung des Lucretius, mit der er sich, wie mir Göthe selbst erzählte, vierzig Jahre schon beschäftigt hatte, und ward spöttisch abgefertiget, als er sich laut gegen einen Offizier, welcher bey ihm einquartirt war, über die mörderische Frechheit beschwerte. Eine Hauptursache des Argwohns, den man gegen die Bürger gefaßt hatte, lag in der Vorstellung, daß es den Studenten leicht einfallen könnte, mit dem Militair anzubinden, was ein allgemeines Blutbad veranlaßt haben würde. Es klingt lächerlich genug, wenn man hört, daß einige hundert junge Menschen eine französische Armee insultiren konnten; aber in Halle ereignete sich wirklich etwas ähnliches, und gab Veranlassung, daß die Universität aufgehoben wurde. In Jena hingegen benahmen sie sich klüger, und mit dem Gange der Schlacht wälzte sich auch der Sturm in einer

andern Richtung fort. Gleichwohl waren die französischen Kommissarien, die nach der Schlacht einige Zeit in der Stadt zurückblieben, unermüdet beschäftigt, ihre argwöhnischen Vermuthungen gegen die Studenten in die Hauptquartiere gelangen zu lassen. Einer von ihnen war in dem Hause eines Professors einquartirt, welcher auch daselbst gemeiniglich seine Vorlesungen hielt. Als er das erstemal bemerkte, wie sich die Studenten an der Thüre versammelten, so glaubte er nichts geringers, als daß sie sich vereinigt hätten, ihn zu ermorden. Ohne weiteres suchte er sich mit nicht geringer Lebensgefahr durch einen Sprung aus dem Fenster zu retten, und machte nicht eher Halt, als bis er sich in Weimar in Sicherheit fand.

Die Universität wurde in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von den regierenden Fürsten der Sächsisch-Ernestinischen Linie Weimar, Gotha, Koburg und Meinungen gegründet. Sie ist also ein gemeinschaftliches Eigenthum dieser Monarchen, von denen ein Jeder gleichen Antheil an der Beschützung derselben hat. Gleichwohl werden die Professoren gewöhnlich nur von Weimar und Gotha ernannt, denn Koburg und Meinungen haben ihre Rechte an letztere abgetreten, wahrscheinlich weil sie fanden, daß das Recht, zum

vierten Theil einen Professor zu ernennen, der Kosten nicht werth war, welche ihnen eine Theilnahme der Art verursachte. Den Statuten der Universität gemäß sollte ein neuer Professor jedesmal aus einer Liste von drey Kandidaten gewählt werden, welche bey dem academischen Senat eingereicht werden muß; allein der Senat hat dieses Privilegium so sehr in Verfall kommen lassen, daß man schon seit langer Zeit nicht einmal die gewöhnliche Form beybehalten hat, und der Regent geradezu die erledigte Stelle besetzt. Man will behaupten, daß bey den Facultäten mit diesem Privilegium mancher Mißbrauch getrieben worden wäre. Mitglieder der Universität versicherten mich, daß der Senat bloß aus Neid wegen überwiegender Vorzüge einen Mann überging, dessen Gelehrsamkeit allgemein anerkannt ist, und eine Liste von drey Kandidaten einreichte, die eben nicht in dem Rufe besonderer Fähigkeiten standen.

Die Einrichtung der hiesigen Universität ist die nämliche, welche durch ganz Deutschland eingeführt ist. Sie besteht aus den gewöhnlichen vier Facultäten, der theologischen, juristischen, medicinischen und philosophischen, obgleich in manchen Fällen der Unterschied unter ihnen eben nicht sehr strenge beobachtet wird. Da Alles, was nicht in

die ersteren drey mit inbegriffen ist, mit zur philosophischen Facultät gezogen wird, und sie überhaupt weit eher errichtet worden sind, als manche Gegenstände der Gelehrsamkeit zu dem Range einer besondern Wissenschaft sich erhoben, so gewinnt die philosophische Facultät in der That ein sehr fremdartiges Ansehen; Griechisch und Chemie, Logik und Mineralogie, schöne Wissenschaften und Botanik, alles folgt dicht auf einander in der academischen Ordnung. Für die ordentlichen Studienfächer giebt es dreyerley Arten von Lehrern. Die ordentlichen Professoren (professores ordinarii) machen, wie schon ihr Name andeutet, die eigentlichen Universitätsverwandten aus; sie errichten die Facultäten, wählen aus sich selbst die Mitglieder des Senats, ertheilen die Grade, üben die Gerichtsbarkeit aus, stellen die unteren Bedienten bey der Universität an, und genießen einen ordentlichen Gehalt. In Jena sind ihrer acht und zwanzig; vier theologische, nicht weniger als neun juristische, fünf medicinische und zehn philosophische Professoren. Die außerordentlichen Professoren (professores extraordinarii) sind gewissermaßen als Volontairs, oder Freywillige zu betrachten; sie haben weder Sitz noch Stimme in der Facultät, haben keinen Antheil an der

Autorität der eigentlichen Mitglieder der Universität, und genießen auch keine Besoldung, wenigstens eine sehr unbedeutende. Die dritte Classe, die Privatdocenten (Doctores privatim docentes) stehen im Wesentlichen in keiner Berührung mit der Universität, ausgenommen, daß sie unter ihrem Schutze stehen, und ihre Erlaubniß haben, lehren zu dürfen; sie sind mehrentheils noch sehr junge Leute, die ein Diplom in irgend einer Facultät und somit die Erlaubniß von dem Senat erhalten haben, Vorlesungen anzustellen, wenn sie nämlich Zuhörer bekommen. Zu der Universität rechnen sich auch, wie überall in Deutschland, Lehrer der vorzüglich neuern Sprachen, und noch überdies Stall-, Fecht-, Tanz-, Musik- und Zeichenmeister. Eigentlich sind alle diese für nichts weiter als Privatlehrer anzusehen; allein sie sind ein unerläßliches Zubehör der Universität, und in den Augen der mehrsten Studenten ein eben so wichtiges Glied der Alma mater, als die Nachschrift in dem Briefe eines Frauenzimmers. Ein Professor der Rechtsgelehrsamkeit oder der Theologie mag noch so eingeschränkte Gaben besitzen, ohne damit sehr anzustoßen; aber wenige dürften daran denken, auf eine Universität zu gehen, welche nicht geschickte Meister im Fechten, Reiten und Tanzen

hat. Der erste von diesen drey ist die einzige Person, welche von den Burschen als heilig verehrt wird; der letzte ist weniger nütze; denn da jeder deutsche Junge und jedes deutsche Mädchen das Walzen eben so leicht und natürlich lernt als das Gehen, so ziehen die Herren Studenten die Uebung in dieser Kunst dem mühsamen Lernen in derselben bey weitem vor.

Die Besoldungen der Professoren sind gering; denn wie könnte ein so unbedeutendes und armes Land sich freygebig gegen seine gelehrten Anstalten beweisen? Gewöhnlich belaufen sie sich auf vierhundert Reichsthaler, seit einigen Jahren sind sie bis auf fünfhundert gestiegen, kaum etwas mehr, als ein Student bedarf, um mit Ehren ein Jahr in Göttingen zuzubringen. Indessen gilt dies nicht als eine Regel, an die man sich immer so genau bindet. Wünscht man eine bedeutende Person für die Universität zu gewinnen, und der Mann weiß seinen Werth zu schätzen, (was er auch gemeiniglich nicht unterläßt) so findet man es weder ungewöhnlich noch unschicklich, wenn er um hundert oder zweyhundert Thaler mehr handelt; auch steht das Haus Weimar in dem Ruf, daß es in dieser Hinsicht jederzeit so freygebig gewesen ist, als es dessen Einkünfte erlau-

ben. Die Lehrer hängen auf diese Art sehr von den Studenten und dem Honorar ab, welches sie entrichten; eine Abhängigkeit, die sowohl ihre guten als auch schlimmen Folgen hat. Sehr nützlich ist es gewesen, daß, wie es bey solchen Koncurrenzen immer der Fall ist, die Professoren genöthigt wurden, sich einen Ruf zu erwerben, um Zuhörer zu bekommen; aber nachtheilig ist es in so fern gewesen, als sie dadurch zu einer allzugroßen Herablassung und Nachgiebigkeit verleitet wurden, so daß sie äußerst schlaff in ihrer Zucht wurden, und manche Unarten in dem Burschenleben übersahen, nur um ihre Universität recht frequent zu machen, und ihr das Ansehen zu geben, als sey sie die einzige, wo die Thorheiten und Vergehungen, welche dem Regierungssystem der deutschen Studenten so eigen sind, der Strafe und der Unterdrückung am wenigsten unterworfen wären. Das Honorarium ist wie die Besoldung verschieden, und richtet sich nach dem Rufe, in welchem der Lehrer steht. Das gewöhnliche Honorar für ein Collegium ist fünf Reichsthaler; doch hat man Beyspiele, daß Manche so unverschämt sind, so lange zu feilschen, bis sie auch diese an und für sich schon geringe Summe heruntergebracht haben. Dagegen giebt es auch wieder Vorlesungen, be-

sonders in der medicinischen Facultät, welche wohl auf sechs Thaler kommen. In allen andern Ausgaben hat sich der deutsche Student bey weitem nicht solcher ansehnlicher Vortheile zu erfreuen; aber sonst, wenn er wie ein ordentlicher Bursche leben will, kann er für das halbe Geld eben den Unterricht genießen, den er in Schottland verlangen dürfte. Die englischen Universitäten kommen ihrer Beschaffenheit im Allgemeinen nach, hier durchaus in keinen Betracht; sie sind als Seminarien für besondere Classen anzusehen. Ein berühmtes Mitglied der juristischen Facultät in Jena erkundigte sich sehr genau nach den öconomischen Verhältnissen seiner Herrn Collegen in England. Als ich ihm einen Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Edinburg anführte, welcher außer seiner Besoldung noch dreyhundert Studenten als Zuhörer hätte, von denen jeder ihm für fünf monatliche Bemühungen vier und zwanzig Thaler entrichten müßte, so vermochte der Rechtsgelehrte vor Erstaunen nichts weiter auszurufen als die Worte: „O das gesegnete Völklein!“ —

Selbst das Honorar, so mäßig es auch immer seyn mag, ist doch nur neuern Ursprungs. In der Original-Verfassung der deutschen Universitäten

war keine Rücksicht auf ein Honorarium genommen; viele Jahre lang mußten die Professoren ihre Vorlesungen gratis halten. Michaelis in Göttingen war einer der ersten, welcher dies System öffentlich angriff, und bald kam die Revolution zu Stande, welche den Lehrern so erwünscht war. Die Professoren schlossen so: nach den Gesetzen müssen wir gratis lesen; aber das ist noch kein Grund, warum wir nichts auch andere Vorlesungen halten könnten, die nicht gratis sind, und zwar denen, welche dafür bezahlen wollen; und wenn wir nur dafür sorgen, daß die erstern so viel wie nichts taugen, und alles Wissenswürdige für die letzteren aufheben, so wird jeder gern bezahlen, dem es darum zu thun ist, etwas ordentliches zu lernen. Da man diesen Grundsatz einmal angenommen hatte, so mußte das Ding natürlicherweise recht gut gehen, und der Unterschied, den man in einem deutschen Lektionscatalog zwischen öffentlichen und Privatvorlesungen bemerkt, wird nun leicht verständlich. Nach und nach führten nun die Professoren einen besondern Lektionscursus ein, welchen sie Privatvorlesung nannten, und wofür sie Honorarium forderten. Die öffentlichen Vorlesungen, das heißt, solche, die gratis gelesen werden mußten, wurden äußerst oberflächlich und

uninteressant, weil jeder wissenschaftliche Gegenstand von Bedeutung, den er vortrug, von dem Professor für das goldne privatim aufgespart wurde. Eine natürliche Folge davon war, daß die öffentlichen, oder solche Vorlesungen, die sonst gratis gelesen werden mußten, verschwanden, und die sogenannten Privatvorlesungen an ihre Stelle traten. Diese Privatvorlesungen sind in jeder Hinsicht, die Kosten ausgenommen, keine andern als die ehemaligen öffentlichen; sie werden an dem nämlichen Orte, auf die nämliche Art, nach den nämlichen Theses gehalten; aber sie müssen bezahlt werden; denn es ist unvermeidlich dahin gekommen, daß ein Student eben so wenig sich es einfallen lassen wird, öffentliche Vorlesungen in der alten Bedeutung des Wortes zu hören, als einem Professor, dergleichen halten zu wollen. Ein Student würde gewiß keine hinlängliche Anzahl zusammenbringen, um einen Cursus der Art zu Stande zu bringen, und wenn er es gleich thäte, so würde er von seinen Mitkameraden als ein Schuljunge verachtet werden, der von Allmosen lebt. Unter den vielen Professoren zu Jena giebt es äußerst wenige, die jemals in ihrem Leben ein publicum gelesen haben, und das ist ihnen auch nicht im Geringsten zu verdenken. Wenn es

einer wohlhabenden Regierung keine Ehre machen dürfte, zu verstatten, daß öffentliche Lehrer mit ihren Geistesfähigkeiten geizen könnten, wie sie wollten, so würde es gewiß einer armen, die nicht vermögend ist, ihnen eine ehrenvolle Unabhängigkeit zu sichern, nicht wohl anstehen, wenn sie ihnen die Früchte ihrer Geistesarbeiten versagen wollte. Selbst da, wo sich ein publice verirrt hat, ist es gemeiniglich mit den bedeutungsvollen Phrasen begleitet, als: horis et diebus commodis, oder adhuc definiendis, zu gelegenen oder noch zu bestimmenden Tagen und Stunden; oder der Gegenstand der angekündigten Vorlesungen hat nicht den geringsten Bezug auf das eigentliche Fach, welches abgehandelt werden soll. So kündigte Lenz, der Professor der Mineralogie, für seine Privatvorlesung Mineralogie und Geognosie an, aber für die öffentliche, und noch dazu, nur hora commoda, zur gelegenen Zeit, deutsche Alterthümer. Einige Professoren lesen noch einen dritten Cursus, welcher als privatissime angekündigt wird, und allerdings weit höher bezahlt werden muß, als eine bloße Privatvorlesung.

Nichts kann ihre Begierde nach Honorar, und was noch besser ist, ihre zum Sprichwort gewordene Industrie mehr beweisen, als die unzähligen

Unterabtheilungen, in welche sie ihr eigenthümliches Fach zersplittern, indem sie jede zum Gegenstand einer besondern Vorlesung machen, und nicht selten gar noch solche Vorlesungen hinzufügen, welche unverkennbar auch nicht die geringste Beziehung auf ihre Wissenschaft haben. Jedem Professor, ob er gleich angewiesen ist, eine besondere Wissenschaft zu lehren, bleibt es gänzlich überlassen, wie er dieselbige vortragen will, und die protestantischen Universitäten rühmen sich gewöhnlich dieser Freiheit als eines Vorzugs, den sie vor ihren katholischen Nebenbuhlern genießen, bey denen sowohl die Art und Weise, als auch der eigentliche Inhalt des öffentlichen Lehrvortrags, ja sogar die Compendien, deren sie sich dabei bedienen dürfen, genau vorgeschrieben sind. Was das Erstere betrifft, so hat hierin der Professor völlig seinen eigenen Willen. In einem Lehrcursus, das ist, in ungefähr fünf Monaten, kann er seinen wissenschaftlichen Gegenstand beendigen, und in dem nächsten sogleich wieder damit anfangen; aber gewöhnlich befolgt er hierbey eine Methode, die ihm mehr Honorar einbringt, und vielleicht auch zum gründlichern Vortrag der Wissenschaft etwas beitragen kann. Er zersplittert seinen Gegenstand in besondere Kursus, die zu gleicher

Zeit auf einander folgen; denn entweder bestimmt er eine gewisse Anzahl von Tagen der Woche für den einen, und die übrigen für den andern, oder liest darüber zwey oder drey Stunden des Tages. Auf diese Art wird jeder Gegenstand genauer abgehandelt; die Professoren nehmen mehr Geld ein, haben aber auch dabei größere Arbeit. Jedoch stehen sie in dem Rufe, daß sie in diesem Stück unermüdet sind. Von Michaelis wird erzählt, sein Amt sey ihm gleichsam so zur andern Natur geworden, daß er sich niemals glücklicher befunden habe, als wenn er seine Vorlesungen halten konnte, und daß alle Tage in seinem Kalender weiß gewesen wären, die Sonn- und Festtage ausgenommen. Sein Geist scheint auf den größten Theil seiner Nachfolger zwischen der Weser und dem Rheine zu ruhen. In Jena las Stark, dessen Hauptfach die Hebammenkunst ist, eine Stunde über die Theorie, und in der zweiten über das Praktische derselben im Hebammeninstitut; in einer dritten über Chirurgie, in der vierten über Augenkrankheiten, und in der fünften ertheilte er clinische Vorlesungen im Lazareth. Kieser, ein anderes berühmtes Mitglied der nämlichen Facultät, beschäftigte sich in zwey verschiedenen Stunden mit zwey besonderen Vorträ-

gen in der Medizin. Für den dritten kündigte er thierischen Magnetismus, und für einen vierten, Anatomie und Physiologie der Pflanzen an. Von den zwey eigentlichen medizinischen Kursus betraf der erste allgemeine Pathologie, der zweite, wenn er noch genommen wurde, mußte als ein besonderer Kursus gehört und honorirt werden, und behandelte einen eigenen Theil der ganzen Wissenschaft, nämlich die Inflammationen, oder Entzündungen, wobei aber mehr ins Detail gegangen wird.

Keiner von unsern Professoren, die, ob sie gleich viermal mehr erhalten, mit Ungeduld jede Stunde zählen, bis die kurzen fünf Monate für ihre eben nicht bedeutende Anstrengung zu Ende gehen, würde es auch nur ein Jahr unter diesen Herren aushalten können; denn sie haben zwey Kursus des Jahres, von welchen jeder ungefähr fünf Monate dauert. Der einzige Zeitraum, wo ihnen Erholung verstattet ist, beträgt einen Monat zwischen dem einen und dem andern halben Jahre, den sie indessen auf sechs Wochen auszudehnen wissen, indem sie ersteres einige Tage früher beendigen, und das andere etwas später anfangen, als es eigentlich die strenge Vorschrift gebietet. Der Professor, welcher über die Pandec-

ten las, brachte damit jeden Tag drey Stunden zu, und noch überdies zwey gleich auf einander; in Wahrheit, eine entsetzliche Aufgabe für ihn sowohl als auch für seine Zuhörer. Da dieses Fach so schwer ist, so lesen drey Herren aus der juristischen Facultät die Pandecten nach ihrem Gefallen.

Auf diese Art haben freilich die Rechtsgelehrten einen harten Stand; allein es ist doch immer weit besser für sie gesorgt, als für ihre andern Collegen; ihre Besoldung, und was sie außerdem als Honorar von den Studenten beziehen, macht nicht die Hälfte ihrer eigentlichen Einkünfte aus. Auf jeder deutschen Universität bildet die juristische Facultät ein Appellationsgericht für den gemeinschaftlichen Staat. In allen Staaten steht es jeder Parthey, welche einen Proceß verloren hat, frey, an irgend eine Universität zu appelliren, ein Recht, welches durch eine besondere Acte der Bundesversammlung bestätiget worden ist; und selbst das inländische Gericht darf bey eintretenden Schwierigkeiten, welche den Beistand erfahrner Rechtsgelehrten erfordern, den streitigen Fall zur weitern Erörterung an eine Universität berichten. Bey allen dergleichen Appellationen vertreten die Mitglieder der juristischen Facultät die Stelle der

Richter; sie werden zwar für diese Art von Geschäften nicht besonders bezahlt, aber die streitenden Partheyen müssen sich mit ihnen abfinden, und man hat mich versichert, daß sie es zu Jena eben so hoch bringen, als die Professoren mit ihrer Besoldung. Dieser Vereinigung der Gerichte mit dem Catheder muß man es unfehlbar zuschreiben, daß zu allen Zeiten die deutschen Universitäten sich durch berühmte Rechtsgelehrte ausgezeichnet haben, und gegenwärtig noch immer auszeichnen. Auf diese Art können die theoretischen Studien eines Academikers täglich durch die Erfahrung bewährt werden, denn jeder kann sich alle Augenblicke davon überzeugen, welche Wirkungen seine logischen Schlüsse in den Angelegenheiten des alltäglichen Lebens hervorbringen. Eben so wurde der Fürst dadurch um seines eignen Vortheils willen bestimmt, diese Stellen mit berühmten Männern in ihrem Fache zu besetzen, denn je einträglicher der Handel ist, desto weniger ist es nöthig, die Besoldungen auf eigene Kosten zu geben, oder gar zu vermehren.

Noch eine dritte Quelle steht den Rechtsgelehrten in Jena zu Gebote, die eben so einträglich als auch beschwerlich ist, und der vorhergehenden ganz gleich kommt, indem sie auch das Ober=

appellationsgericht nicht allein für das gesammte Großherzogthum, sondern auch für die übrigen Sächsischen Häuser, und die zwey Reußischen Linien ausmachen *). Diese Vermehrung der Aemter scheint indessen der Unabhängigkeit der gerichtlichen Behörden eben nicht vortheilhaft zu seyn, denn ob sie gleich von dem Gerichtstribunal nicht abgesetzt werden können, so können sie doch, wie es ein Landtagsbescheid bereits verwilliget hat, nach Belieben des Großherzogs von ihrer Professur entlassen werden, und es ist daher ganz natürlich, daß die Besorgniß, als Professor des Dienstes verlustig zu werden, einigen Einfluß auf das Benehmen der richterlichen Behörde hat, die keiner Absetzung unterworfen ist. Freilich

*) In der Bundesakte ist ausdrücklich bestimmt, daß jeder Staat, dessen Volksmenge sich nicht auf dreymalhunderttausend Seelen beläuft, sich mit andern hinlänglich volkreichen vereinigen soll, um die Anzahl wegen Errichtung eines gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichtes zu Stande zu bringen. Die Gerichtsbarkeit von Jena erstreckt sich daher auf die Gebiete Weimar, Gotha, Coburg, Meinungen und Hildburghausen, welchen die kleinern Reußischen Linien beygefügt worden sind, weil ihre Gebiete so nahe an die sächsischen Herzogthümer gränzen.

macht die Armuth, welche in solchen kleinen Regierungen herrscht, eine solche Anhäufung von Aemtern unerläßlich; denn wenn Jemand nicht besonders wegen seines Auskommens versichert ist, so möchten wohl die Finanzen viel zu schwach seyn, um ein solches Obergericht zu erhalten, das geeignet wäre, dem Volke Achtung einzuflößen, und dessen Mitglieder so zu setzen, daß sie der Versuchung nicht ausgesetzt wären, sich durch unerlaubten Gewinn zu bereichern. Die Procedur ist in allen Fällen bloß schriftlich, und nicht eine Seele wird dabey als Zeuge hinzugelassen. „Ich darf Ihnen das Zimmer, den Tisch und die Stühle zeigen," sagte einer aus den Gerichten, „allein mehr kann ich nicht für Sie thun". Sonderbar genug ist es, daß, obgleich bey dem Kampfe der neueren Politiker, die jenaischen Professoren verschrien worden sind, als ob sie äußerst freie Grundsätze hegten, und sich sogar dem Verdachte der Verrätherey dadurch aussetzten, gleichwohl die Juristen bey allen ihren Talenten und ihren politischen freien Ansichten, doch durchgängig den größten Widerwillen gegen gerichtliche Verhöre, und die Bekanntmachung gerichtlicher Verhandlungen an den Tag legen. Auf der andern Seite sind Feuerbachs Bemühungen in der That nicht ohne Wir-

kung geblieben. Ob ich gleich in ganz Deutschland, außerhalb der Rheinprovinzen, nirgends einen öffentlichen Gerichtshof antraf, ausgenommen zu Berlin, so haben doch die streitigen Meinungen viel zur Verminderung gewisser Vorurtheile des Standes beygetragen. Eben die Juristen, welche einen Widerwillen gegen die Gerichte hegen, sind doch geneigt, die Oeffentlichkeit bey Kriminalverhören zu gestatten; nicht so gemäßigt können sie davon in Hinsicht bürgerlicher Processe urtheilen; erstlich, aus dem Grunde, weil die Leute kein Interesse daran finden und, wenn auch dies der Fall wäre, sie zweitens, nichts davon verstehen würden; endlich drittens, weil, wenn sie sich auch davon einen ordentlichen Begriff machen könnten, sie durchaus kein Recht haben, anderer Leute Privatangelegenheiten zu wissen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Lehrmethode fast völlig mit der auf den Universitäten Schottlands übereinstimme. Die Studenten leben, wo und wie es ihnen beliebt, ohne in besonderer Verbindung mit der Universität selbst zu stehen, ausgenommen daß sie der Aufsicht derselben unterworfen sind, aus der sie sich eben soviel nicht machen, und daß sie zur bestimmten Stunde in dem Auditorium des Professors erscheinen sollen,

wo Niemand weiß, ob sie da sind oder nicht. Die Vorlesungen werden in deutscher Sprache gehalten, und außer einem kleinen Theater, wie das weimarische ist, wird man wohl keine sichere Gelegenheit antreffen, mit dieser angenehmen, aber schweren, Sprache recht vertraut zu werden, als wenn man den Vorlesungen eines Professors über einen gemeinschaftlichen Gegenstand, wie z. B. über Geschichte, beywohnt. Es giebt hier kein besonderes Universitätsgebäude für die verschiedenen Classen von Zuhörern, wenigstens ist dasjenige, welches diesen Namen führt, nicht für diesen Zweck bestimmt, sondern enthält bloß die Bibliothek und das Carcer. Solche Professoren, die nur wenige Zuhörer haben, lassen sie zu sich in ihre Wohnungen kommen. Andere, die sich eines stärkeren Auditoriums rühmen dürfen, haben große Säle in verschiedenen Theilen der Stadt gemiethet. Man wird in Jena nicht ein Auditorium finden, welches mehr als zweihundert Menschen fassen könnte, und zumal jetzt, da sich ihr Ruf sehr vermindert hat, ist dies eine weit größere Anzahl, als sich einer ihrer Gelehrten getrauen dürfte zusammen zu bringen. Gleichwohl hatte noch vor wenig Jahren der Professor der Geschichte, ein sehr geschickter und gebildeter Mann, ge-

wöhnlich ein weit zahlreicheres Auditorium. Wenn er zuweilen ein Publicum las, so besetzten die herbeyströmenden Zuhörer sogar den Hof; die Fenster wurden geöffnet, und man konnte seine durchdringende Stimme in jedem Winkel hören.

Nichts übertrifft bey solchen Gelegenheiten das ordentliche Benehmen der Studenten; es scheint, als ob sie alle ihre wunderlichen Launen draußen gelassen hätten. Für so verwildert sie auch gewöhnlich gehalten werden, so kann doch ein Fremder ohne die mindeste Gefahr unter ihnen hospitiren, wie sie es nennen, und ohne daß er es erst nöthig hätte, sich unter den besondern Schutz des Professors zu begeben. Jeder nimmt ruhig seinen Platz ein, legt seine Mütze neben sich, oder steckt sie in die Tasche, legt seine kleine Mappe aus einander, und bringt ein Dintenfaß hervor, welches unten mit einer scharfen eisernen Spitze versehen ist, mit welcher er dasselbe auf den vor ihm liegenden hölzernen Tische befestiget. Der Lehrer hat sein Manuscript und sein Compendium vor sich liegen, aber das Manuscript wird nicht geradezu abgelesen, wenigstens ward das, was ich hörte, mehrentheils in freier Rede vorgetragen, und der Professor stand dabei. Diese Art und Weise, sich mitzutheilen, dürfte wohl nur da rathsam seyn,

wo Einer mit seinem Gegenstand völlig vertraut ist, macht aber ohne Zweifel einen weit vortheilhafteren Eindruck, als wenn das Manuscript ganz abgelesen wird. Martin besonders, der Professor des Kriminalrechts, und Luden, der Professor der Geschichte, halten ihren Vortrag mit einer Lebendigkeit und Gewandtheit, daß Unachtsamkeit oder Unaufmerksamkeit gar nicht möglich ist.

So vergeht die Stunde mit Zuhören, und es bleibt nun den jungen Männern völlig überlassen, ob und was für einen Gebrauch sie von dem machen wollen, was sie gehört haben; es wird weiter keine Aufsicht über ihre Studien geführt, als die des Professors von seinem Katheder herab, der ihnen vorträgt, was er weiß; da findet man keine Veranstaltung, sich einigermaßen ihrer Aufmerksamkeit oder der richtigen Anwendung des Vorgetragenen zu versichern; der angenommene Grundsatz ist der, daß es zweckmäßig sey, ihnen vorzutragen, was sie zu thun schuldig sind, daß es aber weder schicklich noch nützlich seyn dürfte, sich weiter darum zu bekümmern, ob sie sich auch wirklich darnach richten, oder zu verhüten, daß sie so aufgeblasen und unwissend sich benehmen, als es ihnen gefällig ist.

Weit weniger ordentlich benehmen sich die Burschen, wenn sie einmal aus dem Auditorium sind; lassen sie es sich auch gefallen, sich eine Stunde täglich nach ihrem Professor zu richten, so kommandiren sie nun ihn und die ganze Welt den übrigen Theil des Tages hindurch. Die für den Tag bestimmten Duelle werden gemeiniglich früh Morgens abgemacht, die Freistunden des Vor- und Nachmittags bringt man auf dem Fechtboden, mit Renommiren, das heißt mit Begehung solcher Dinge zu, welche die Aufmerksamkeit der Leute auf sich ziehen, und damit zu, daß die Duelle für den kommenden Morgen bestimmt werden. Gegen Abend versammeln sich die verschiedenen Zünfte in den Commershäusern, um sich in Bier und Tabak zu berauschen, und lange nach Mitternacht verlieren sich erst die letzten Strophen ihrer späten Gesänge auf den Straßen. Wein ist nicht der gewöhnliche Trank, da Jena nicht in einem Weinlande liegt, und die Studenten auch eine Art von Stolz darin suchen, Bier zu trinken. Gleichwohl schreien sie in sonderbarem Widerspruche über ihren Bierkrügen Gesänge zum Lobe des Weinstocks ab, und schwingen ihre Gläser eben so behaglich wie der Heidelberger Bursche seinen Römer Rheinwein. Unter allen den vielfältigen

und sonderbaren Lustgesängen hörte ich indessen nur einen zum Lobe des weit geringeren Trankes, den ich hiermit anführe, nicht etwa um seines dichterischen Werthes willen, sondern um einen Begriff von den Burschenliedern und von den Academikern zu machen, welche sie verfertigen und absingen.

Auf Brüder, lasst uns lustig leben,
Auf dass das ganze Haus mag beben.
Bey Bier, Tabac, und nicht bey Wein,
Da wollen wir jetzt lustig seyn.
Vivallerallerallera.

Weg Corpus juris, weg Pandecten,
Weg mit den theolog'schen Secten.
Weg mit der Medicinerey;
Vor solchen Musen hab' ich Scheu.
Vivallerallerallera.

Man kann nicht immer fort studiren,
Man muss zuweilen kommersiren.
Man muss zuweilen lustig seyn,
Drum schenkt die leeren Gläser ein.
Vivallerallerallera.

Eine Gesellschaft von solchen jungen Leuten, die sich Abends in einem Bierhause versammelt, bildet, wie man leicht denken kann, einen auffallenden Contrast mit den richtigen Vorstellungen,

die man sich nicht allein von academischer, nur den Musen gewidmeter Ruhe, sondern auch von dem rechtlichen Betragen macht, welches alle Studirende auszeichnen soll; wollte man aber ihre nächtlichen Gelage unterdrücken, so würden sie ihren academischen Charakter vollends auf eine unverzeihliche Art zu verläugnen glauben, und sich weit eher einer Verrätherey gegen Deutschlands Unabhängigkeit schuldig machen, als wie sie es dem Oestreichischen Beobachter Schuld gaben, oder sie würden auch nicht eine einzige Stunde den Vorlesungen beywohnen, welche sie bezahlen müssen. Tritt in die Gaststube des Wirthshauses ein, welches gerade dem Markte gegenüber liegt; denn es ist das angesehenste in der Stadt. Sobald du die Thüre öffnest, kannst du wohl deine Ohren, durchaus aber nicht deine Augen gebrauchen, denn hier ist nichts weiter sichtbar, als ein starker Dampf, der auch den kleinsten Raum einnimmt, und alle Gegenstände in und außer demselben verhüllt, nur durch ein schwaches Licht auf eine unerklärbare Art erhellt, und aus dem Innern des Zimmers tönen dir die verworrenen Töne der Fröhlichkeit und des Gelags entgegen. Hat sich nun das Auge allmählig an den Dunstkreis gewöhnt, so wird man Menschengesichter

gewahr, welche düster aus den bleichen Wolken hervorschauen; nur schwach kann man nun in ihrer Nähe den Glanz der zinnernen Krüge unterscheiden, und so wie der Dampf aus der Flasche sich allmählig in den freundlichen Asmodi verwandelt, so nehmen auch die Menschen mit ihren Krügen eine bestimmtere und deutlichere Gestalt an. Nun kannst du zwischen zwey langen Tafeln hinwackeln, die gleichsam wie durch einen Zauber hervorragen, und sobald du den hohen Ofen erreicht hast, der am äußersten Ende sich befindet, so erblickst du vor dir das Paradies der deutschen Burschen, dem nichts mangelt als die Gegenwart der reizenden Houris; Jeden mit seiner Mütze auf dem Kopfe, den Bierkrug in der Hand, eine Pfeife oder Cigarre im Munde, und den Gesang auf seinen Lippen, fest überzeugt, daß durch ihn und seine Mitcameraden allein Europa's Wiedergeburt hergestellt werde, und sie die wahren Stellvertreter des deutschen Heldenmuths und der deutschen Unabhängigkeit, die einzigen Muster einer freien, edelmüthigen und hochbegeisterten Jugend sind. Sie legen ihre Hände auf ihre Humpen, und schwören für Deutschlands Freyheit; sie stopfen sich noch eine Pfeife, oder brennen eine neue Cigarre an.

Die Gesänge dieser fleißigen Nachtschwärmer haben oft etwas Eigenes. Meistens sind sie freylich nur gesellschaftlich; aber manche unter ihnen deuten auch eine besondere Gesinnung an, die aus ihrer eigenen Art zu denken, entspringt, einen unbesonnenen Eifer für Patriotismus und Freyheit, wovon sie auch nicht einen richtigen Begriff haben, ausgenommen daß jeder Bursche verpflichtet ist, dafür zu glühen, und mystische Anspielungen auf irgend eine unbekannte Ritterschaft, die in einem Fechtstoß verborgen liegt, oder in der cabalistischen Ceremonie, mit der sich jedes Turnierlied endiget, indem der Degen durch den Hut gestoßen wird. Außer einer Universitätsstadt würden dergleichen Herzensergießungen den größten Unsinn verrathen, gerade so wie alle venetianische Gesänge ihre Bedeutung verlieren würden, wenn ein anderer als ein Venetianer sie sänge, oder man sie an einem andern Orte als zu Venedig anstimmen wollte. Eben so würden ihre zahllosen Gesänge bey dem Rappier, oder auf die Wirkungen, die sie sich in sittlicher, geistiger und politischer Hinsicht davon versprechen, wenn sie im Geiste zu den Polen hinaufklimmen und alle Schranken durchbrechen, allen denen unverständlich seyn, die mit ihrer Denkungsart nicht bekannt sind, und auf jede

Art denen lächerlich vorkommen, welche nicht ihres Glaubens seyn können, daß diese ritterlichen Uebungen das wahre Wesen der männlichen Ehre ausmachen; gleichwohl singen sie diese Turnierlieder mit einer schwärmerischen Feyerlichkeit ab, welche einen Dritten unwiderstehlich zum Lachen reizen muß. Der Zeitpunkt, da sie die Waffen gegen Frankreich ergriffen, war eben so fruchtbar an Gesängen, als an Heldenthaten. Unter den ersten giebt es in der That welche, die in ihrer Art vortrefflich genannt werden können, ob sie gleich in ihrem Chor kaum einen Dichter von Profession aufweisen konnten, als den jungen Körner. Diese und die weit tiefer eingreifenden und weiter um sich fassenden Lieder Arndts werden stets die Lieblingsgesänge bleiben, weil sie eine Frucht der Zeit und einer allgemeinen Theilnahme sind, welche in der Geschichte Deutschlands einzig bleibt. Wo keine Anspielungen auf fechtende Turniere oder auf Erinnerungen aus den Zeiten des Krieges vorkommen, da wird auch kein besonderer Eindruck in dem Herzen des Burschen hervorgebracht werden.

Folgender Gesang mag als ein genügendes Beyspiel von dem eigentlichen Geiste academischer Dichterey gelten; er ist vorzugsweise das Burschenlied der Jenaer Studenten, und enthält

gleichsam den Text, welcher hinlängliche Materialien zur weiteren Ausführung für die verwandten Reimschmidte liefert; auch beweist er deutlicher als eine ermüdende Beschreibung, welche Ansicht sie sich von der Welt machen.

Stosst an! Jena soll leben! hurrah hoch!
Die Philister sind uns gewogen meist;
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heisst;
Frey ist der Bursch'!

Stosst an! Vaterland lebe! hurrah hoch!
Bleibt der Väter heil'gem Brauche treu,
Doch denkt der Nachwelt auch dabey;
Frey ist der Bursch'!

Stosst an! Landesfürst lebe! hurrah hoch!
Er versprach zu schützen das alte Recht,
Drum wollen wir ihn auch lieben recht;
Frey ist der Bursch'!

Stosst an! Frauenlieb' lebe! hurrah hoch!
Wer des Weibes weiblichen Sinn nicht ehrt,
Der hält auch Freyheit und Freundschaft nicht werth;
Frey ist der Bursch'!

Stosst an! Männerkraft lebe! hurrah hoch!
Wer nicht singen, trinken und lieben kann,
Den sieht der Bursch' voll Mitleid an;
Frey ist der Bursch'!

Stoss an! Freies Wort lebe! hurrah hoch!
Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist und bleibt ein erbärmlicher Wicht;
Frey ist der Bursch'!

Stosst an! Kühne That lebe! hurrah hoch!
Wer die Folgen ängstlich zuvor erwägt,
Der scheut sich, wo die Gefahr sich regt;
Frey ist der Bursch'!

Stosst an! Burschenwohl lebe! hurrah hoch!
Bis die Welt vergehet am jüngsten Tag,
Seyd wacker ihr Burschen, und singet uns nach;
Frey ist der Bursch'!

Wenn sie jemals in ihren Gesängen demokratische und blutdürstige Absichten verrathen, wodurch sie so viele Besorgnisse erregen sollen, so muß es in weit geheimern Zusammenkünften seyn; denn in den Liedern, welche ihre gewöhnlichen Trinkgelage beleben, wird man durchaus nichts anders finden, als dergleichen Herzensergießungen, wie sie in dem obigen Gesange ausgedrückt sind. An weitschweifigen Declamationen über Freyheit und das Vaterland fehlt es hier und da wohl nicht; aber Anspielungen auf Privatpersonen, besondere Regierungen, oder eigene Absichten wird man gewiß nicht bemerken. Der einzige Regierungswechsel, auf den sie meines Wissens in ihren

Gesängen jemals angespielt haben, ist so beschaffen, daß auch der ärgste Despotismus nichts darwider wird einwenden können.

Weg Grillen; wie's in Zukunft geht,
Und wer den Scepter führt! —
Das Glück auf einer Kugel steht
Und wunderbar regiert;
Die Krone nehme Bacchus hin,
Nur er soll König seyn,
Die Freude sey die Königin,
Die Residenz am Rhein.

Beim grossen Fass zu Heidelberg
Da sitze der Senat,
Und auf dem Schloss Johannisberg
Der hochwohlweise Rath.
Der Herrn Minister Regiment
Soll beim Burgunder Wein,
Der Kriegsrath und das Parlament
Soll in Champagner seyn.

Einzig und allein das Kabinet zu Constantinopel dürfte sich unter irgend einem schicklichen Vorwand einer solchen Reform widersetzen.

Aber weit schlimmer als dies müßige Leben, da von dem größten Theil der academischen Jugend so viel Zeit auf diese nächtlichen Schwärmereien verwendet wird, ist eine, wenn auch bey weitem

nicht die auffallendste oder beunruhigendste unter ihren Eigenheiten; ich meine der unbezwingbare Geist des Zusammenhaltens, der bey ihnen vorherrschend ist, der ihr heftiges, leidenschaftliches Wesen und ihre Insubordination erzeugt hat; denn ein für allemal wird dadurch auch der Geist der Widersetzlichkeit gegen alle gesetzliche Ordnung genährt, und ein Verein gebildet, um einen solchen Widerstand nachdrücklich leisten zu können. Sicher fand das Haus Hannover nicht so viel Schwierigkeit, das Gelichter in den schottischen Hochlanden zur Ruhe zu verweisen, als es dem Großherzog Mühe machen dürfte, die Landsmannschaften unter den vierhundert Studenten zu Jena mit der Wurzel auszurotten, und sie dahin zu bringen, daß sie sich als ordentliche, wohlerzogene Jünglinge betragen. Die Landsmannschaften an und für sich selbst sind nicht etwa eine Erfindung neuerer Zeit, ob man gleich der Meinung ist, daß die geheime Einrichtung, welche sie allen Studenten in ganz Deutschland vorschreibt, neue Pläne zur Absicht habe. Der Name schreibt sich von der Verbindung her, welche Personen aus einem und eben demselben Lande, oder aus der nämlichen Provinz des Landes unter sich errichten. Sie haben ihre Entstehung keineswegs der Verfassung

auf Universitäten zu verdanken, werden auch von ihr nicht gebilliget; im Gegentheil sind sie sowohl nach den Gesetzen der Universität als nach der Regierungsverfassung des Landes streng verboten. Ihr Daseyn hat nicht den geringsten Bezug auf academische Angelegenheiten; denn die jungen Leute haben keine Stimme in dem, was die Universität betrifft; folglich wird es für ein academisches Verbrechen angesehen, wenn man ein Mitglied einer oder der andern Landsmannschaft ist, und doch wird man wohl wenig Studenten finden, welche nicht zu irgend einer gehören sollten. Sie bestehen aus Verbindungen von Studenten, die zu einer Provinz gehören, und keinen anderen Zweck haben, als mit treuem Beistand eines jeden Einzelnen ihren eigenen rohen Willen durchsetzen zu können, er mag auch betreffen, was es sey, und wie man seit einigen Jahren behaupten wollte, politische Hirngespinnste zu verbreiten, wo nicht gar politische Kabalen anzuspinnen. Sie sind ordentlich organisirt, jede hat ihren Präsidenten, Schreiber, und ihre Räthe, welche gemeinschaftlich das ausmachen, was man einen Convent der Landsmannschaft zu nennen pflegt. Dieser Verein verwaltet die gemeinschaftliche Kasse, und besorgt die Leitung der Geschäfte und Angelegenheiten, wenn

man es so nennen will. Gleicherweise hat er die Ehre, alle Duelle, pro patria, für's Vaterland, abzumachen, denn diesen Namen führen sie, wenn das Interesse oder die Ehre, nicht eines Einzelnen, sondern der ganzen Brüderschaft angegriffen worden ist. Die auf einer Universität vereinigten Präsidenten der verschiedenen Landsmannschaften ernennen den Seniorconvent. Diese oberste Behörde mischt sich keinesweges in die Privatangelegenheiten einzelner Mitglieder, sondern entscheidet nur in Allem, was die sämmtliche Burschenschaft besonders angeht, und wacht über die strenge Beobachtung der allgemeinen academischen Gesetze, welche sie unter sich selbst entworfen haben. Die Versammlungen dieser beiden Behörden werden oft und sehr ordentlich, aber so geheim gehalten, daß es auch der wachsamsten Polizey bisher nicht geglückt hat, sie zu erlauern. Sie haben manchem Professor viele schlaflose Nächte gekostet. Die Regierungen wurden gegen die academischen Behörden aufgebracht, als ob sie das Uebel für zu unbedeutend ansähen, oder es gar duldeten; und diese verloren sammt jenen die Geduld, weil sie sich überredeten, es sey nichts leichter als zu entdecken, was einmal die Burschen sich vorgenommen hatten zu verheimlichen. Beide

Theile haben weiter nichts bewirkt, als daß die Landsmannschaften dadurch veranlaßt worden sind, desto heimlicher zu Werke zu gehen. Aus den unaufhörlichen Zwistigkeiten und unruhigen Bewegungen, so wie der vereinten Standhaftigkeit, sich allen Maßregeln der Zucht und Ordnung zu widersetzen, die man zu erzwingen sucht, wird es den academischen Behörden oft nur zu deutlich, daß diese Vereine in wirksamer Thätigkeit sind, ohne im Stande zu seyn, jemals zu erfahren, wer ihre Mitglieder sind, oder in ihre geheimen Gemächer eindringen zu können.

Seitdem auf diese Art die Regierung ihnen einen offenen Krieg erklärt hat, ist Verschwiegenheit unzertrennlich von ihrem Bestehen geworden, und die Burschen machen sich aus keinem Mittel ein Gewissen, um sich dieser Verschwiegenheit versichern zu können. Die sehr traurige Folge davon ist, daß jeder Einzelne durch ihre Gesetze verpflichtet ist, die Erhaltung der Landsmannschaften als seine vornehmste Schuldigkeit zu betrachten, wo um diese zu behaupten, oft jedes Ehrgefühl gleichsam mit Füßen getreten wird. Auf manchen Universitäten war sogar nach ihren Gesetzen die Verfügung getroffen, daß ein Student, welcher vor die academischen Behörden geladen

wurde, um wegen verdächtiger Landsmannschaft verhört zu werden, von diesem Augenblick an nicht mehr als Mitglied betrachtet werden durfte, und er also ganz getrost behaupten konnte, daß er keinem solchen Bunde angehöre. Auf andern Universitäten war ausgemacht, daß eine solche Untersuchung die Auflösung des Vereins selbst so lange veranlassen sollte, bis alle Nachforschung ein Ende hätte, und auf diese Art konnte jedes Mitglied leicht und sicher den Schwur leisten, daß kein solcher Verein existire. Man hat Beyspiele, daß ein Student bei seiner Aufnahme in die Brüderschaft sein Ehrenwort geben muß, alles was in seinen Kräften steht, dazu beyzutragen, daß der Glaube verbreitet werde, eine solche Gesellschaft existire ganz und gar nicht, und daß er falls ihn der Senat oder die Polizey darüber ausforschen würde, er nur standhaft läugnen wolle. Hier und da geriethen die Professoren, um die Landsmannschaften nach und nach auszurotten, auf das Mittel, daß sie jedem Studenten, indem er inscribirt wurde, das feyerliche Versprechen abnahmen, sich an keinen dieser Vereine anschließen zu wollen; wo aber einmal solche Grundsätze sich verbreitet haben, da helfen alle Versprechungen nichts, denn betrügen wird für Pflicht gehalten.

Die etwas gemäßigtern Convente überlassen es dem Gewissen eines jeden Einzelnen selbst, zu entscheiden, in wiefern er sich durch sein Ehrenwort zu einem Versprechen der Art verpflichtet glaubt; das sogar gedruckte Leipziger Gesetzbuch hingegen erklärt mit einer Kühnheit ohne Gleichen jedes Versprechen der Art für ungültig, und jeden für straffällig, welcher es abgelegt hat. Ueberdies ertheilt es dem Seniorconvent die Vollmacht, Jeden seines Ehrenworts zu entlassen, wenn es die Nothdurft zu erfordern schiene; schränkt aber dieses Privilegium in Geldsachen auf Fälle ein, wo er sich fürchterlich getäuscht hat. Auf diese Art legt das Gesetzbuch der Landsmannschaften auf Universitäten, welches von nichts schwatzt, als von dem Punkt der Ehre, und auf diesen Hauptgegenstand alle seine schwärmerischen Grundsätze bezieht, unverkennbar nichts andres als eine grobe Verletzung Alles dessen an den Tag, was der wahren Ehre gemäß ist. Das sind die Grundsätze der jungen Menschen, welche unaufhörlich von Freyheit und Patriotismus schwatzen, und beständig im Munde solche Redensarten führen, als: „die Burschen führen ein freyes, ehrenvolles und unabhängiges Leben, und machen sichs zur Pflicht, jede gesellige und patriotische Tugend auszuüben!“ Auf diese

Art werden auch sittliche Ungerechtigkeiten zu Tugenden in ihren Augen, wenn sie nur ihren Absichten beförderlich sind, oder als nothwendig erscheinen, um das Daseyn einer werthlosen, bösartigen Verbindung zu sichern; und wer mag die nachtheiligen Folgen berechnen, welche aus diesem Maßstabe hervorgehen, die wahre Ehre nach ihren schwärmerischen Ideen zu würdigen?

Der Studenten, welche es nicht für zweckmäßig gehalten haben, sich irgend einer von diesen Verbindungen anzuschließen, giebt es sehr wenige, und was ihren Werth betrifft, so werden sie noch weit verächtlicher und gröber behandelt, als die Philister selbst. Jeder Bursche hält es für Entehrung, mit ihnen Gemeinschaft zu haben; sie werden zu keinem Gelage hinzugelassen, sie sind von allen Bällen und öffentlichen Vergnügungen ausgeschlossen, wodurch sich die jungen Leute eben so bekannt als lächerlich zu machen suchen. Dergleichen Entbehrungen dürften wohl noch zu ertragen seyn, allein sie sind auch, was noch mehr sagen will, jeder Verachtung und Grobheit Preis gegeben; sie zu beleidigen, hält man für einen wesentlichen Dienst, den man ganz Deutschland erzeigt; in dem Auditorium sowohl, als auf öffentlicher Straße müssen sie es hören, daß sie „feige Sclaven" sind,

und alles dies bloß darum, weil sie sich nicht in die Fesseln einer selbstgeschaffenen eigenmächtigen Brüderschaft begeben wollen. Mögen sie auch noch so sehr beleidiget worden seyn, so haben sie doch keine Ansprüche weder auf Hülfe, noch auf Schutz, und würde es einer wagen, die Mißhandlung zu ahnden, mit der er überhäuft wird, so würde er sich der Rache der ganzen geweihten Schaar aussetzen; denn Jedermann mit in den Kreis zu ziehen, ist durchgängig die Absicht solcher Sippschaften, und wer sich nicht mit anschließen will, der wird für einen allgemeinen Feind gehalten. Schläge, welche die Burschen unter sich selbst, als achtbarer Jünglinge unwürdig, verboten haben, sind gegen „diese Wilden (Finken) erlaubt," denn das ist der Titel, den sie diesen gelassenen Duldern gegeben haben, weil sie sich mit der äußersten Vorsicht und zitternd wegstehlen müssen, sobald ein Commentbursche zugegen ist, und sie, wie sie sind, von den feinern Unterhaltungen der Commershäuser zu den Wildnissen und Wüsteneyen der gebildeten Gesellschaft verwiesen sind. Andere, welche nicht im Stande sind, die Grobheit und Verachtung zu ertragen, mit der sie von jungen Leuten behandelt werden, unter denen sie gleichwohl zu leben gezwungen sind, suchen in

einer üblen Stunde Zuflucht unter den Flügeln der Landsmannschaft. Diese werden Renoncen genannt. Da sie ihrem natürlichen Zustande entsagt haben, so stehen sie, nach der academischen Verfeinerung, einen Grad höher als die hartnäckigen „Wilden", aber wegen ihrer späten und gezwungenen Unterwerfung genießen sie keine Ansprüche auf alle Burschenrechte. Sie haben sich weiter nichts als des Schutzes von der Brüderschaft zu erfreuen, an welche sie sich anschlossen, und jedes Mitglied derselben würde dem geradezu durch den Leib rennen, welcher es wagte, sie mit Worten, oder thätlich anders zu beleidigen, als wie es in den Statuten der Burschenschaft nachgelassen ist. Durch ihre verächtliche Unterwürfigkeit unter den Willen ihrer gebieterischen Beschützer, erkaufen sie sich das Recht, nur nach Vorschrift beleidigt und niedergestoßen werden zu dürfen, da es außerdem erlaubt ist, sie gegen alle Regel zu schlagen und zu stoßen.

Gesellschaftliche Vereine bilden sich gemeiniglich aus keiner andern Absicht, als um in gutem Vernehmen und in Harmonie mit einander zu leben; allein der eigentliche Gegenstand der Landsmannschaften ist nichts andres, als Zank und Streit. Sobald mehrere Landsmannschaften

existiren, sobald werden sie auch gegenseitig geschworne Feinde, ausgenommen, wenn Allen eine Gefahr droht, welche sie nöthigt, gemeinschaftliche Sache zu machen. Jede strebt darnach, das Uebergewicht auf der Universität zu behaupten, und wo nicht die geachtetste, wenigstens die am meisten gefürchtete in der Stadt zu seyn. Sie könnten allenfalls noch geduldet werden, wenn sie mit einander darin wetteiferten, welche unter ihnen sich durch eine größere Anzahl sittsamer Studirender auszeichnete; ja es würde sogar nicht unrecht seyn, wenn sie mit einander stritten, wer Sieger im Ballon oder Fangball seyn sollte. Unglücklicherweise aber beruht der Ehrgeiz der deutschen Burschen auf weiter nichts, als darauf, wer am glücklichsten im Renommiren, das heißt, darin ist, etwas zu thun, es mag seyn, was es will, wodurch die Aufmerksamkeit der Leute erregt wird, und dafür zu sorgen, daß sie der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs werden, oder wer die mehrsten Scandale begehen, das heißt, sich am öftersten duelliren oder zu den mehrsten Duellen Veranlassung geben kann; oder wer sich so erfinderisch und bereitwillig als möglich zeigt, allen Versuchen, sie mögen von obrigkeitlicher oder academischer Seite geschehen, Wider-

stand zu leisten, wodurch ihren Ausschweifungen Einhalt gethan werden könnte. Findet sich keine schickliche Gelegenheit, einander auf alle Art und Weise zu demüthigen, so wird sie gesucht; die unbedeutendsten Kleinigkeiten müssen zum Vorwande dienen, Zänkereyen zu erregen, welche ernsthafte Folgen haben, und das Schwerd wird sogleich gezogen, um sie zu entscheiden, wobey das Ende andächtig gewünscht wird, welches genau besehen, der wichtige Gegenstand des Ganzen ist. In Jena ließ man die Gewohnheit aufkommen, daß den Studenten erlaubt wurde, Bälle zu geben; nur suchte der Senat sie dadurch anständig zu machen, daß er sie auf die Rose verwies, einen Gasthof, welcher der Universität gehört, und folglich unter ihrer Aufsicht steht. Werden sie an einem andern Orte gegeben, so können sich die Burschen die Gegenwart der schönen Welt von Jena, der Weiber und Töchter ihrer Professoren nicht versprechen. Eine Landsmannschaft nun, welche einen Ball giebt, renommirt auf eine anmaßende Art; sie sucht sich hervorzuthun, und muß folglich gereizt werden. Die andern Burschen postiren sich an die Thüre, oder unter die Fenster; sie schreien, jauchzen, singen, und machen einen höllischen Spektakel, und werfen zuweilen, um den Spaß voll-

kommen zu machen, sogar die Fenster ein. Dies giebt natürlicherweise Veranlassung zu einer Menge Scandale, und es trifft sich leicht, daß den folgenden Morgen mehr Blut vergossen wird, als Nekos in der vorhergehenden Nacht getrunken wurde. Eine Landsmannschaft hatte unvorsichtigerweise einen Ball angesagt, ohne vorher die Musikanten bestellt zu haben; sogleich nahmen die andern die einzige Truppe in Beschlag, die Jena noch für ein Concert gebrauchen konnte, welches den nämlichen Abend gegeben werden sollte. Die Tänzer wären nun genöthiget gewesen, entweder ihre Lustbarkeit aufzugeben, oder ein Orchester von Weimar kommen zu lassen, aber es wurde verhütet, daß der Streit nicht aufs Aeußerste kam, da die Nichttänzer ihre Ansprüche auf die Musikanten, jedoch unter der Bedingung fahren ließen, daß der Ball so angesehen würde, als sey er von der ganzen Burschenschaft und nicht von einer besondern Brüderschaft angestellt worden. Eine Anzahl Studenten hatte sich's in Kopf gesetzt, unter sich ein eigenes unabhängiges Herzogthum zu errichten, welches sie nach einem in der Nähe von Jena gelegenen Dorfe benannten, und wohin sie gewöhnlich giengen, um Bier zu trinken. Wer am meisten trinken konnte, ward zum Herzog

gewählt, und die vornehmsten Bedienten seines Hofstaates wurden nach Maßgabe der Geschicklichkeit angestellt, welche sie im Trinken bewiesen. Noch überdies zogen sie, um dem Narrenspiel gleichsam die Krone aufzusetzen, durch die Stadt. So unschuldig sich das Alles auch an Narren und Kindern ausnehmen möchte, so lächerlich war es bey Studenten; aber es erregte Aufmerksamkeit; es war ein auffallendes Stückchen von Renommiren und ihre Kameraden konnten es nicht so geduldig mit ansehen, sich auf diese Art in Schatten gestellt zu sehen. Sogleich bildeten mehrere Andere unter sich eine freie Reichsstadt, entlehnten den Namen von einem andern benachbarten Dorfe, ernannten ihren Bürgermeister, Syndikus und Räthe, und zogen in der Amtstracht, die in Frankfurt oder Hamburg gewöhnlich ist, zu Fuße in Procession, um ihre Verachtung gegen den herzoglichen Pomp an den Tag zu legen, und sich als fleißige, nüchterne Bürger zu zeigen. Nun kamen beide Partheyen mit einander in nähere Berührung, und man erwartete alle Tage, daß ihre gegenseitigen Carricaturen, gleich lebhaften Unterhandlungen, die Vorboten eines öffentlichen Krieges zwischen Sr. Durchlaucht und den freyen Städten werden würden.

Jeder Bursche ist in seinen academischen Verhältnissen von der nämlichen bedauernswerthen, anmaßenden, streit- und herrschsüchtigen Sinnesart beseelt. Hat er sich einmal den Geist seiner Sekte recht zu eigen gemacht, so kann auch der erhabenste Stand keine Achtung ihm abnöthigen, denn er erkennt Niemanden über sich und seine Kameraden. Vor einigen Jahren besuchte die Kaiserin von Rußland, bey ihrer Anwesenheit in Weimar, auch das Museum der jenaer Universität. Unter den Studenten, welche sich versammelt hatten, sie zu sehen, bemerkte man auch einen, der seine Mütze auf dem Kopfe und die Pfeife im Munde behielt, als Ihro Kaiserliche Majestät vorbey kam. Der Prorektor ließ den jungen Mann vor sich kommen, und verwies ihm seine Grobheit. Allein er vertheidigte sich ganz nach ächter Burschenmanier mit den Worten: „ich bin ein freier Mann: was geht mich die Kaiserin an?" Voll erhabener, aber undeutlicher, Begriffe von seiner Wichtigkeit und der Würde seines hohen Berufs, verleitet durch lächerliche, irrige Vorstellungen von Ehre, und fortgerissen durch das allgemeine Beispiel, welches ihn umgiebt, bravirt und renommirt der wahre Bursche hitzig, grob und übermüthig. Er beurtheilt seine wahre Ehre

nach dem Maasstabe, der bey allen seinen Kameraden gilt, nämlich nach der Anzahl der Scandale, welche er verfochten hat; denn weder er noch sie bekümmern sich nur im Geringsten darum, wofür sie eigentlich gefochten haben. Im Duelle unglücklich gewesen zu seyn, ist entehrend; aber noch weit schlimmer ist es, sich gar keines Duells rühmen zu können, wenn er anders wünscht, eine geachtete und bedeutende Person vorzustellen. Daher duellirt er sich; nicht etwa um einen ihm angethanen Schimpf zu rächen, sondern er reizt durch Beschimpfungen und Beleidigungen, damit er einen Vorwand zum Duelliren hat. Die Hörsäle sind in ihren Augen nur Nebensache gegen den Fechtboden betrachtet; dieser ist ihr Heiligthum, das Rapier ist ihr Gott, und der Comment ist ihr Evangelium, bey welchem sie schwören.

Dieser Comment, wie er genannt wird, macht die eigentlichen Pandecten der Burschen, das allgemeine Gesetzbuch aus, welchem alle Landsmannschaften unterworfen sind. Die Anzahl derselben mag auf einer Universität noch so groß seyn, so giebt es doch nur einen Comment, und dieses ehrwürdige Gesetzbuch erbt von Generation zu Generation in sicherer Verwahrung des Seniorconvents fort. Es ist das heilige Buch, dessen unbe-

deutendsten Verordnungen weder bestritten noch herabgewürdigt werden dürfen. Was dieses verstattet, kann nicht unrecht, was es verbietet, kann nicht recht seyn. „Er versteht den Comment nicht,“ dies ist eine sprüchwörtliche Redensart, womit man einen dummen Jungen bezeichnet. Es bestimmt die Art und Weise, wie die Obern gewählt werden sollen, so wie das Verhältniß der „Wilden“ und „Renoncen“ zu den wahren Burschen, und das der Burschen unter einander; es setzt die Strafen gegen verschiedene Beleidigungen fest, und erkennt den Bann gegen Diebe und Betrüger im Spiele, besonders wenn die Betrügerey von sehr grober Art ist; aber der Punkt der Ehre ist die Hauptsache, mit der es sich beschäftiget. Der eigentliche Comment ist das Gesetzbuch, welches die Art und Weise ordnet, auf welche Burschen mit einander streiten müssen, und wie der einmal angefangene Streit entschieden werden soll. Er bestimmt mit der pedantischsten Genauigkeit eine gewisse Stufenleiter von Schimpfwörtern, so wie die Art und den Grad von Genugthuung, welche für jedes gefordert werden kann. Die Leiter steigt oder kann bis zu einer entsetzlichen Höhe steigen, bis sie den fürchterlichen Ausdruck: „Dummer Junge“ erreicht, welcher alle nur er-

sinnliche Beschimpfung in sich faßt, und der einzig und allein durch Blut versühnt werden kann. Die besonderen Grade dieser Stufenfolge können auf manchen Universitäten anders seyn, aber in der Hauptsache stimmen sie völlig überein, und bey allen ist das Wort: „Dummer Junge" der Siedpunkt. Wirst du durch irgend eine andere Benennung, welche auf der Stufenfolge der Beschimpfungen unter dem „Dummen Jungen" steht, gereizt, so bist du nicht gerade zum Herausfordern verbunden; du kannst „dich selbst in Vortheil sezzen" das ist: du kannst nun auf deinen Beleidiger wieder ein Schimpfwort zurückwerfen, welches einen Grad höher ist, als dasjenige, womit er dich reizte. Nun kann dein Gegner, wenn du ihm Zeit dazu läßt, dich wieder einen höhern Grad steigend, schimpfen, und so mögen die zierlichen Ausdrücke des Comments so lange unter euch gewechselt werden, bis der eine oder der andere die höchste, noch unbesetzte, Stufe erreicht hat, und gegezwungen ist, das Wort: Dummer Junge! „auszusprechen," welches mit nichts anderem, als mit einer förmlichen Aufforderung erwiedert werden kann. Ich will nicht geradezu behaupten, daß dies durchgängig so gebräuchlich ist, allein am Ende läuft doch Alles auf eine Herausforderung

hinaus; denn so will es einmal die Verfassung des Comments. Wer sich aber eine solche Beschimpfung gefallen läßt, ohne sich entweder in Vortheil zu setzen, oder herauszufordern, der wird ohne Weiteres von dem Convent mit dem Verschiß oder der geringern Art von Bann bestraft; denn es giebt auch hier einen doppelten Verschiß: nämlich einen solchen, der nur eine gewisse Zeit lang, und wieder einen, der immer fortdauert, ähnlich der geringern und größern Excommunication in der Kirchenzucht. Er kann seine Rechte und seine Ehre durch ein Duell binnen einer von jedem Mitglied der Landsmannschaften bestimmten Zeit retten; läßt er aber diese bestimmte Zeit vorübergehen, ohne es gethan zu haben, so ist das Urtheil unwiderruflich gefällt; keine menschliche Gewalt kann ihm seine Rechte und seine Ehre ersetzen; er ist auf immer und ewig für infam erklärt; das nämliche Strafgericht ist allen gedroht, welche mit ihm umgehen; jede Art von Beleidigungen, sie mag sich in Worten, oder thätlich äußern, ist gegen ihn erlaubt, und wird für verdienstlich angesehen; er wird aus dem academischen Gebiete verwiesen, und steht unter seinen Kameraden allein, als die Zielscheibe unaufhörlicher Verachtung und Beschimpfung.

Was das Verfahren bey dem Duell selbst betrifft, so geht auch hier der Comment bis in das kleinste Detail. Der Anzug, die Waffen, die Entfernung, der Werth der verschiedenen Arten des Angriffs, bis wie weit der Arm entblößt seyn darf, und tausend andere Kleinigkeiten; Alles ist auf das Genaueste bestimmt, und hat wenigstens das Gute, daß dadurch jeder widerrechtliche Vortheil verhütet wird. Auf manchen Universitäten bedient man sich gewöhnlich des Degens, auf andern des Rapiers als Waffen; nirgends der Pistolen. Die in Jena gebräuchliche Waffe ist die, welche man gewöhnlich mit dem Namen Schläger bezeichnet. Es ist ein gerades Blatt, ungefähr vierthalb Fuß lang, und dreyeckig wie ein Bayonett. Die Hand selbst wird durch eine runde Platte von Zinn geschützt, welche acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat, und von einigen komischen Dichtern, welche sich erfrechten, über die Burschenmanier zu spotten, durch den Namen „Suppenteller der Ehre" entweihet worden ist. Man kann das Gefäß von dem Blatte und die Suppenteller von beiden abmachen — alles dies, um das Ganze geheim zu halten. Das Gefäß wird in die Tasche gethan, die Platte unter den Rock geknöpft; das Blatt selbst ist in einem

Spazierstock verborgen, und so gehen beide Partheyen ohne allen Verdacht zu dem Kampfplatz hin, als wenn es ihnen nur um einen Spaziergang im Frühen zu thun sey. Das schmal zulaufende dreyeckige Blatt ist nothwendigerweise nach der Spitze zu gerundet, daher die Schläge nichts gelten, wenn die Waffe nicht so tief eingedrungen ist, daß die Oeffnung der Wunde auch dreyeckig erscheint; denn so will es der Comment; keine Affaire wird auf eine unbedeutende und kindische Weise, wobey bloß pro forma zu Werke gegangen wird, für entschieden angenommen. Außer den Sekundanten ist auch noch ein Schiedsrichter und ein Chirurgus zugegen; letzterer ist aber jederzeit ein Student, welcher die Medicin studirt, damit er nach den Gesetzen des Comments zum Stillschweigen verpflichtet ist. Alle anwesende Partheyen sind verbunden, nie zu entdecken, was vorgefallen ist, ohne Rücksicht auf die Folgen, ob es auch gut abgelaufen ist; das nämliche Versprechen wird auch denen abgefordert, welche zufällig etwas von diesem Vorfall erfahren; einem Burschen Nachricht davon zu geben, oder ihm etwas zu verrathen, was gerade dem Comment nicht nachtheilig ist, wird für ein Vergehen angesehen, das nicht wieder gut gemacht werden kann. Auf

diese Art kann Einer leicht um's Leben kommen, ohne daß es entdeckt wird; denn es ist alle Vorsicht getroffen, daß die Wahrheit nicht an den Tag kommen darf. Es kann freylich nicht geläugnet werden, daß solche Duelle nicht immer tödtlich ausfallen, theils weil auf beiden Seiten mit gleicher Gewandheit und Geschicklichkeit gefochten wird, und sich jeder täglich in den Waffen übt, theils auch weil die Prahlerey öfters keinen geringen Antheil an dem kriegerischen Sinn dieser jungen Leute hat; gleichwohl sind sie nicht so selten, als sich Manche einbilden mögen. Wenn auch der Fall nicht häufig eintritt, daß Einer von den Streitenden auf der Stelle todt bleibt, so ziehen doch oft die Wunden andere tödtliche Krankheiten nach sich, und legen noch öfter den Grund zu solchen, welche lebenslang dem Körper ankleben. Ein Professor, welcher wahrscheinlich bessere Gelegenheit gehabt hatte, der Wirkung dieses Systems sich zu versichern, als seine Kollegen, versicherte mir, daß die Fälle gar nicht selten wären, wo die jungen Leute nur wegen geringer Verletzungen der Lunge die Auszehrung mit nach Hause gebracht hätten. Bey einem der letzten Duelle in Jena, welches so unglücklich ablief, beauftragte die weimarische Regierung eben diesen Herrn, eine

genaue Untersuchung über den ganzen Vorfall anzustellen. Allein er lehnte dies ab, ob er gleich gerade damals gegen die sämmtlichen Landsmannschaften zu Felde zog. Da er einmal mit Vollmacht versehen war, so bemächtigte er sich einer Menge ihrer Schläger, und ließ die mehrsten von denen in's Gefängniß stecken, von denen er glaubte, daß sie die unruhigsten Köpfe in den Brüderschaften wären. Allein der Eindruck, den diese ungewöhnliche Strenge hervorbrachte, war nur flüchtig; sie beobachteten ihr geheimnißvolles Wesen nur desto strenger, und blieben nichts desto weniger thätig.

Möchte es indessen nun einmal für nothwendig erachtet werden, sich diesen Eingriffen in die academische Disciplin zu widersetzen, sich nun desto nachdrücklicher an den Bürgern zu rächen, oder irgend eine auffallende Thorheit zu begehen, welche die Regierungen und alle die Vereine schreckt, die auf diese Art mit einander beständig zum Kampfe gerüstet seyn müssen, ist unwiderruflich damit verbunden. Sie nehmen ihre Maasregeln so geheim, daß es auch der wachsamsten Polizey bisher nicht geglückt hat, sie zu erspähen, und dabey herrscht eine solche Einigkeit unter ihnen, welche wohl schwerlich auch nur durch eine einzige Verrätherey

entweiht worden ist. Die bloßen Bürger sind ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung unter den Burschen; denn von dem Augenblick an, da er die Universität betritt, betrachtet er sich als Mitglied einer besondern Art Menschen, die zu irgend etwas Hohem berufen sind, und deren größtes Vorrecht darin besteht, kein anderes Gesetz, als ihren eigenen Willen anzuerkennen. Der Bursche nennt die Bürger nicht anders als Philister, und betrachtet sie einzig und allein als Geschöpfe, die nur dazu da sind, um Furcht und Achtung zu äußern, und dem auserwählten Volke unterthänig zu seyn, für dessen Mitglied er sich hält. Der größte Theil der Einwohner hängt von denen, welche die Universität besuchen, in irgend einer oder der andern Beziehung als Professionisten ab, und sind der Besorgniß ausgesetzt, die Burschen Tag und Nacht nicht los zu werden. Unzufriedenheit über die wunderlichen Launen dieser auserwählten Zunft zu äußern; sich über ihre Mummereyen lustig zu machen, oder ernstlich ihren Anmaßungen sich zu widersetzen oder sie zu ahnden, würde den unglücklichen Philister dem gewissen Schicksale aussetzen, sein Gehirn und seine Fenster zerschmettert zu sehen; denn gegen einen Burschen darf er sich keines Rechts anmaßen, ja

nicht einmal ihn herausfordern, er sey denn ein Edelmann, oder ein Offizier. Sind die Burschen einmal aufgebracht, so hört alle Gewalt der weltlichen Obrigkeit auf; sie würden sich eben so wenig ein Bedenken daraus machen, die Diener derselben anzugreifen, als es ihnen Mühe machen dürfte, sie in die Flucht zu jagen. Ich sah einmal ganz Leipzig in Gährung gerathen, als in einer Nacht die Studenten den Versuch machten, sich eines Stadtsoldatens zu bemächtigen, der ihrer Meinung nach einen ihrer Kameraden in einem Zank beleidiget hatte, der wegen einiger liederlichen Geschöpfe unter ihnen auf der Straße sich ereignet hatte. So spät es auch war, so hatte doch die beleidigte Parthey in aller Geschwindigkeit eine beträchtliche Anzahl der academischen Jugend aufgebracht, um das Wachthaus zu stürmen; denn ein wohlgezogener Bursche kennt die Kommershäuser, wo seine Kameraden sich alle Nächte versammeln, um zu trinken, zu rauchen und zu jubeln, eben so gut, als ein gewandter Polizeyoffizier mit den Fährten der Spitzbuben oder Beutelschneider bekannt ist.

Die größte Gefahr, welche bisher den Landsmannschaften drohte, wurde durch die Studenten selbst veranlaßt. Die academische Jugend schien

aus den Feldzügen 1813 und 1814 den Sinn zurückgebracht zu haben, sich männlicher an einander zu schließen; auch mochte wohl der ernste Kampf gegen französische Bayonette viel dazu beytragen, daß sie mit weniger Vorurtheilen auf die Armseligkeit ihrer lächerlichen Zänkereyen herabblickten. Einige Hauptanführer in Jena thaten nun den Vorschlag, die Landsmannschaften ganz und gar aufzuheben, und den Comment abzuschaffen; nicht etwa in der Absicht, alle gesellschaftliche Verbindungen zu unterdrücken, sondern um zu bewirken, daß alle Studenten zusammen sich in eine allgemeine Brüderschaft unter einer neuern und zweckmäßigern vereinigten. Nicht ohne Kampf gaben die Landsmannschaften nach; allein die Burschenschaft (denn so wurde der neue Verein von ihnen getauft, weil er alle Burschen in sich begriff,) trug endlich doch den Sieg davon; das Renommiren verlor sich allmählig, und ein ehrwürdiger Staub ruhte von nun an auf dem lieben Comment. Allgemein herrscht die Ueberzeugung, daß seit dem Bestehen dieses Vereines die Sitten auf den Universitäten sich in einem vortheilhaftern Lichte gezeigt haben. Bey der genauern Erkundigung, welche in der Folge der Bundestag darüber einzog, legten die Professoren

das Zeugniß ab, daß zu keiner Zeit so viel Ordnung, Ruhe und Achtung für die Gesetze in Jena sichtbar geworden wäre, als seitdem die Burschenschaft existire. Da war nichts Gezwungenes bey ihr; keine gewaltsamen Mittel wurden angewendet, noch durfte man sich irgend eine Beleidigung oder Verachtung gegen diejenigen erlauben, welche diesem Vereine nicht beitreten wollten. Sie hatte bereits so viel an Bildung gewonnen, in Vergleich mit den ehemaligen Brüderschaften, daß es nicht allein streng verboten war, Hunde mit in ihre feyerlichen Versammlungen mitzubringen, sondern daß es nicht einmal erlaubt war, in denselben zu rauchen, oder sich zu bedecken. Ja es war sogar ausgemacht, daß der Sprecher jedesmal sein Gesicht gegen die Burschen richten sollte, wenn er sie anredete, und nicht eher als nach geendigtem Vortrage seinen Sitz wieder einnehmen durfte *). Dieser Geist der Harmonie, welcher von Jena ausging, erschütterte die alten Verfassungen auf andern Universitäten, bis endlich da die Studenten

*) In der That waren dies alles Vorschriften der jenaer Burschenschaft. Wir mögen nach ihnen das Decorum beurtheilen, welches in einer Zusammenkunft der Landsmannschaft herrschte.

sich aus allen Gegenden Deutschlands versammelten, 1817 die Jubelfeyer des Reformationsfestes und der Schlacht bey Leipzig auf der Wartburg zu begehen, die Aufhebung der Landsmannschaften einmüthig beschlossen wurde, und die alles umfassende Burschenschaft an ihre Stelle trat. Aber eben dies beförderte ihr Verderben. Man hatte beschlossen, nicht allein die ganze Masse von Studenten auf allen ihren Universitäten in einen wohl eingerichteten gesellschaftlichen Verein zusammen zu schmelzen, sondern auch, um dem Ganzen mehr Einheit und Harmonie zu geben, ein Obergericht zu ernennen, das aus Abgeordneten von allen Universitäten bestehen sollte. Die Besorgniß, welche die Regierungen schon längst gehegt hatten, daß unter der Burschenschaft politische Absichten verborgen lägen, ward nun zur völligen Gewißheit. Die innerliche Einrichtung des Vereins, und die ordentlichen Beyträge, aus denen man einen Fonds anlegte, der Beschluß, Schwerd und Feder als die eigenen Zierathen ritterlicher Studenten zu tragen, und eine eigene Art von Uniform in der sonderbaren Kleidung anzunehmen, welche noch jetzt bey ihnen so gewöhnlich ist; alles dies betrachtete man wo nicht als deutliche Anzeigen gefährlicher Umtriebe, doch wenigstens als Mittel, welche sehr

leicht zu gefährlichen Zwecken benutzt werden konnten. Noch dazu machte die offene Sprache, in der sie ihre Pläne ankündigten, in so fern aus ihrer mystischen Redseligkeit ein deutlicher Begriff hervorging, sie in politischer Hinsicht durchaus verdächtig *). Die Worte: Vaterland, Freyheit und Unabhängigkeit waren beständig in ihrem Munde, und es war darum ganz natürlich, wenn die Mehrsten die Frage aufwarfen: was für Nutzen hat dieser neue deutsche academische Bund gegen die übrigen drey? Was soll dies ordentliche Verzeichniß von Abgeordneten und Ausschuß unter

*) So genau als möglich theile ich dem Leser hier folgende Erklärung mit, welche sich in der Verfassung der allgemeinen Burschenschaft befindet. „Die allgemeine deutsche Burschenschaft tritt in's Leben, indem sie ein immer treues Gemälde ihrer Landsleute aufstellt, welche für Freyheit und Gleichheit athmen, indem sie sich bemüht, ein ächtes Burschenleben durch Ausbildung aller körperlichen und moralischen Kräfte zu befördern; ihre Mitglieder zu einem gemeinnützigen Leben durch einen freyen, gleichen und gehörig organisirten Verein bildet, so daß Jeder sich selbst zu einem solchen Grade von Selbstgefühl erheben kann, um in seiner reinen Persönlichkeit den Werth des deutschen Gemeinsinnes in vollem Glanze zu bewähren."

Personen bedeuten, welche keine weitere Verpflichtung auf sich haben, als ihre Studien gehörig abzuwarten? Wozu dies allgemeine Burschengericht, welches seine Verordnungen von Kiel bis Tübingen ausdehnt, und alle Bewegungen eines gemeinschaftlich wirkenden Vereines von den Küsten des baltischen Meeres an bis an den Fuß der Alpen leitet? Diese Fragen wurden durchgängig aufgeworfen, und man würde in der That unrecht thun, wenn man behaupten wollte, als ob sie einzig und allein nur von dem Lärm herrührten, den aus Besorgniß für den Staat die Freunde einer argwöhnischen und unterdrückenden Regierung erhoben. Derjenige müßte gewiß sehr leichtgläubig seyn, welcher sich überreden könnte, daß acht bis zehntausend Studenten, von dem Eifer für das Vaterland beseelt, der sich in den jüngst verflossenen Jahren durch alle Universitäten Deutschlands verbreitet hatte, auf eine solche Art organisirt seyn könnten, ohne der öffentlichen Ruhe gefährlich zu werden; und der würde in Wahrheit die größte Unbesonnenheit verrathen, welcher wünschen könnte, das Werk politischer Wiedergeburt, falls sie wirklich nöthig seyn dürfte, solchen Händen anvertraut zu sehen. Selbst Mitglieder der jenaer Universität, die eben nicht dem Despotis-

mus das Wort reden, können gleichwohl ihre Ueberzeugung nicht bergen, daß wenn auch die Stifter der Burschenschaft es aufrichtig und ehrlich mit ihrem Wunsche meinten, den alten lebensgefährlichen Unterschied aufzuheben, sie doch einzig und allein in der Absicht nach einer solchen Vereinigung strebten, um sie als Werkzeug in politischer Hinsicht benutzen zu können. Die Regierungen denunzirten gegen die neuen Verbindungen; in Jena waren sie zuerst aufgekommen, und hier war es auch, wo sie zuerst aufhörten. Die Burschenschaft gehorchte dem Befehle des Großherzoges wegen ihrer Auflösung. Sogleich erwachten die Landsmannschaften wieder aus ihren Gräbern; der Comment wurde auf's Neue die Richtschnur des Glaubens und Lebens. Renommiren und Scandale erregen, traten wieder in ihre alten Würden, und wie sonst fahren die Burschen noch jetzt fort zu streiten und zu fechten, und sich hoch und theuer zu vermessen, „daß sie ihre academische Freyheit wieder herstellen wollten."

Es ist in der That ergötzlich mit anzuhören, wie hochtrabend diese jungen Leute von dieser academischen Freyheit sprechen, wenn man weiß, daß sie eigentlich so viel wie nichts sagen will. Nach den erhabenen Ausdrücken zu urthei-

len, in denen sie die Segnungen erheben, welche dieselbe über das Vaterland verbreitet hat, und den heiligen Verpflichtungen, die sie auf sich genommen haben, sie zu behaupten, sollte man denken, daß sie dadurch zu seltenen Freyheiten berechtiget würden; da hingegen, die Wahrheit zu gestehen, sie ihnen nichts verstattet, als was jeder Andere haben möchte. Sich zu kleiden, und ein Aeußeres anzunehmen, wie sonst Niemand; ihren Bart wachsen zu lassen, da jeder gute Christ sich rasiren läßt; die verwirrten Haare die Schultern herabhängen zu lassen, da jeder gesittete Mensch sein Haar kurz trägt; die Straßen auf und nieder zu toben in ungeheuren Kourierstiefeln, welche mit Spornen belastet sind, die wegen ihres Gewichtes und Ansehens den richtigen Namen: Pfundspornen erhalten haben; den Ellenbogen so lange an der Mauer zu reiben, bis ein Loch im Rocke geworden ist, *) da ordentliche Leute es für anständiger halten, einen Rock zu tragen, der ohne Löcher ist; singend und jubelnd durch die Straßen zu ziehen, wenn alle ehrsame Bürger bereits im

*) Der Fall ereignete sich wirklich in Jena; es war ein Renommisten-Streich; etwas, was Aufsehen erregte.

Bette liegen; mit seinen Zechbrüdern Nächte lang im Bierhause zu schwärmen, und sich in Bier und Tabak zu berauschen; diese und dergleichen Dinge mehr, machen das Wesen der gepriesenen academischen Freyheit bey einem deutschen Studenten aus. In Allem, was die Universität betrifft, hat er weder Stimme noch Einfluß, und in dieser Hinsicht kann ein Junge in der griechischen oder lateinischen Classe zu Glasgow, welcher seine Stimme für den Rector Magnificus giebt, mit allem Recht verächtlich auf die Prahler zu Göttingen oder Jena herabblicken. Diese Art von Freyheit hat der Bursche mit jedem Einfaltspinsel oder grobem Bauerburschen gemein; denn sie besteht bloß darin, daß man sich sonderbar, lächerlich und ungezogen benimmt, da andere Leute, die sich eben der Freyheit bedienen könnten, lieber ganz anders sich aufführen. Die Landsmannschaften sind ihrer eigentlichen Einrichtung nach äußerst tyrannisch. Weit entfernt, sein eigener Herr seyn zu dürfen, ist der Bursche in Wort und That befangen; er wird niedergedrückt durch die strengen Vorschriften eines abenteuerlichen Gesetzbuches, an dessen Verfassung er keinen Antheil hat, welches er nicht ändern kann, dem er sich nicht selbst freywillig unterwarf, und nach dessen Maßregeln

ihm alle Mittel benommen sind, sich jemals zurückziehen zu dürfen. Furcht vor den Schmähungen, mit denen ein „Wilder“ oder Finke, überhäuft wird, oder vor der noch erbärmlichern Sclaverey, die dem „Renoncen“ droht, zwingt ihn mit aller Gewalt zur Brüderschaft, und ist er einmal in ihr Netz gerathen, so ist es ihm nicht möglich, sich wieder los zu reißen, mag sie sein Gefühl noch so empfindlich verwunden, oder seinen Verstand empören. Und doch! mitten unter dem Rasseln ihrer Ketten, wie man es recht gut nennen kann, haben diese Menschen die Unverschämtheit von Freyheit zu schwatzen, als wäre sie ihr ausschließendes Privilegium.

Bey alle dem ist es eben so sonderbar, daß alle diese Eigenheiten nicht länger dauern, als — drey Jahre. Sobald der Student sein curriculum vollendet hat, und nun die Universität verläßt, wird er selbst unter die Philister gerechnet; die Vorurtheile, Narrheiten und das voreilige, hitzköpfige Wesen, wodurch er sich als Bursche auszeichnete — Alles dies scheidet auf einmal von ihm, als wenn er aus einem Traume erwachte; er kehrt zu der gewöhnlichen Art zu denken und zu handeln zurück, welche in der Welt herrscht; bis an sein Ende wird er wohl schwerlich wieder ein Rapier zur Hand nehmen, oder sich mit einem

Sterblichen duelliren; seine Geschäfte verwickeln ihn nun in das geräuschvolle gesellige Leben, und er führt nun eine eben so friedliche und gemeinnützige Lebensweise, als seine Vorfahren gethan haben. Seine politischen Chimären sind, wie alle übrigen Eigenheiten, weit weniger mit Grundsätzen verbunden, die seinem unruhigen Geiste irgends Hoffnung machen dürften, sie realisirt zu sehen; sie schränken sich auf Redensarten ein, die, gleich den unansehnlichen Kleidungsstücken und täglichen Fechtparthien mehr die Gestalt des gewohnten Ortes beybehalten haben, als daß sie auf einer festen Ueberzeugung, oder auf einem lebhaften Gefühle beruhen sollten. Man nahm die Eigenheiten der Burschenschaft an, weil sie einmal zu der Lebensweise gehörten, der man sich für eine Zeitlang gewidmet hatte; aber sie bleiben nicht an dem Manne haften, oder verbergen sich hinter seinem Charakter; sobald er die Mauern der Stadt hinter sich hat, verschwinden sie bey ihm mit dem langen Haare. Wäre es anders, so würden die Folgen davon bereits sichtbar geworden seyn. Brächten diese jungen Leute eben die unordentlichen und schwärmerischen Vorstellungen, so wie die nämliche Bereitwilligkeit, ihnen gemäß zu handeln, mit in die Welt, wozu sie sich auf

der Universität verpflichtet glauben, so würden die besorgten Regierungen gegründete Ursachen haben, in politischer Hinsicht Vorsichtsmaasregeln zu treffen, und es würde ihnen auch weiter nichts helfen, da die größere Volksmasse sogleich in Gährung gerathen würde. Dies sind eigentlich diejenigen, welche hier und da als Vertheidiger des Vaterlandes, oder als Lehrer des Volks auftreten, in allen niederen, und nicht selten auch in höheren Fächern bey der Regierung angestellt werden. Hier scheint eben so wenig Grund vorhanden zu seyn, daß ein aufgeblasener, sittenloser deutscher Bursche in der Folge ein zanksüchtiger und liederlicher deutscher Bürger werden müßte, als zu besorgen steht, daß ein Schulknabe von Eton zum Anführer der Radicalen im Parlamente aufwachsen werde, weil auch er auf der Schule zu mancher Verweisung seinen Beytrag gab.

Der Verfall der Zucht, welcher auf Universitäten ein sehr großer Unbestand ist, und nothwendigerweise zu so vieler Ungebundenheit und Insubordination Veranlassung giebt, steht im genauen Zusammenhange mit der academischen Gerichtsbarkeit. Der Senat hat die ausschließende Gerichtsbarkeit sowohl in bürgerlichen Processen, als bey Criminalverfahren, und übt zugleich auch

alle Polizey über diesen Theil der bürgerlichen Gesellschaft aus. In Kapitalverbrechen, wenn dergleichen vorfielen, wurde der Verbrecher gemeiniglich den gewöhnlichen Behörden übergeben; bey jeden andern aber vor kein anderes Gericht gestellt, als dasjenige ist, welches der Prorektor und Senat der Universität hegen. Die verschiedenen Strafen bestanden in Geldstrafen, Verweisung, oder Gefängniß, denn auf jeder Universität befindet sich ein Carcer, obgleich diese Strafe nicht eben so strenge, auch in den Augen der Burschen keinesweges entehrend ist. Sie denken darum nicht schlechter von einem Kameraden, weil er wegen irgend einer subordinationswidrigen Handlung in's Carcer wandern mußte; im Gegentheil gewinnt er dadurch den Ruf eines bewährten, versuchten Burschen; es spricht für ihn eben so vortheilhaft, als irgend ein Renommistenstreich; es befördert seinen academischen Ruhm eben so sehr, als wenn er „einen Philister gezwickt" hätte. Er schreitet mit „kriegerischer Freudigkeit" zu seinem Gefängnisse hin, vollkommen überzeugt, sich durch ein kleines Ungemach desto mehr Einfluß und Ansehen unter seinen Gefährten zu erwerben.

Seit langer Zeit hat man angefangen, die Wirksamkeit einer solchen besondern und ausschließen-

den Gerichtsbarkeit in der Person der Professoren in Zweifel zu ziehen. Diese Zweifel gründeten sich auf die Schlaffheit, mit welcher die Rechte ausgeübt wurden, und diese verderbliche Schlaffheit hängt mit dem ganzen System genau zusammen. So viel man auch zu ihrer Vertheidigung geschrieben und vorgetragen hat, so muß es doch Jedem, der mit deutschen Universitäten bekannt ist, einleuchten, daß ihr Verfahren nachtheilig gewesen ist, und für eine der vornehmsten Ursachen des Verfalls der Zucht angesehen werden kann. Wo die Studenten eine solche Lebensart führen, wie oben beschrieben worden, und die Erhaltung der öffentlichen Ruhe sowohl, als der academischen gehörigen Ordnung, der Universität allein anvertraut ist, da haben Senat und Prorektor nicht allein ein beschwerliches, sondern auch verhaßtes Amt auf sich. Die academische Zucht hängt einzig und allein von der Strenge ab, mit der diese Herrn ihrer Pflicht Genüge leisten, und eine solche Art von Verwaltung ist weder der Gleichförmigkeit noch Festigkeit günstig, welche bey ihr Statt finden sollte. Das Prorektorat wechselt alle halbe Jahre; alles Gute, was ein wachsamer und entschlossener Mann binnen sechs Monaten bewirkte, wird, wie es gar oft der Fall gewesen ist, in den folgenden sechs

durch die Sorglosigkeit, Schlaffheit, oder allzu-große Nachsicht seines Nachfolgers eingerissen. Zwar muß ein Ausschuß des Senats ihn bey seinem gewöhnlichen Amte unterstützen; aber eben dadurch wird die Sache um nichts besser, und er selbst dadurch weniger verantwortlich; denn schon längst herrschte bey jeder deutschen Facultät das Bestreben, so viel wie möglich, den Unordnungen ihrer Untergebenen nachzusehen, und die Zügel der Regierung und Zucht schlaff zu halten, weil sie durch eine strenge Handhabung derselben sich dem allgemeinen Hasse aussetzen würden. War es natürlich, daß die Studenten eine humane, väterliche und nachsichtige Behörde der Art, deren Furchtsamkeit und Bequemlichkeitsliebe ihnen so Manches zu thun verstattete, der gesetzlichen Strenge und Ernsthaftigkeit einer Polizeybehörde weit vorzogen, so ließ es sich auch nicht anders denken, als daß der Professor sich auf jede Art und Weise mehr bey den jungen Leuten beliebt zu machen suchte, von welchen sein Ruf seine Erhaltung, ja sogar die Ruhe seines Lebens abhieng, als von ihnen, als ein tyrannischer Gebieter, oder zu strenger Richter verabscheut seyn wollte. Die Burschen ersahen sogleich ihren Vortheil. Als sie inne wurden, welche schwache Hände den Sonnenwa-

gen leiteten, so nahmen sie das Gebiß zwischen die Zähne, und rannten in ihrem unaufhaltsamen Laufe davon, wobey sie alle Universitäten in Feuer und Flammen setzten. Für die Lehrer, welche ihnen zu streng waren, hatten sie Schreien und pereat, für die Nachsichtigen vivats und Ständchen in Bereitschaft. Es war nichts ungewöhnliches, einen ehrwürdigen Professor zu sehen, der von seinen Büchern weg, sich zu der kindlichen Jugend herabließ, welche bey hereinbrechender Nacht unter seinem Fenster fiedelte, und der, mit dem Käpsel in der Hand, der versammelten Menge demüthig für die unschätzbare Ehre dankte, während dem Thränen der Zärtlichkeit seine triefenden Augen wässerten. Ohne Zweifel ist es sehr schön von diesen Herren, wenn sie darauf sehen, daß der Muth des Jünglings nicht gebrochen, oder er an seiner Ehre empfindlich verwundet wird; daß man ihn nicht gleich als einen Verbrecher bestraft, sondern ihn die väterliche Hand des Lehrers sanft zurechtweist, gerade wie ein Kind, welches sich verirrt hat; aber auch die väterliche Gewalt hat ihre Gränzen, selbst da, wo die Bande der Natur ihr ein größeres Gewicht verstatten, als es bey denen der Fall ist, die in einem figürlichen Verstande für Väter der Universität gelten, und diese Grän-

zen sind von den Burschen längst überschritten worden. Wenn die Frage noch seyn kann, ob der Professor den Vater verläugnen, und sich nur als Richter zeigen, oder vor seinen Augen die academische Zucht und die Sitten der Studirenden verschlechtert sehen soll, so sind diese liebenswürdigen Gemeinplätze die Wurzel alles Uebels. Seit einem Jahrhundert hat man diese Frage aufgeworfen, und mit jedem Jahre ist die Sache schlimmer geworden. Die Universität zu Göttingen hatte nicht lange bestanden, als die academische Zucht auf derselben durch das leidige Nachgebungssystem in einen so traurigen Verfall kam, daß Münchhausen sich genöthigt sah, einen Syndicus oder eine obrigkeitliche Behörde zu setzen, welche in keiner Verbindung mit der Universität stand, um bey der Handhabung der Gesetze die Oberaufsicht zu führen. Auf die Länge hat dieses System gerade so geendet, wie es bey jedem Mißbrauche eines Privilegiums der Fall ist; diese unumschränkte Gerichtsbarkeit, auf welche die Professoren so stolz und erpicht waren, wurde verkürzt. Da in den letzten Jahren die gewöhnlichen Unordnungen der Studenten durch politische Grundsätze genährt wurden, welche sogar manche Lehrer unvorsichtigerweise begünstigten, so haben es die Re-

gierungen im Allgemeinen der Klugheit gemäß erachtet, weltliche Assessoren mit den academischen Behörden zu vereinigen, und durchgängig die Gränzen ihrer sonst ausgedehnten Gerichtsbarkeit zu beschränken.

Beinahe möchte ich behaupten, daß der leichte Fuß, auf welchem die jenaer Professoren mit ihren Studenten zu leben scheinen, durchaus nichts nütze, denn in solchen Fällen kann eine übelverstandene Herablassung weit nachtheiliger werden, als selbst eine Art von Zurückhaltung. An und für sich ist ein deutscher Walzer nichts böses, eben so wenig, als eine Parthie Whist, oder ein Spiel auf dem Fortepiano; aber ein deutscher Gelehrter, welcher deutsche Burschen bilden soll, sollte doch der letzte seyn, welcher das Sprichwort unbeachtet ließ, daß allzugroße Vertraulichkeit und Verachtung Mutter und Tochter sind. Jüngsthin errichteten die Professoren unter sich eine eigene Landsmannschaft, um Aufsehen zu erregen, und sich, so wie den Studenten, alle Montage Abends eine Unterhaltung in der Rose, dem nämlichen beliebten Gasthof, zu geben, wohin sie die Burschenbälle verwiesen. Die Professoren waren allein die Mitglieder dieser Gesellschaft, aber Jeder unter ihnen hatte das Recht, so viele Studenten oder Frem-

den einzuladen, als er wollte. Die eigentliche Absicht bey diesem Unternehmen war, nicht allein den Studenten für ihr gutes Betragen einen loh- nenden Beweis der Achtung zu geben, und jede Unsittlichkeit durch Verweisung aus dieser Gesell- schaft empfindlich zu bestrafen, sondern auch Ge- legenheit zur Bildung zu verschaffen, indem man ihnen den Zutritt zu einer polirten und sittsamen Gesellschaft und zu achtungswerthen Frauenzim- mern verstattet. Wechselsweise, einen Abend um den andern, giebt es hier auch ordentlich Concert, denn es wird wenige Burschen geben, die nicht irgend ein Instrument, und noch überdies ganz gut, spielten. Andere Abende bringt man am Theetische, bey Kartenspiel, oder Musik und Tanz zu. Die Frauenzimmer singen, spielen auf dem Klavier, walzen auch vielleicht eine Stunde, und um neun Uhr ist alles vorbey, nach löblicher Chri- stensitte, wenn man anders diesen Namen bey einem solchen Verfahren gebrauchen darf, den Sonntagabend hinzubringen. Der seines Amts entlassene Professor der Naturgeschichte walzt, nach Möglichkeit, und der Professor der griechischen Sprache hopste lebhaft herum, als arbiter ele- gantiarum. Wer wollte nun nach alle dem die Stellvertreter der deutschen Gelehrsamkeit als

Pedanten und finstere, schwermüthige Geschöpfe ausschreyen? Wer wollte die deutschen Professoren gefühllose Bücherwürmer nennen, wenn sie wie die Schmetterlinge umherflattern? Es ist gar nicht zu leugnen, daß sich auf diese Art eine auserlesene Anzahl junger Leute, unter den Augen ihrer academischen Obern einige Stunden lang, sehr anständig belustigen kann; aber die Wirkung davon ist doch immer sehr einseitig und vorübergehend. Lehrer und Lernende; die, welche befehlen, und die, welche gehorchen sollen, kommen auf eine Art in nähere Berührung, die der strengen Zucht und Aufsicht durchaus nicht günstig ist. Ich kann mich unmöglich überreden, daß die Studenten, welche gewohnt sind, ihre Professoren des Sonntags Abends bey solchem Zeitvertreib zu erblicken, an dem sie noch dazu gemeinschaftlich mit ihnen Antheil nehmen, sie des Montags früh als ihre achtbaren Obern ehren sollten. Außerdem kann es sich nur auf eine sehr mäßige Anzahl beschränken. Während dem dreißig bis vierzig der angesehensten jungen Leute unter den Händen der Damen von der Universität sich verfeinern, brüten die drey- oder vierhundert, welche der Verbesserung am meisten bedürfen, bey ihren Bierkrügen über academische Rebellionen.

Ehedem konnte Jena ungefähr achthundert Studenten aufweisen, allein seit den letzten fünf Jahren hat sich diese Anzahl fast um die Hälfte vermindert, und es ist erstaunlich, wenn man erwägt, daß, wie es auf mehreren andern Universitäten Deutschlands der Fall ist, bey weitem ein größerer Theil völlig, oder doch zum Theil sich durch milde Unterstützung erhält. In der That ist es für diese Bildungsanstalten sehr verderblich gewesen, daß die Freygebigkeit des Publicums und das übelverstandene Mitleid einzelner Personen sie in eine Art von Freyschulen verwandelt hat. Freystellen und Stipendien sind allerdings eine große Wohlthat, wenn sie in den gehörigen Schranken bleiben, aber wir können uns keinen Begriff davon machen, wie sehr es damit auf deutschen Universitäten, sowohl protestantischen als katholischen, besonders zu Gunsten des theologischen Faches, übertrieben wird. Zur Zeit der Reformation war die Nachfrage nach Predigern unter den Protestanten vorzüglich stark, und man glaubte die kirchlichen Einkünfte, welche durch den Sturz des Papstthumes dem Staat anheim gefallen waren, nicht besser verwenden zu können, als wenn man für einen hinlänglichen Vorrath derselben sorgte; die Bildung der Geistlichen ward für etwas

verdienstvolles angesehen. In catholischen Ländern wiederum sind die öffentlichen Bildungsanstalten jederzeit an und für sich als Freystätten zu betrachten gewesen; Theologie wird mehrentheils in dem Kloster gelehrt, und die aufwachsende Priesterschaft zu unterstützen, ist der einzige Hauptzweck, zu welchem die Reichthümer der Mönche verwendet werden. Eine Hierarchie, deren Einrichtung dem vollendeten Priester so manchen Tempel der Trägheit baut, wo er sein Leben gemächlich vertreiben kann, würde inconsequent handeln, wenn sie ihre freygebige Hand zurückziehen wollte, um sie für ihren erhabenen Beruf zu bilden. Man kann annehmen, daß beynahe 1,800,000 Thaler in einem einzigen Jahr in den öſtreichischen Erbländern verwendet worden sind, um Studenten frey zu erhalten. In einem Seminarium zu Preßburg studirten gewöhnlich fünfhundert junge Leute Theologie, von denen Jeder ein Stipendium von 120 Thalern jährlich genoß. Zu Altorf sollen die Stipendien, ehe die Universität 1807 aufgehoben wurde, allen andern Ausgaben derselben gleichgekommen seyn, und wahrscheinlich hatte die Anzahl und der ansehnliche Betrag dieser Stiftungen zu Tübingen und Wirtemberg, wo man rechnete, daß das theologische Seminarium allein zwölftau-

send Thaler jährlich kostete, einen mächtigen Einfluß darauf, daß es als eine Pflanzschule für junge Theologen betrachtet wurde. In wohlfeileren Zeiten gab es Stipendien, von denen ein Mann, zumal wenn er haushälterisch war, sich und eine Familie recht gut ernähren konnte. Die unvermeidliche Folge dieser übelverstandenen Freygebigkeit war, daß eine beträchtliche Anzahl Menschen gelockt wurden, sich dem gelehrten Stande, und besonders der Kirche zu widmen, die sich außerdem bey jeder andern angemessenen Lebensart besser befunden haben würden. Schnell war der gelehrte Marktplatz überfüllt, und dies wird so lange noch fortdauern, als diese Unterstützungen Bestand haben, welche eine Menge Leute zu Beschäftigungen hinziehen, wo weder Vergehungen noch Krankheiten, noch Processe des Volks, bey aller Verdorbenheit, Schwächlichkeit und Streitsucht unsers Zeitalters hinreichend seyn dürften, ihnen Allen Brod zu sichern.

Vergleichungsweise ist Jena frey von dieser Art Freygebigkeit; denn die Fürsten, welche die Universität errichteten, waren jederzeit zu arm, um in diesem Sinne des Wortes Pflegeväter der Kirche seyn zu können. Die einzige milde Anstalt ist der Freytisch, welcher darin bestehet,

daß eine gewisse Anzahl Studenten Mittags- und Abendessen von der Universität an einer öffentlichen Tafel erhält; für alle übrigen Bedürfnisse müssen sie selbst sorgen, so gut sie können. Selbst der Tisch ist nicht durchgängig frey. Der Senat ist gewohnt, von Jedem, der es vermag, täglich einen Groschen, ungefähr acht Groschen für die Woche, einzutreiben, und fast die Hälfte der Anzahl entrichtet, wie man wissen will, diesen Beytrag. Die ganze Anzahl der Stellen beläuft sich auf hundert und funfzig, so daß auf diese Weise äußerst mildthätig für mehr denn ein Viertel aller Studenten gesorgt ist, welche sich auf der Universität befinden. Indessen hat das Ganze gegenwärtig eine andere Gestalt gewonnen. Die jungen Leute, welche natürlich den Gedanken nicht ertragen konnten, dadurch in den Augen ihrer Mitkameraden sich öffentlich herabzuwürdigen, und noch mehr, bey ihren Bekóstigungen des Mittags und Abends unter dem Zwange der academischen Inspection zu stehen, stützten sich auf ihre academische Freyheit. Ihre Mitbürger wollten sich nicht einmal so weit herablassen, mit ihnen zu fechten, und kein Hindu kann mehr Entsetzen über den Verlust seiner Kaste empfinden, als ein Bursche, wenn man ihn der Ehre für unwürdig erklärt,

ein Scandal zu begehen. Nicht selten entstand diese Zurückhaltung ihrer Obern aus einem rühmlichern Bewegungsgrunde. Sie wußten, daß wenn einer von diesen armen Burschen als Theilnehmer an einem Scandal entdeckt wurde, er leicht seine Stelle an dem Freytisch einbüßen konnte, und so schien es mehr eine Art von Delicatesse als Stolz zu seyn, daß sie jede Gelegenheit zum Streit mit ihnen zu vermeiden suchten. Aber für die Ritter an dem Freytische war dies eine der empfindlichsten Kränkungen; sie wollten durchaus nicht geschont seyn. Zu gleicher Zeit führten sie unaufhörlich Beschwerden über ihre Kost, und verklagten bey dem Prorektor den Fleischer, den Bäcker, den Koch und den Inspektor. Alle diese Umstände bewogen den Senat, vor vier Jahren diese Einrichtung abzuschaffen, und das Kapital zum Besten der Studenten auf einem andern Wege zu verwenden. Einem jeden ist ein verhältnißmäßiger Theil der Summe angewiesen, und es ist ihm erlaubt, zu essen, wo er will. Das Geld selbst bekommt er nicht in die Hände; denn es würde sogleich in Bier vertrunken werden; er wählt sich seinen Tisch in einem der zahlreichen Speisehäuser, und die Universität garantirt dem Wirthe den Betrag der Summe, zu welcher er berechtiget ist.

Die plötzliche Abnahme der Anzahl unter den Studirenden hatte ihren Grund in Kotzebue's Ermordung, und in der Meinung, die sich überall verbreitete, aber allerdings ungegründet war, daß die gesammte Jugend zu Jena mit den nämlichen Grundsätzen angesteckt sey, welche sie zu ähnlichen schrecklichen Handlungen verleiten könnte, wenn sie zu dem Grad von Weihe aufgeregt würden, wie es bey Kotzebue's Mörder der Fall war. Sand's ehemalige Mitschüler und Lehrer schildern ihn einmüthig als einen verschlossenen, mystischgesinnten Menschen, der sich sogar von den lärmenden Vergnügungen seiner Mitbrüder ausschloß. Aber schon längst hatten sich die Gewitterwolken über Jena zusammengethürmt; Jena war es gewesen, welches die Feyer auf der Wartburg angeordnet hatte, welche man offenbar als Rebellion betrachtete; Jena hatte die Burschenschaft aufgebracht; eine Anstalt von äußerst problematischer Tendenz, die darauf ausgieng, alle Studenten in Deutschland in einen organisirten Bund von den Küsten der Ostsee bis an den Fuß der Alpen zu vereinigen; unter den Professoren zu Jena waren periodische Blätter erschienen, welche allen Diplomatikern zu Frankfurt und Wien den Schlaf raubten. Ein vornehmer Russe gab eine Schrift

heraus, in welcher er die Nothwendigkeit bewies, die Universitäten einer strengern, gesetzlichen Verfassung zu unterwerfen, und bezeichnete Jena als den eigentlichen Brennpunct der revolutionären Grundsätze, welche die sämmtliche deutsche Jugend entflammt hätten. Sogleich kamen zween Bursche nach Weimar herüber, wo damals der Verfasser lebte, um den Philister, der sich so unberufen eingemischt hatte, zur Verantwortung zu ziehen, erhielten aber von ihm die merkwürdige Antwort, daß er einzig und allein seine Schrift nach den Ansichten seines Herrn, des Kaisers, verfaßt habe, und er eben so wenig dafür verantwortlich seyn könne, als ein Soldat, welcher einem höheren Befehle gemäß handele. Kotzebue's Ermordung, eines Mannes, dessen Todesart Deutschland weit nachtheiliger geworden ist, als alle seine knechtischen Schriften, gab unglücklicherweise einen zu guten Vorwand, um die strafbare Universität zu ruiniren. Jena wurde gleichsam in die Acht erklärt; einige Staaten verboten ihren Jünglingen ausdrücklich, daselbst zu studiren; überhaupt durfte man annehmen, daß diejenigen, welche gleichwohl dahin giengen, mit scheelen Blicken angesehen werden würden.

Wenn es unmöglich ist, einige Professoren davon frey zu sprechen, daß sie sich durch ihren Eifer

für politische Verbesserungen verleiten ließen, unvorsichtigerweise die Ausschweifungen ihrer Schüler zu begünstigen, so ist es doch gewiß, daß sie für ihre Unvorsichtigkeit hart genug büßen mußten; denn Alle haben einen empfindlichen Verlust durch die verminderte Anzahl der Studirenden erlitten. Ueberdies wurden sie mit Suspension, Entsetzung und Drohungen bestürmt. Fries, der Professor der Metaphysik, wohnte der Feyer auf der Wartburg bey, wo die Studenten einige der Knechtschaft geweihte Schriften verbrannten, und ward deshalb seines Amtes entlassen, in das er noch jetzt nicht eingesetzt worden ist. Der Unglücklichste, aber auch der Unbesonnenste unter allen war Dr. Oken, Professor der Naturgeschichte. Die gelehrte Welt giebt ihm das Zeugniß, daß er in seinen wissenschaftlichen Fächern eine sehr ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit besitzt. Sein Charakter ist nichts als Sanftmuth und Freundlichkeit; in seiner Unterhaltung vermeidet er geflissendlich Alles, was sich auf politische Gegenstände bezieht; er ist offenbar das, wofür ihn auch seine Collegen einstimmig erklären, der gelassenste, sanfteste und gefälligste Mann von der Welt. Auch er war auf der Wartburg zugegen, und erklärte sich, bey den verschiedenen und streitigen Meinun-

gen, welche in Deutschland in Hinsicht der innerlichen Freyheit entstanden, für die freyere Ansicht. Er war Herausgeber der Isis, einer periodischen Zeitschrift, die eigentlich nur Gegenstände der Physik betraf; aber nun fieng er an, sie politischen Untersuchungen zu widmen. Mehrere seiner Aeußerungen waren sehr bitter, und die Art, wie er sie vorbrachte, war noch empfindlicher als das, was er sagte. Hinsichtlich seines Lehrvortrags war er sicher der letzte auf der Universität, der sich in politische Angelegenheiten hätte mischen sollen; aber er that es unglücklicherweise auf eine reizbarere Art, als jeder Andere. Rußland, Oestreich, und wie man sagt, auch Preußen, drangen darauf, daß er als der gefährlichste Jacobiner entlassen werden sollte, der nur darauf ausgieng, eine Revolution im Innern der Universität zu erregen. Der Großherzog, welcher kein Freund von strengen Maasregeln ist, sträubte sich lange, einen so entscheidenden Schritt gegen einen Mann zu thun, der wegen seiner persönlichen Eigenschaften allgemein beliebt, und so sehr geachtet in Rücksicht seiner Gelehrsamkeit war; aber alles, was er gewinnen konnte, bestand darin, daß Dr. Oken die Wahl haben sollte, entweder sein Journal aufzugeben, oder seiner Stelle zu entsagen. Der Professor

weigerte sich, beides zu thun, und erklärte ganz richtig, daß ihm kein Gesetz bekannt sey, nach welchem sich eines mit dem andern nicht vertrüge. Sein Urtheil war entschieden. Im Juny 1819 ward er ohne weitere Untersuchung oder einen Ausspruch des Gerichtshofes, seines Amts entlassen. Die bestehende Commission des weimarischen Parlaments billigte sogleich die getroffenen Maasregeln, und es ist bereits erwähnt worden, daß, als die Frage nachgehends der ganzen Kammer zur Entscheidung vorgelegt wurde, der versammelte Verein einstimmig erklärte, daß die Absetzung ganz legal sey.

Es ist eigentlich unnöthig, zu sagen, daß das Unglück des Professors die Verehrung der Burschen gegen ihn vermehrte. Bey seiner Absetzung schenkten sie ihm einen silbernen Becher, den er mit rechtlichem Stolz, als Zierde auf seinen frugalen Tisch stellt, und welcher mit der Inschrift versehen ist: *Wermuth war Dir geboten; trinke Wein!* Ein Liebhaber der Naturgeschichte, in Weimar, hinterließ bey seinem Tode eine schätzbare Sammlung in- und ausländischer Insekten, die seine Wittwe zu verkaufen wünschte. Nicht sobald erfuhren die Studenten, daß Oken deshalb in Unterhandlung getreten war, als sie auf ihre

eigenen Kosten die ganze Sammlung an sich brachten, und ihn damit im Namen der Burschen beschenkten. Die Geduld und der Gleichmuth, womit er sein Mißgeschick ertragen hat, hat Jedermann ausgesöhnt. Die Isis, zurückgekommen von ihren politischen Verirrungen, ist wieder zur Naturgeschichte und Chemie, zum Vortheil ihres Verfassers und der Wissenschaften zurückgekehrt; und Alles vereiniget sich zu der Hoffnung, daß Dr. Oken bald wieder in die Stelle eingesetzt werden wird, die er so nützlich ausfüllte.

Luden, der Professor der Geschichte, würde wahrscheinlich ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn er nicht die Zeichen der Zeit genauer studirt, und noch zu rechter Zeit sich von dem Streite zurückgezogen hätte. Was sein Fach betrifft, so genießt er mit Recht den Ruf, daß er einer der besten Köpfe Deutschlands ist. Er besitzt eine nicht gemeine Gelehrsamkeit; er ist scharfsinnig, kräftig und beredt, hier und da unerträglich satyrisch, zuweilen auch hitzig und übereilt in seinen Meinungen, oder vielmehr in Vertheidigung derselben. Die Parthey, welche Luden unter ihren Verfechtern zählt, kann sicher seyn, daß ihr alle Waffen zu Gebote stehen, die Gelehrsamkeit, logische

Ordnung und Witz gewähren. Sein Auditorium war auf der Universität jederzeit eines der zahlreichsten; denn das Kraftvolle, welches in seinen Vorlesungen herrscht, bestehet nicht in trockener Erzählung geschichtlicher Ereignisse, welche jedermann selbst in einem Buche lesen kann, sondern in lichtvollen Darstellungen und Untersuchungen, die sich aus diesen Ereignissen ergeben, und die, wenn auch nicht immer richtig, doch jederzeit sinnreich waren. Er ist ein Verehrer von William Temple, dessen Lebensgeschichte er auch herausgegeben hat. „Verstehe ich" sagte er einst in seiner Vorlesung, „etwas von dem Geist der Geschichte, oder habe ich gelernt, über politische Verfassungen und politische Handlungsweise zu urtheilen, so habe ich es einzig und allein William Temple zu verdanken." Zu Anfange des Jahres 1814, als Deutschland seine vereinten Kräfte aufbot, sich des lang geduldeten Joches der französischen Herrschaft zu entledigen, begann Luden die Herausgabe seiner Nemesis. Wie schon dessen Name andeutet, so gieng der wichtige Zweck dieses Journals dahin, die allgemeine Theilnahme zu erwecken und lebendig zu erhalten, und wie man behauptet, glückte es damit wunderbar. Nach dem allgemeinen Frieden entstand eine innerliche

politische Reibung, und die Nemesis, welche nichts mehr mit Frankreich zu thun hatte, ward nun das Bollwerk, hinter welches sich Deutschlands Liberalen verschanzten. Die Gegenparthey fürchtete es mehr, wie jedes andere, sowohl wegen der eigenen Ansichten, die es entwickelte, als wegen des Ansehens, in welchem dessen Herausgeber stand, da es sehr wohl bekannt war, daß man ihm keine Chimären Schuld geben konnte, und er mit dem Gegenstande, welcher in seinem Journal zur Sprache kam, vollkommen vertraut sey. Auch gab es ihnen keinen schicklichen Vorwand zu Beschwerden, wie es unvorsichtigerweise in der Isis geschehen war, denn es ließ sich auf keine Persönlichkeit, oder sonst etwas ein, was erbittern konnte, oder die Andern schuldige Achtung verletzte. Es war keine Schrift für den großen Haufen; denn es enthielt nur nüchterne politische Untersuchungen, und gelehrte historische Erläuterungen, mit einer guten Portion Metaphysik verunstaltet, wie es alle deutsche Politiker zu thun pflegen. Wahrscheinlich waren es keine andere als diese Eigenschaften, welche den Sieg über die Nemesis gewiß machten, und Luden's unglückliche Kollision mit Kotzebue gab eine zu gute Gelegenheit, dem Herausgeber wenigstens Verdruß zu machen.

Ein Artikel in der Nemesis, welchen Luden selbst verfaßt hatte, und in welchem er eine Ansicht über den Zustand und die Staatsmaximen der europäischen Hauptmächte mittheilte, enthielt auch einige Bemerkungen über die innere Verwaltung und auswärtige Politik Rußlands — zwar nicht auf eine belobende Art, doch auch nichts weniger als beleidigend, oder achtungswidrig. Kotzebue beendigte gerade seinen zweiten Bericht an den Kaiser von Rußland über die Neuigkeiten der deutschen Literatur, als ihm diese Schrift zu Gesichte kam. Bereits in offener Fehde mit allen Universitäten und Professoren rückte er eine äußerst partheyische und ungünstige Nachricht davon in seinem Bulletin mit ein, worin er geflissentlich Alles unterdrückte, was achtungswerthes und rühmliches über Rußland gesagt war, jeden Umstand mit den gehässigsten Farben kritisirte, und das Ganze mit beißenden Bemerkungen begleitete, eben so beleidigend für das Publikum als den Privatcharakter des Verfassers. Kotzebue's Bericht war in französischer Sprache abgefaßt, und wurde von einer Person in Weimar abgeschrieben, ehe man ihn nach Petersburg schickte. Der Kopist war des Französischen nicht recht kundig, und da ihm manche Stellen nicht deutlich waren, so er-

suchte er seinen Nachbar, Dr. L —, sie ihm vorzulesen. Zufälligerweise gehörten diese Stellen mit zu denen, welche die heftigsten Ausfälle gegen Luden enthielten, von dem Dr. L — ein sehr vertrauter Freund war. Letzterer, befremdet über den Inhalt dieser Aeußerungen, vermochte den Kopist, ihm das Manuscript auf einige Stunden mitzugeben; schrieb sogleich Alles ab, was seinen Freund betraf, und sendete es unverzüglich nach Jena. Eine neue Nummer von der Nemesis war unter der Presse; Luden schickte sogleich den Auszug von Kotzebue's Bericht in die Druckerey mit einem sehr weitläuftigen und bittern Kommentar begleitet. Dieses Journal wurde in Weimar gedruckt; Kotzebue erfuhr — man hat niemals entdecken können, auf welchem Wege — daß ein Abschnitt aus seinem Bulletin, und noch dazu ein solcher, von dem er eben nicht wünschte, daß er in Deutschland bekannt würde, in der nächsten Nummer erscheinen sollte, und auf sein Ersuchen forderte der russische Resident, daß diese vermeintliche Verletzung des Privateigenthums verhindert werden sollte. Der Graf Edling, damals auswärtiger Minister, befahl sogleich Bertuch, mit dem Drucke dieser Nummer aus der Nemesis nicht weiter fortzufahren. Zufälligerweise aber war das Mehrste

schon abgedruckt, und da kein Verbot zu dessen Bekanntmachung vorhanden war, so schickte man die gedruckten Exemplare nach Jena zur Vertheilung. Kotzebue tobte; alle Nummern der Nemesis, welche den sträflichen Artikel enthielten, wurden weggenommen und confiszirt. Allein der Beschlag darauf war vergeblich, denn Oken machte die Nummer wieder in der Isis bekannt. Die Isis wurde gleichfalls weggenommen und confiszirt, und nun druckte Wieland sie wieder in seinem „Volksfreund" ab *). Auch dieses Journal ward weggenommen und confiszirt; aber ganz Deutschland richtete seine Aufmerksamkeit auf diesen Vorfall. Kotzebue, der seine Bösartigkeit verrathen, alle seine Versuche zur Unter-

*) Dies war der Sohn des berühmten Wieland. Er hatte einiges Talent, blieb sich aber nicht gleich. Sein „Volksfreund" wurde unterdrückt; nun suchte er die Schrift wieder unter dem Titel: „Freund der Fürsten" herzustellen — aber manche Fürsten wollten mit solchen Freunden nichts zu schaffen haben; nun gab er ihr den Namen: „Der Patriot," aber kein gedruckter Proteus kann einer wachsamen Polizey entgehen; und endlich starb Wieland gerade zu rechter Zeit, da er nicht mehr wußte, was er anfangen sollte.

drückung gescheitert sah, und nun der Gegenstand des allgemeinen Abscheues wurde, war auf's Aeußerste aufgebracht. In wohlgesetzten Ausdrücken erlaubte er sich Anzüglichkeiten gegen die weimarische Regierung, drohte dem ganzen Herzogthume mit der Rache des Selbstbeherrschers aller Reußen, und zog sich, schäumend vor Wuth, nach Mannheim zurück. Man erhob eine Criminal-Untersuchung gegen Luden; der Hof zu Weimar berichtete den Fall zur gerichtlichen Entscheidung an die Universität zu Leipzig, welche den Professor verurtheilte, entweder eine Geldstrafe zu entrichten, oder auf drey Monate in's Gefängniß zu gehen; aber auf seine Appellation an das Oberhofgericht zu Jena ward dies Urtheil annullirt. Nun war die Reihe an ihm, den Angriff zu thun. Er stellte eine Injurienklage gegen Kotzebue an, und der Hof zu Weimar, der entschlossen zu seyn schien, völliges Licht in der Sache zu erhalten, sendete die Acten an die juristische Facultät zu Würzburg. Diese verurtheilte Kotzebue, Alles, was er gegen Luden geschrieben hatte, als falsch und beleidigend zu widerrufen, und die Proceßkosten zu tragen. Der Fortgang, und noch mehr die gerichtliche Entscheidung dieser Angelegenheit konnte auf keinen Fall dem Hofe zu St. Petersburg angenehm

seyn, dessen Einfluß wegen Familienverhältnissen immer mächtig auf Weimar wirken muß. Ermüdet durch die beunruhigenden Folgen, welche mit einem solchen Streite verknüpft sind, die künftigen Anstrengungen der Polizey ahnend, die wenige Monate darauf eine Censur einführte, unter welcher er es seiner Würde entgegen hielt, den Proceß weiter fortzusetzen, auch in Besorgniß, daß ihn vielleicht ein ähnliches Schicksal treffen könnte, welches den Dr. Oken ereilet hatte, gab Professor Luden den ganzen Streit und die Nemesis zugleich auf.

Viertes Kapitel.

Weißenfels. Leipzig. Dresden.

Gott segne Sachsenland,
Wo fest die Treue stand
In Sturm und Nacht.
Sächsischer Nationalgesang.

Von Weimar aus erstreckt sich das Gebiet des Großherzogthums noch zwölf Meilen bis Norden, auf der großen Handelsstraße zwischen Frankfurt und Leipzig hin, bis es die südliche Gränze von Preußen erreicht, und zwar auf den Höhen des Eckartsbergs, eines Waldgebirges, zu dem sich das Land allmählig erhebt, und seit undenklichen Zeiten ein Jagdrevier des weimarischen Hauses. Die Cultur des Bodens, so wie die Bevölkerung ist hier weit geringer als in den südlichen Gegenden, weil das Land hügelig und kalt ist. Gemeiniglich liegen die Dörfer in der Tiefe, an irgend einem kleinen Flusse, und gewähren zwar ein ganz

ländliches Ansehen, verrathen aber häufig die größte Dürftigkeit. Man kann sich nicht genug wundern, wie die Leute im Stande sind, hier zu Lande die Steuern und Abgaben zu entrichten. Man kennt Gegenden, wo die Landleute ihre Abgaben in Naturalien lieferten, weil sie kein Geld auftreiben konnten. Man kann es einzig und allein einer unverbesserlichen Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten beymessen, daß das Landvolk immer noch gewohnt ist, seine Hütten mehrentheils von Holz zu erbauen, da es doch Steine genug giebt, das Feuerholz selten und kostbar ist, und Feuersbrünste häufig genug und äußerst zerstörend vorfallen. Ein Feuerwächter muß alle Nächte von dem alten Schloßthurm zu Weimar umherschauen, um sogleich Lärm zu machen, wenn er ein Feuer aufgehen sieht. Ich selbst sah ein Dorf von acht und vierzig Häusern in wenig Stunden in einen Aschenhaufen verwandelt, ausgenommen die Kirche, welche von Stein war. Wegen der Materialien, deren man sich gewöhnlich bey den Gebäuden und Dächern bedient, ist jeder Bauer nicht allein seinem, sondern auch dem Unglücke aller seiner Nachbarn ausgesetzt; denn fängt ein Haus im Dorfe Feuer, so ist immer Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wenige entrinnen werden. Gleich-

wohl wird der Bauer lieber Gefahr laufen, daß ihm das Haus des Jahres zweimal über dem Kopf wegbrennt, als daß er die Kosten zu dessen Versicherung daran wagen sollte. Bey der letzten Landtagssitzung wurde ein Plan zu einer Versicherungsanstalt vorgelegt, welche aber gezwungen seyn sollte. Allerdings klingt es sonderbar, das Volk erst zwingen zu müssen zu dem, was sein eigener Vortheil erheischt; allein ohne irgend einen öffentlichen Befehl bleibt der Mangel an Capital und Unternehmungsgeist immer ein hinreichendes Hinderniß für die Errichtung solcher Anstalten.

Zu Weißenfels, welches seinen Namen einer Reihe von steilen Anhöhen verdankt, deren Fuß von der Saale bespült wird, betrachtet der Fremde mit vieler Gleichgültigkeit in den Grüften des alten Schlosses die traurigen Särge der Fürsten, welche für ihn weiter kein Interesse haben, und verweilt mit Ehrfurcht in dem Gemache, wohin der blutige Leichnam von Gustav Adolph nach der Schlacht bey Lützen geschafft wurde. Eine Inschrift, welche das Ereigniß verkündet, macht unter andern auch bemerkbar, daß das Herz des Helden zehn Pfund und einige Unzen gewogen habe. Ein Theil von dem Fußboden war mit seinem Blute besprützt, und wurde lange Zeit

sorgfältig erhalten, bis die schwedischen Soldaten das Pflaster aufrissen, und mitnahmen. Noch jetzt wird der Fleck gewissenhaft gegen alle Reinigung gesichert, und behält, mit einem schlechten Tuche bedeckt, seine alte schmutzige Farbe.

Dr. Müllner, einer der berühmtesten jetzt lebenden dramatischen Schriftsteller Deutschlands, beehrt Weißenfels mit seinem Aufenthalt. Er ist Doktor der Rechte und zugleich Advocat, ein Fach, welches fast in allen Ländern Stoff genug zu Trauerspielen giebt; allein er verwickelt sich in so viele Streitigkeiten mit Nachbarn und Buchhändlern, daß man im Scherz von ihm behauptet hat, er sey sein eigener bester Client. Sicher besitzt er weit mehr dichterischen Geist, als irgend einer seiner jetzt lebenden Nebenbuhler, Göthen ausgenommen; aber mehrere seiner schönsten Stellen sind mehr lyrischer, als dramatischer Gattung. Sein Aeußeres verräth nicht den Geist, welcher in seinen Trauerspielen athmet. Er war noch gegen Mittag im Bette; denn er fängt seine dichterischen Arbeiten nicht eher als nach Mitternacht an. Er bringt die Stunden der Finsterniß mit den Damen des Parnassus zu, stört die ganze Nachbarschaft durch die Lebhaftigkeit, mit der er seine neuen Verse herdeclamirt, und begiebt sich spät

erst gegen Morgen zu Bette. Zerstreuung ist es nicht immer, was den Tag in Nacht verwandeln kann. Er spricht sehr gern von seinen eigenen Geisteswerken, und scheint von seinen Verdiensten sehr eingenommen zu seyn. Seine Laune ist mehrentheils außerordentlich trocken und sarkastisch. Göthe hatte ihm von Weimar aus eine Nummer von Blackwoods Magazin geschickt, in der sich eine Beurtheilung seiner Schuld nebst Proben einer Uebersetzung befanden. Er bildete sich ein, Blackwood sey der Name des Verfassers von dem Magazin, und schien mir auch nicht recht glauben zu wollen, als ich ihm versicherte, daß dieser gute Mann nichts mehr und nichts weniger sey als ein Buchhändler wie sein Freund Brockhaus in Leipzig. Er war ganz entzückt, als er erfuhr, daß wir Engländer mehr als eine Uebersetzung von der Leonore hätten; „denn" meinte er, „die Kläffer suchten zu beweisen, daß Bürger sie aus einer alten schottischen Ballade gestohlen habe." Auf diese Ehre können wir zwar keinen Anspruch machen; aber wahr ist es, daß manche Zunftgenossen des Herrn Dr. Müllner uns ohne Barmherzigkeit und ehrliche Anerkennung des fremden Verdienstes plündern. Man machte mich einst auf eine in der That vortreffliche Dichtung

aus den Werken Haugs, des Epigrammatisten, aufmerksam, zum Beweis, daß die eigentliche Ballade nicht mit Schillern ausgestorben sey. Es war aber nichts mehr und nichts weniger als eine Uebersetzung unserer herrlichen „Barbara Allan," welchen Namen Haug, wenn ich mich recht besinne, in Julie Klangen umgetauft hatte.

Haug hat zu viele Epigramme geschrieben, als daß sie alle von Werth seyn könnten. Den mehrsten fehlt es an Schärfe und Zartheit. So befinden sich auch darunter nicht weniger denn hundert auf die Bardolphus Nase eines Gastwirthes, der ihn beleidigt hatte. Eines seiner besten ist eine Art von Grabschrift auf eine vornehme und ihrer Galanterie wegen berühmte Dame, und man kann die Idee wirklich neu nennen:

Hier schlummert die wie Titus dachte,
Und täglich einen glücklich machte.

Von Weißenfels bis Leipzig erstreckt sich eine ununterbrochene Ebene. Bey Lützen führt die Straße über das Feld, wo Gustav und Wallenstein damals noch unbesiegt ihre Geschicklichkeit und Stärke an einander zum Ersten und Letztenmale ver-

suchten. Dicht an der Straße befindet sich die Stelle, wo Gustav unter vielfachen Wunden dahin sank, begraben unter einem Haufen Todter, welche sich über seinen Leichnam in dem furchtbaren Kampfe thürmten, der um denselben entstand. Eine Menge roher Steine, die in horizontaler Richtung, in Gestalt eines Kreuzes, in die Erde gelegt sind, bezeichnen die Stelle, und auf einem derselben sind in etwas groben Zügen die Worte eingehauen: „Gustaph Adolph, König der Schweden, fiel hier für Gewissensfreyheit.“ Eine unförmliche Masse, welche mitten aus dem Kreuze hervorragt, und seit jenem Tage der „Schwedenstein“ heißt, trägt bloß die Anfangsbuchstaben von des Monarchen Namen. Obgleich der Fleck im Felde und dicht an der Straße liegt, so hat er doch weder durch Pflug noch durch Rad gelitten. Irgend eine fromme Hand hat einige Pappeln ringsum gepflanzt, und im Kreise ein Paar Rasenbänke errichtet, damit hier der Wanderer weilen und der Erinnerung an die Thaten und das Schicksal dieses Helden und hochherzigen Monarchen einige Augenblicke widmen kann. Dieses einfache Denkmal auf seinem „Ehrenbette“ errichtet, erweckt ein lebhafteres Gefühl herzlicher Verehrung und Theilnahme, als viele Marmorsäulen, oder künst-

lich gehauene Urnen, — oder Denkbüsten — so stark sind die verwandten Vorstellungen, welche durch die Localität erregt werden können.

Unmittelbar über Lützen hinaus erhebt nach und nach das Königreich Sachsen „sein verringertes Haupt;" ein Theil Deutschlands, welcher in Hinsicht der Künste und feinen Lebensart sowohl, als auch der Industrie wohl von keinem andern übertroffen wird. Leipzig allein liefert von dem letztern einen vollkommenen Beweis. Der Banquier, der Kaufmann und Buchhändler werden bestimmt in derselben vieles antreffen, was ihrer Aufmerksamkeit werth ist; aber für den Reisenden, den obige Gegenstände nicht interessiren, enthält es, nach Frankfurt, wenig Neues. Für jeden andern Fremden wird eine Stadt, wie die eine oder die andere unendlich mehr Reize haben, als für einen Engländer; denn dem erstern gewährt es einen ungewohnten und einzigen Anblick, und hiervon schreibt sich die Bewunderung, mit welcher sie davon sprechen, und der Stolz, mit dem sie damit prahlen. Der Deutsche, der Russe, Pole, Oestreicher, Italiäner und Schweizer, ja selbst in hundert Fällen, der Franzose, — alle diese haben den Handel noch nie in einer so geschäftigen Lebendigkeit gesehen, als hier, und wer-

den ihn vielleicht auch nicht wieder in der Art erblicken; solche Lager von Ballen, solche Gebirge von Wollsäcken, solche Firmamente von Spiegeln, solche Schaaren von Lastträgern und Fuhrleuten sind für ihn eine neue Welt, und wenn sich der Reiz der Neuheit verloren hat, so beurtheilt er den Werth der Stadt nach seinen Geldgeschäften oder dem Vergnügen, welches er aufsucht. Mein Banquier sprach mit Entzücken von den Reizen eines Leipziger Kaffeehauses und Kegelschubs; während dem dagegen Herr —, ein sehr gebildeter Mann, seinem Herzen in bittern Klagen Luft über das harte Geschick machte, welches ihn zu diesem mercantilischen Pathmos verdammt hätte. Für einen Engländer wenigstens, welcher zunächst aus seinem Vaterlande, dem Kram- und Waarenlager des Weltalls, kommt, hat eine Stadt wie Leipzig durchaus nicht den Reiz der Neuheit, mit dem es für viele aus andern Ländern so überraschend und interessant ist. Nur einzelne Gruppen fesseln hier und da seine Aufmerksamkeit.

Leipzig kann sich zwar in Hinsicht des Prunks und des Geräuschvollen mit Frankfurt nicht messen, aber die Stadt nimmt sich weit besser aus, und ist auch schöner gebauet. Es herrscht hier überhaupt eine sonderbare Mischung von alten

und neuen Gebäuden, die gerade nicht unangenehm in's Auge fällt. In wenigen Städten wird man noch so viel Bildschnitzerey antreffen, welche die alte deutsche Bauart auszeichnet, verbunden mit einem so stattlichen Ansehen. Das Ganze trägt das Gepräge von einer Behaglichkeit und Solidität, die sich vortrefflich zu den Beschäftigungen und der Denkungsart der Einwohner schickt. Manche Gewölbe könnten sogar in London Aufsehen machen, aber solche sind mehrentheils mit englischen Waaren angefüllt, und die meisten von denen, welche sie besuchen, affektiren eine besondere Vorliebe für alles, was englisch heißt. Der Flitterstaat, der besonders bey uns in Bond Street bemerklich ist, liegt hier in den Comtoiren und hinter den Zahltischen auf eine weit übertriebenere Art zur Schau, als bey uns zu Lande. Die nüchternen Einwohner, welche unsere Nachahmungsshawls recht gut kennen, nennen diese jungen Landsleute englisirende Herrn. Frankfurt indessen zeichnet sich in allen Umgebungen der Stadt ohne Vergleich weit vortheilhafter aus. Die flache, sehr gut angebauete, einförmige Gegend um Leipzig, arm an Schönheiten der Natur, aber desto reicher an historischen Erinnerungen, befriediget die Lebensbedürfnisse zwar reichlich und überflüssig, bietet aber dagegen

nichts an, was dem Geschmack der Bürger genügen könnte. Das Feld, wo Gustav Rache an dem grausamen Tilly wegen Magdeburg nahm — das Feld, wo er selbst fiel — das Feld endlich, wo in unsern Tagen Deutschland vereint seine Ketten an des Unterdrückers Haupt zerbrach, alles dies umgiebt diesen friedlichen Handelsplatz. Leipzig hat in seiner Nähe ungleich mehr Blut vergießen, und mehr Handelsgüter als Quellen seines Wohlstandes durch die Straßen führen sehen, als irgend eine Stadt in Deutschland.

An manchen Stellen findet man noch deutliche Spuren von dem hartnäckigen Kampf, welcher Statt fand, als die Alliirten in der Hitze des Sieges mit Gewalt in die Stadt drangen. In den Hauptstraßen der Vorstadt, wo die wüthenden Preußen vorrückten, regnete es Schüsse genug auf die Häuser. Die Einwohner, weit entfernt, diese Denkzeichen der Völkerschlacht, wie sie es nennen, in Vergessenheit kommen lassen zu wollen, haben die angeprallten Kanonenkugeln sorgfältig eingemauert. Auf ähnliche Art wurde eine, welche sogar die Kirche gerade über der Thüre getroffen hatte, aufbewahrt, und mit einer Inschrift umgeben, welche der Stadt mehr in Hinsicht des frommen Sinnes als des dichterischen

Werthes Ehre macht. Die Elster, welche zum Theil durch die Vorstädte fließt, und die gänzliche Zerstörung der französischen Armee verursachte, ist eigentlich nur ein Graben zu nennen, und weder ein tiefer noch breiter Fluß. Da, wo er Herrn Reichenbachs Garten bespült, nahm er den Fürsten Poniatowsky auf, welcher, bereits verwundet, durch den Garten zu retiriren suchte, als alles verloren war, und mit seinem gleichfalls verwundeten Pferde in diesem, wirklich unschädlichen und unbedeutenden Fluß versank. Ein schlichter Stein bezeichnet den Ort, wo sein Leichnam gefunden wurde, und in dem Garten selbst hat das Wohlwollen eines Privatmannes dem Andenken des polnischen Generals ein Grabmal errichtet.

Auf dem Kirchhofe, einem der ansehnlichsten aber auch häßlichsten in Europa, wo das merkwürdigste Grab unstreitig dasjenige Gellerts, des frommen Vaters der deutschen Literatur ist, bemerkte ich unter andern ein altes Grabmal, welches äußerst charakteristisch den herrschenden Geist des Ortes bezeichnet, aber viel zu sonderbar sich ausnimmt, als daß es Nachahmung verdiente, obgleich der Verfertiger zu seiner Zeit es ohne Zweifel für eine sehr witzige Erfindung hielt,

Frömmigkeit und Wechselgeschäfte in Vereinigung zu bringen. Es ist in Gestalt eines Wechselbriefes für eine bestimmte Anzahl von Freuden des Himmels abgefaßt, gezogen auf den Messias, und von demselben auch zu Gunsten des Kaufmanns acceptirt, welcher unter demselben begraben liegt; und im Himmel am Tage des Gerichts zahlbar.

Jeder Bürger Leipzigs macht viel Wesens von der Nicolaikirche und den darin befindlichen Gemälden, als einem rühmlichen Beweis von dem guten Geschmack, welchen diese Handelsstadt auch in Hinsicht der Kunst besitzt, und von der Freygebigkeit, mit welcher sie dieselbe unterstützt. Die Kirche hat das sonderbare Verdienst, in Gestalt eines Vierecks aufgeführt zu seyn, eine Veränderung, über die sich noch viel sagen ließ. Die korinthischen Säulen, welche das Schiff von dem Chorgange scheiden, nehmen sich ganz leidlich aus; allein der unwissende, oder fantastische Architekt hat die Hauptgesimse in unförmliche Büschel von Palmblättern eingehüllt; in der That ein trauriger Stellvertreter des Acanthus. Er scheint einige Idee im Kopfe gehabt zu haben, daß es den Anschein haben sollte, als ruhe das Dach auf Palmbäumen. Ueberhaupt ist es schwer, über architektonische Schönheit im Innern einer prote-

stantischen Kirche urtheilen zu wollen, die vollkommen für ihren Zweck tauglich eingerichtet heißen soll; denn die Ordnung, welche der protestantische Gottesdienst erfordert, oder die man bey demselben für nothwendig erachtet, verhindert häufig genug die Wirkungen der architektonischen Schönheit. Die Gänge z. B. nehmen den Säulen, welche sie von einander trennen, alle Schönheit, und hier trifft man eine doppelte Reihe derselben an. Santa Maria Maggiore und San Paolo fuori delle Mura (so lange sie noch stand) zeichnen sich gewiß durch den edelsten Styl, hinsichtlich der Baukunst, in ganz Europa aus; wie schlecht würden sie sich aber ausnehmen, wenn ihre Säulen durch zu viele Gänge verunstaltet würden.

Das Altarstück in dieser Kirche, so wie die vielen Gemälde, welche Schilderungen aus der Bibel darstellen, und die Wände des Chors zieren, sind sämmtlich von dem Pinsel Oesers, eines Künstlers aus dem vorigen Jahrhundert, welcher zu seiner Zeit in einem Rufe stand, den die Nicolaikirche auf keine Weise rechtfertigt. Wenigstens kommt es dem ungeübten Auge so vor, als ob es seinen Werken an Ausdruck, Effekt und gehöriger Abwechslung in der Gruppirung fehle, und daß sie, so zu sagen, an einem matten, gehaltlosen Co-

lorit kränkeln. Die neuern deutschen Maler haben fast durchgängig das Fach hintangesetzt, in welchem die alten Künstler ihres Vaterlandes Werke lieferten, die jetzt noch die Bewunderung der Nachwelt erregen; Schottland scheint nun in dieser Hinsicht den Vorzug zu behaupten. Sie geben sich alle Mühe, sich, wie man es nennt, nach italienischen Meistern zu bilden, und arten in blinde Nachbeter aus, welche die Welt mit ewigen Wiederholungen von Madonnen und Heiligen-Familien überhäufen.

So wie Frankfurt den Alleinhandel in Wein sich anmaßt, so sucht sich Leipzig das Monopolium im Buchhandel zu eigen zu machen. Hier ist es, wo jeder deutscher Schriftsteller (und nirgends ist die Anzahl derselben größer) die Erzeugnisse seines Geistes zu Tage zu fördern sucht, und dies einzig und allein in der Ostermesse. Er wird alle seine Kräfte aufbieten, daß sein Werk fertig wird, um es in dieser wichtigen Periode erscheinen zu lassen, wo die ganze Brüderschaft vom Rheine bis zur Weichsel in der Geburtsarbeit begriffen ist. Wie weit auch das liebe Kind in der Reife vorgerückt seyn mag, die Zeit, wenn es geboren werden soll, ist in dem Kalender bestimmt. Wer diesen glücklichen Augenblick einmal verpaßt hat, der trägt geduldig seine Bürde zwölf Monate länger, bis zur

nächsten Ankunft der schriftstellerischen Lucina. Die Ursache von dieser periodischen Niederkunft zu Leipzig besteht nicht einzig und allein in dem Umstande, wie man oft vermuthet hat, weil alle, oder doch die meisten Bücher daselbst gedruckt werden; denn Leipzig hat nur seine bestimmte Anzahl von Druckern und Verlegern; sie beruht mehr auf der Art und Weise, wie dieser Handelszweig in Deutschland betrieben wird. Jeder Buchhändler von einiger Bedeutung durch alle Bundesstaaten hat einen Agenten oder Commissionär in Leipzig. Wünscht er nun Bücher zu haben, welche ein Anderer herausgegeben hat, so wendet er sich nicht geradezu an den Verleger selbst, sondern an seinen eigenen Commissionär in Leipzig. Dies ist noch nicht genug; denn Letzterer, er mag nun beauftragt seyn, dem Andern Bücher zu senden, welche sein Principal im Verlag hat, oder für denselben Bücher zu besorgen, welche bey einem Andern herausgekommen sind, wendet sich nicht geradezu an die Person, von welcher er kaufen, oder an welche er verkaufen will, sondern besorgt Alles durch seinen Leipziger Agenten. Der Verleger erhält den Auftrag, so wie der Käufer die Bücher aus der dritten Hand. Auf diese Art kann Leipzig für den Mittelpunkt des ganzen Buchhandels von Deutschland angesehen

werden. Wo auch die Bücher gedruckt seyn mögen, hier ist es, wo sie erhalten werden können; hier ist der Ort, wo sie in Umlauf gebracht werden. Eine solche Einrichtung, ob sie gleich vier Personen bey jedem Absatz anstatt zwey derselben beschäftigt, ist eigentlich nur für Leipzig selbst vortheilhaft; aber die Erfahrung, daß sie sich bereits zweyhundert Jahre lang erhalten hat, und gegenwärtig noch in gutem Gange ist, scheint dafür zu sprechen, daß sie auch für den Handel überhaupt als ersprießlich anerkannt worden ist. Leicht können Mißbräuche in öffentlichen Anstalten Jahrhunderte lang fortdauern; aber selten ist es, daß solche unzweckmäßige Einrichtungen, welche einen so starken Einfluß auf das Creditbuch einer Person am Ende des Jahres haben, sich so lange erhalten. Ueberdies sind die deutschen Buchhändler nicht weniger auf ihren Vortheil bedacht, wie jeder andere ehrliche Mann bey seinem ehrlichen Gewerbe. Sie rechnen sogar unter die Vortheile, welche ihnen dies System gewährt, auch die Sicherheit, mit der sie einen Handelsartikel übernehmen. Läßt sich ein Buchhändler in Berlin Bücher aus Wien, Strasburg, München, Stuttgard und mehrern andern Plätzen verschreiben, so werden sie sämmtlich seinem Leipziger Agenten anvertraut, welcher

sie dann weit vortheilhafter absetzt, als wenn jede Abtheilung besonders und geradezu nach Berlin gesendet worden wäre.

Bis zu der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts waren Verleger, im eigentlichen Sinne des Wortes, noch ganz unbekannt; Johann Otto, geboren zu Nürnberg im Jahre 1510, soll einer der Ersten gewesen seyn, wie die Geschichte erzählt, welcher um das Verlagsrecht handelte, ob er gleich nicht selbst Buchdrucker war. Einige Jahre später machten sich zu Leipzig zwey ordentliche Händler in diesem Fache ansässig, wo die Universität, die bereits in großem Rufe stand, Nachfrage nach Büchern von der Zeit an veranlaßte, da die Buchdruckerkunst vom Rheine her sich weggezogen hatte. Zu Ende jenes Jahrhunderts ward die Buchhändlermesse errichtet. Sie hatte einen so schnellen Fortgang, daß im Jahre 1600 der erste Ostercatalog erschien, welcher seitdem jährlich fortgesetzt wird. Er liefert nun alljährlich in einem starken Octavbande eine Sammlung von neuen Büchern und Ausgaben, von der ganz Europa nichts ähnliches aufzuweisen hat. Das schriftstellerische Publicum ist in jeder Hinsicht viel zu groß für das lesende. In der Messe strömen alle Handelsgenossen in Leipzig zusammen, nicht allein aus allen

Gegenden Deutschlands, sondern auch aus jedem Gebiete von Europa, wo deutsche Bücher gekauft werden, in der Absicht, sich gegenseitig mit einander zu berechnen, und die Ernte des Jahres zu untersuchen. Die Anzahl derselben beläuft sich jedesmal auf mehrere Hunderte, und sie haben auch eine eigene Börse errichtet.

Gleichwohl hat ein deutscher Verleger bey weitem nicht so viel Glück, sich einen ansehnlichen Gewinn zu sichern, und ein deutscher Schriftsteller hat weit weniger Aussichten, sein Manuscript vortheilhaft an den Mann zu bringen, als diese Personen in andern Ländern, welche Geisteswerke nach ihrem wahren Werthe zu würdigen wissen. Eine Pest, die Nachdruckerey, hat sich hier eingeschlichen, welche an der Lebenskraft des armen Schriftstellers nagt, und auch dem unternehmendsten Buchhändler alle Kräfte lähmt. Jeder Bundesstaat hat sein eigenes Gesetz in Hinsicht des Verlagsrechts, und ein Schriftsteller ist gegen den Diebstahl nur in dem Staate gesichert, wo er drucken läßt. Allein er schreibt für Alle; denn Alle reden die nämliche Sprache. Hat das Buch irgend einen Werth, so wird es sogleich in einem benachbarten Staate nachgedruckt, und da der Nachdrucker nichts für das Verlagsrecht bezahlt,

so ist es natürlich, daß er weit wohlfeiler verkaufen kann, als der rechtmäßige Verleger. Ob sich gleich Würtemberg rühmen kann, in Cotta einen der rechtlichsten und unternehmendsten Buchhändler zu besitzen, so hat es sich doch als ein Nest besonders bekannt gemacht, wo diese Raubvögel nisten. Es giebt mehrere Buchhändler, welche fast keinen andern Handelszweig treiben, als eben diesen schändlichen. Sobald ein Buch erscheint, das guten Absatz verspricht, sobald kündigen sie auch eine wohlfeilere Ausgabe an, die den rechtmäßigen Eigenthümer zurücksetzt, und am Ende bleibt dem Verleger nichts übrig, als den spitzbübischen Nachdrucker durch jede Summe zu gewinnen, die nur seine Habsucht fordern dürfte. Das schlimmste ist, daß Schriftsteller darunter leiden, welche am berühmtesten sind. Der Nachdrucker läßt sich durchaus auf Nichts ein, wovon er nicht bereits versichert ist, daß es Käufer finden werde. Gewissenhaft wird das Recht beobachtet, welches bey unverkäuflichen Büchern statt findet; der ehrliche Verleger wird durchaus nicht in seinen unglücklichen Speculationen gestört; aber, wenn er glücklich genug gewesen ist, sich ein geistvolles oder nützliches Werk zuzueignen, so tritt ihm sogleich der räuberische Nachdrucker feindselig in den

Weg. Nicht alle Staaten trifft dieser Vorwurf ohne Unterschied. So viel ich weiß, hat sich Preußen sehr edelmüthig als Beschützer der Gerechtsame eines jeden deutschen Buchhändlers bewiesen. Gerade einige der unbedeutendsten Länder gehören zu denen, welche in dieser Hinsicht die mehresten Besorgnisse erregen; denn der Nachdruck kann überall, in dem kleinsten sowohl, als in dem größten Staate getrieben werden. Der Buchhändler, welcher Reinhard's Predigten verlegte, ward von einem Nachdrucker beeinträchtiget, der die Erscheinung eben dieses Werkes zu Reutlingen im Würtembergischen ankündigte. Der Räuber forderte vierzehntausend Gulden für den Abtritt. Der Verleger glaubte, daß eine so ungeheure Forderung ihn berechtige, deshalb bey der Regierung Beschwerde zu führen; aber Alles, was er erlangen konnte, war dies, daß die Summe auf 6000 Thaler herabgesetzt wurde.

Ein solches System vernichtet völlig den Werth literarischer Arbeiten. Kein Buchhändler kann sich dazu verstehen, einen höhern Preis für ein Manuscript zu bieten, bey welchem, wenn es schlecht geht, der Verlust auf seiner Seite ist, und, wenn es Abgang findet, immer noch die Frage bleibt, ob er etwas gewinnen wird. Von

dem Werthe, den er außerdem geneigt seyn dürfte auf das Verlagsrecht zu setzen, muß er jederzeit die Summe abziehen, die er darauf zu wenden gezwungen ist, um die Nachdrucker zu beschwichtigen, oder er muß den Werth nach dem sehr mäßigen Absatz berechnen, den er wahrscheinlich haben dürfte. Nach welcher Taxe würde Murray den Lord Byron, oder Constable das Manuscript der Romane von Walter Scott honoriren, wenn die Verfassung den Einen bloß in der Grafschaft Middlesex, den Andern hingegen nur in dem Gebiete von Edinburg sicherte? Daher kommt es, daß deutsche Schriftsteller, so fleißig sie auch immer seyn mögen, doch unter Allen, welche sich aufs Schreiben legen, am schlechtesten belohnt werden. Man versicherte mir, Göthe habe für einige seiner Werke ungefähr einen Louisd'or für den Bogen erhalten, und es bleibt ausgemacht, daß er sich dadurch eine ansehnliche Summe erworben hat; allein eben so oft hörte ich dies als etwas ganz unglaubliches bezweifeln. Bürger bestimmt in seiner launigen Epistel an Göcking den Werth einer dichterischen Arbeit auf 6 Thaler für den Bogen, den aus der Rechtsgelehrsamkeit und Medizin hingegen auf einen Thaler und sechszehn Groschen.

In gewisser Hinsicht muß man die Schuld von allem diesen auch auf das ungefällige Aeußere des gewöhnlichen deutschen Druckes, das schlechte durchdringende Papier und die abgenutzten Lettern schieben. Ganz natürlich wird der Verleger, oder der Verfasser, welcher ein Werk auf seine eigenen Kosten herausgiebt, bey einer so bedenklichen Speculation ein so geringes Capital als möglich risquiren. Außerdem erheischt es sein eigener Vortheil, um jeder Versuchung zum Nachdruck vorzubeugen, daß er seine Ausgabe so wohlfeil als nur immer möglich veranstaltet. Dieses Verfahren hat seine Wirkung nicht verfehlt, zumal wenn man sich die Menge der Abnehmer auf dem Wege der Subscription versichert, wie es selbst von den berühmtesten und beliebtesten Schriftstellern geschehen ist. So gab Klopstock, als sein Messias ihn berühmt gemacht hatte, alle seine Werke auf diese Art heraus. Keinem Verleger hat es wohl besser geglückt als Cotta, und kein deutscher Schriftsteller ist besser honorirt worden als Göthe, und dennoch enthält die letzte Tübinger Ausgabe von Göthen ein ansehnliches Subscribentenverzeichniß. Was würden wir dazu sagen, wenn Byron, oder Campbell, oder Scott, oder Moore ein neues Gedicht auf Subscription herausgeben wollten?

Herr Brockhaus*) wird für einen der thätigsten, und folglich auch der ersten Buchhändler in Deutschland gehalten. Ueberdies ist er selbst Schriftsteller, der nicht selten über vermischte, besonders politische Gegenstände seine eigenen Bemerkungen liefert. Man will behaupten, daß er besonders mit einem Werke sein Glück gemacht habe, dessen Unternehmen er wagte, nämlich mit dem Conversations-Lexion, einer sehr compendiösen Encyclopädie. Der größte Fehler bey diesem Buche ist der Mangel an gehöriger Auswahl; Personen, die sich einen unsterblichen Ruhm erworben haben, oder Gegenstände, welche jederzeit ihr Interesse behalten werden, sind entweder sehr kurz abgefertiget, oder ganz und gar ausgelassen, einzig und allein in der Absicht, um Männern und Gegenständen Platz zu machen, die sich nur einer örtlichen und vorübergehenden Theilnahme erfreuen. Selbst eine Britannica mit einem Supplement sollte nicht die Blätter desselben über Gemeinplätze verderben, und einzig und allein der Fünftelsaft aus der menschlichen Gelehrsamkeit und Biographie dürfte es verdienen, in eine Encyclopädie von zehn Octavbänden aufgenommen werden. Inzwischen hat dieses Werk

*) Starb den 20 Aug. 1823.

einen sehr ausgebreiteten Absatz, und macht oft bey einer Person aus dem Mittelstande die einzige Bibliothek aus. Wahrscheinlich würde es noch mehr Gewinn gebracht haben, wenn die Verfasser, unter denen sich die berühmtesten Namen Deutschlands befinden, mehr Rücksicht auf die politischen Grundsätze der vornehmsten Höfe genommen hätten. Die zahlreichen politischen Artikel, die sich nicht bloß auf Gegenstände im Allgemeinen, sondern auch auf neuere Ereignisse, wichtige sowohl als unwichtige, beziehen, sind aber liberal abgefaßt, gemäßigt, gründlich und ohne die schuldige Achtung zu verletzen, doch immer noch hinweisend auf das Eigenthümliche der politischen Veränderungen. In dem russischen Reiche ward die Einführung dieses Werkes nur in Gestalt einer editio castigata erlaubt. Und selbst in diesem verbesserten Zustande ward dieses Werk als verdächtig, wo nicht gar als ein wahres Gift endlich durchaus verboten.

Brockhaus ist unstreitig einer der freysinnigsten Buchhändler Deutschlands. Er scheut keine Verantwortlichkeit, und steht in beständiger Verbindung mit allen Zeitungsschreibern und Verfassern fliegender Blätter. Sein Zeitgenosse war ein Journal, bloß für politische Gegenstände be-

stimmt. Es enthielt nicht selten Uebersetzungen der vorzüglichsten politischen Artikel aus dem Edinburgh Review, die nachgehends wieder nachgedruckt wurden und als Pamphlets circulirten. Der Hermes, eine Zeitschrift, welche vierteljährlich erscheint, hat die nämliche Einrichtung, und ähnelt sowohl seinem Aeußern als auch Inhalte nach, einem unserer berühmtesten Journale. Im Jahr 1821 ward eine Wochenzeitung, die er unter dem Titel das Conversations-Wochenblatt, herausgab, in Berlin verboten, und nachgehends erachtete man es sogar nothwendig, eine besondere Censur zu errichten, die keinen andern Zweck hatte, als Brockhaus Schriften zu censiren und die Erlaubniß zum Drucke derselben zu bestimmen. Jedoch ward das Verbot bald aufgehoben, und wie ich vermuthe (denn ich verließ Berlin kurz vorher,) wird auch die besondere Censureinrichtung nicht lange gedauert haben. Brockhaus selbst zog sich mit eben so viel Gewandheit als Glück aus aller Verlegenheit in politischer Hinsicht, und zieht fortwährend auf alle Despoten und Nachdrucker los.

Ueber Leipzig hinaus passirt man die Mulde, einen unbedeutenden Fluß, vermittelst einer Fähre, und noch dazu auf der Landstraße, welche von Leipzig nach Dresden, Böhmen, Schlesien und

Oestreich führt. Diese äußerst unbequeme Einrichtung will sich nicht gut entschuldigen lassen. Die Mulde ist in Vergleich der Elbe ein unbedeutender Strom, und auch den Ueberschwemmungen weit weniger als diese ausgesetzt; gleichwohl fand man keine Schwierigkeit, sogar steinerne Brücken über die Elbe zu bauen. Auf einer ähnlichen, welche dauerhaft, aber etwas plump in der Bauart ist, kommt man bey Meißen über den Fluß, und ob man gleich noch einige Meilen von Dresden entfernt ist, so befindet man sich doch schon in der Gegend, welche wegen ihrer Mischung der romantischen Natur mit der üppigsten höchsten Cultur, die sich nur denken läßt, Dresden den Ruf gesichert hat, daß seine Umgebungen weit reizender sind, als die bey irgend einer andern Hauptstadt Europa's. Die ganze Straße nach der Stadt zu, zieht sich an der Elbe hin, die ihren majestätischen Strom zwischen Ufern windet, welche ein ganz entgegengesetztes Aeußere haben. Das linke Ufer erhebt sich gäh, felsig, waldig und höchst malerisch; das rechte hingegen steigt sanfter in lachende und grüne Anhöhen, deren Abhang nach dem Flusse zu mit Weinbergen bedeckt ist. Bey allen diesen Naturschönheiten bleibt doch die Elbe hinter dem Rhein zurück, aber auch nur

hinter diesem; auch wird man am Rheine keine Stadt bemerken, wo der Genuß, den der reizende Anblick der Natur gewährt, noch erhöht wird durch die Freuden des gesellschaftlichen Lebens und die in ihrer Art einzigen Kunstproducte. So viel Rühmliches auch ein Fremder von Dresden gehört haben mag, so wird er gewiß nicht in seinen Erwartungen getäuscht, wenn er sich von dieser Seite der Stadt nähert. Aus dem üppigen und malerischen Theater der Natur sieht er sich auf einmal unter Palläste versetzt, kommt über die Elbe aus der Neustadt in die Altstadt auf einer herrlichen Brücke, die einem Engländer den erfreulichsten Anblick gewährt, wird plötzlich durch die prächtig gebaute und äußerst imponirende katholische Kirche überrascht, und wendet sich von da aus nach dem königlichen Pallast. Die ehemaligen hohen Wälle sind nun in geräumige Spaziergänge längs dem Flusse hin verwandelt worden, wo unzähliche lachende Gruppen den Schauplatz oder das Dunkel erheitern. Das lustige Getümmel dahinrollender Equipagen, das Gewühl der Fußgänger, die unverkennbare Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit, welche man bey dem Volke bemerkt, Alles macht den vortheilhaftesten Eindruck von diesem „deutschen Florenz.“ Es kann nicht geläugnet werden, daß

man oft zu freygebig ist mit solchen bildlichen Ausdrücken für die Vergleichung; aber obgleich der Deutsche, er mag ein Bewohner der nördlichen oder der südlichen Gegenden seyn, sich immer himmelweit von dem Italiäner unterscheiden wird; obgleich der wolkenlose blaue Himmel, welcher über dem Arno glüht, weit beständiger ist als die Sonne, welche ihre Strahlen auf die Elbe herabwirft, und obgleich Sachsens Residenzstadt keine mediceische Venus besitzt, oder Maler- und Zeichen-Academien errichtet hat, welche die Bewunderung der Welt erregen, so kann man doch mit Wahrheit behaupten, daß Dresden in Hinsicht seiner Naturschönheiten, der Denkungsart seiner Einwohner und deren Liebe für die Künste, so wie ihrer Aufopferungen für dieselben, für Deutschland das sey, was Florenz für Italien ist.

Die Stadt wird durch die Elbe getrennt. Anfangs stand sie ganz auf dem linken Ufer. Dieser Theil ist unstreitig noch der größte und auffallendste, so wie um des Umstandes willen, daß sich in ihm der Pallast befindet, derjenige, den die Mode am meisten vorzieht. Im Ganzen genommen ist die Bauart einfach streng, und folglich, wenn ein richtiges Ebenmaas statt findet, imponirend. Man bemerkt bald, daß die sächsischen Edelleute bey

Errichtung ihrer Palläste bloß auf Bequemlichkeit und Dauer bedacht waren, keineswegs aber auf Säulengänge und luftige Balcone. Die Häuser sind hoch, die Straßen aber enge, wie es bey allen alten Städten in dieser Gegend des festen Landes gewöhnlich ist; einige Hauptstraßen hingegen haben eine ansehnliche Breite, und sind auf beiden Seiten mit sehr stattlichen, jedoch ganz prunklosen Gebäuden versehen. In der ganzen Stadt wird man nicht einen viereckigen Platz, was man eigentlich darunter versteht, finden, ausgenommen zwey ungeheure Marktplätze, von denen der Altmarkt einen schönen Beweis von der gewöhnlichen modischen Bauart Deutschlands liefert, und der auch gegen den Hof in Wien nichts bey dem Vergleich verliert. Gleichwohl hat sich hier, wie überall seit einigen Jahren ein Geschmack an kleinlichen Zierathen eingeschlichen, welcher in jedem Betracht weit unter der edlen Einfachheit der Vorfahren steht; man ergötzt sich an viereckigen Säulen und Pfeilern, an Betäfelungen und Zierathen an den Gesimsen, auch da, wo gar kein schicklicher Raum für sie vorhanden ist, und sie, falls derselbe nicht mangelt, doch gar nicht schön sich ausnehmen. Wie oft sehen wir nicht selbst in unsern Städten, obgleich in den südlichen Gegenden öffentliche Ge-

bäude äußerst geschmackvoll aufgeführt werden, und auch in den nördlichen ein gleicher Sinn dafür sich zu regen scheint, daß der Käsehändler seine Waaren stattlich um die dorischen Säulen — wie ich glaube, daß sie heißen — legt, oder daß Speckseiten stolz von den Spitzen jonischer Säulen herabhängen.

Weit freyer nimmt sich die Neustadt, auf dem entgegengesetzten Ufer der Elbe aus; denn als sie gebauet wurde, fieng man bereits an, die Anhänglichkeit an enge Straßen aufzugeben; jedoch ist die Bauart daselbst weit gemeiner, wie es wenigstens dem Auge so vorkommt, denn da wenige Personen aus der vornehmen Welt hieher über die Elbe gewandert sind, so wechseln die stattlichen Gebäude nicht so häufig ab, wie es dort der Fall ist. Gleichwohl kann die Hauptstraße, welche in gerader Linie von der Brücke ausgeht, für die schönste in Dresden gelten. Wäre für bessere Anlagen daselbst gesorgt, so würde sie in mehr als einer Hinsicht mit den Linden Berlins wetteifern können.

Die Brücke, welche beide Theile der Stadt vereiniget, und über den Strom auf eilf schönen Bogen hinläuft, ist eines der vorzüglichsten Kunstwerke der Art in Deutschland. Was die Sym-

metrie und Eleganz der Architektur betrifft, so kann sie freylich nicht mit mehreren Brücken Frankreichs, oder mit einigen in Italien wetteifern; aber jene Ströme, über welche sie angelegt sind, erscheinen mehr als Gräben, wenn man sie mit dem majestätischen Flusse vergleicht, welcher sich unter den Mauern von Dresden ergießt. Auch nicht eine einzige steinerne Brücke wird man am Rheine finden; von da an, wo er den Bodensee verläßt, bis in die Gegend, wo er sich unter den Ebenen Hollands scheidet *). Die Donau bey Regensburg ist ein weit lenksamerer Strom als die Elbe, und gleichwohl ist die Regensburger Brücke häßlich, ungleich, ja sogar ganz unförmlich und krüppelicht. Die guten Wiener, weit entfernt, den Versuch zu machen, und eine steinerne Brücke über die Donau in der Gegend zu bauen, wo er der Hauptstadt näher ist, rühmten es als einen beyspiellosen Triumph der Kunst, als sie vor einigen Jahren eine hölzerne Brücke auf steinernen Brückenpfeilern über einen kleinen Zweig

*) Ich kann mich nicht genau erinnern, ob die Rheinbrücke bey Lauffenburg zwischen Schaffhausen und Basel von Holz oder Stein ist; jedoch kann man auf jeden Fall dem Flusse unendlich leichter durch eine Brücke begegnen, als der Elbe bey Dresden.

des Hauptstroms, welcher die Mauern bespült, baueten. Die Brücken an der Oder bey Frankfurt und Breslau, so wie die an der Weichsel bey Crakau, sind alle von Holz. Der gültigste Beweis, von welcher Dauer die Dresdner Brücke ist, zeigt sich unverkennbar darin, daß sie bisher der Gewalt des Eises und der Ueberschwemmungen widerstanden hat, welche in dieser Gegend des Flusses besonders zerstörend wirkt. Die Fluthen stürzen von den böhmischen Gebirgen mit unglaublicher Schnelligkeit herab, und der natürlichen Lage des Landes gemäß, durch welches der Fluß strömt, mit einer unwiderstehlichen Heftigkeit. Die nördlichen Gränzen der Sächsischen Schweiz sind nicht weiter als zehn Meilen über Dresden entfernt, und bis die Elbe diesen merkwürdigen Strich verlassen hat, windet sie sich nur durch tiefe enge Thäler, oder unebene Schlünde, durch welche sie sich einen Durchgang geöffnet zu haben scheint. Hier ist auch keine so weite Fläche als am Rheine befindlich, über welche sich die Ueberschwemmung verbreiten könnte. Die angehäufte Wassermasse stürzt sich mit vermehrter Allgewalt nach Dresden hinein. Ich habe gesehen, wie die Elbe binnen zwölf Stunden sechszehn Fuß über den gewöhnlichen Grad stieg. Ein Wasserstrom

der Art ist den Brücken allerdings sehr nachtheilig. Die Dresdner, welche der Elbe Trotz geboten hatte, konnte doch nicht den Kanonen widerstehen; die Franzosen sprengten den Bogen in der Mitte weg, um ihren Rückzug nach Leipzig zu decken. Daß man sie wieder herstellte, war folglich ganz recht; aber warum hat man die ungeheuere Masse von künstlichen Felsen, die noch dazu von einem schlecht gearbeiteten Kruzifix übertroffen wird, wieder hergestellt, welches den Mittelpunkt der Brücke gänzlich entstellt, da es doch glücklicherweise sammt dem Bogen zerstört worden war? Es macht wirklich ein Hinderniß, und noch dazu ein sehr häßliches, und da man einmal seiner auf eine so gute Manier los geworden war, so verdiente es in Wahrheit keiner Erneuerung. Das dünne eiserne Stakett, welches die Stelle eines Geländers vertreten soll, ist auch sehr unbedeutend. Es soll ja keine Zugbrücke über einen Kanal seyn.

Die Aussicht von der Brücke selbst ist durch ganz Deutschland berühmt, und verdient es auch zu seyn. Man mag den Strom auf und niederblicken, so spiegeln sich die Thürme und Palläste der Stadt auf eine malerische Weise darin. Eine liebliche Ebene, reich an Bevölkerung und

üppiger Fruchtbarkeit, zieht sich für eine kurze Entfernung von dem äußersten Ufer zurück, erhebt sich dann zu einem Amphitheater sanfter Abhänge, die zu Weinbergen eingerichtet, und mit einer endlosen Reihe von Dörfern und Landhäusern verziert sind, und die gegen Süden hin von den Gipfeln der sächsischen Schweiz, einer Abtheilung der böhmischen Gebirge, eingeschlossen werden.

Der königliche Pallast — aber wer kann eine genaue Beschreibung davon machen, was der königliche Pallast in Dresden ist? er ist aus vielerley Pieçen zusammengesetzt, die eine Straße hinauf, und die andere wieder hinabgehen; und jeder Theil ist sorgfältig versteckt, welcher sich recht vortheilhaft ausgenommen haben würde. Man wird gar keine Ordnung gewahr; das Auge entdeckt keine Spur von Verbindung der Massen, aus welchen er zusammengefügt worden ist, und sucht vergeblich einen Zusammenhang. Unglücklicherweise ist gerade der Theil, welcher seiner Lage nach sich einigermaßen gut ausgenommen hätte, und die freie Aussicht nach der Brücke hin hat, der unansehnlichste unter allen, und hat das Ansehen eines Gefängnisses.

Die königliche Familie, welche diesen Pallast bewohnt, hat ein Zeugniß für sich, welches unstreitig das vortheilhafteste ist; nämlich das der Unterthanen. Der König ist der Gegenstand der allgemeinen Verehrung und Liebe. Die Sachsen behaupten, daß er einer der aufrichtigsten Fürsten Europa's sey, und Alle gestehen ihm diejenigen moralischen Eigenschaften zu, welche am leichtesten die Zuneigung des deutschen Volkes sichern, und dieselbe am ersten verdienen. Das politische Ungemach, welches Sachsen betraf, als Napoleon nicht mehr im Stande war, es zu beschützen, hat weder ihren Muth noch ihre Geduld erschöpft. Obgleich der Sieger ihrem Stolze schmeichelte, indem er ihr Land mit vieler Achtung behandelte, und sogar in gewisser Hinsicht das Reich Polen für das Churfürstenthum dadurch wieder herstellte, daß er das Großherzogthum Warschau errichtete, so haben sie darum keine größere Liebe für Frankreich als ihre Brüder; doch können sie auch ihre Unzufriedenheit mit der Theilung nicht bergen, welche so viel von ihrem Lande an Preußen verwilligte. Deutsche dürften wohl das letzte Volk seyn, bey welchem das Theilungssystem sich mit Erfolg versuchen ließe; denn sie sind gewiß auch die letzten, welche geneigt seyn möchten, sich mit

andern zu amalgamiren. Anhänglichkeit an den Fürsten des Landes gehört mit zum eigenthümlichen Charakter des Deutschen, und keinem wird es schwerer, sich von vieljährigen Lieblingsneigungen und Vorurtheilen zu trennen.

Seit einem Jahrhundert sind die Sachsen gewohnt, einen König zu haben, der sich zu einer andern Religionsparthey als der ihrigen bekennt. Die churfürstliche Krone, welche seit dem Augenblicke, da Luther mit seinen Grundsätzen auftrat, der Stolz und das Bollwerk der Reformation geworden war, wurde der römischen Kirche durch den polnischen Thron wieder gewonnen. Indessen scheint dieser Unterschied keine Veranlassung zu Mißvergnügen oder Beschwerden zu geben, und es findet hier weder Intoleranz gegen die Protestanten noch irgend eine Ausschließung derselben statt.

In einem Stücke werden der König und seine Residenz wohl schwerlich mit einander übereinstimmen; der König liebt Ruhe und ist ein Freund der Geistlichkeit, seine Unterthanen hingegen lieben Lustigkeit und Balletttänzer. — Dies Volk, welches Ueberfluß an Korn und Wein hat, in einer lachenden und reizenden Gegend lebt, und zum Theil durch die Menge Fremder gelockt wird,

welche von allen Seiten herbeyströmen, liebt Gastlichkeit und Vergnügen. Sie sind aufgeweckter, weit geneigter zur Fröhlichkeit als ihre Landsleute, die auch nicht durch so grobe Sinnlichkeit entweiht wird, wie dies an andern Orten bemerkbar ist. An allem diesen hat der König keinen Gefallen, die vorübergehenden Freuden des Lebens haben für ihn keinen Reiz. Dies liegt nicht etwa in seinem hohen Alter, denn es ist von jeher so gewesen, sondern einzig und allein in seinem Charakter, und hat durch ein religiöses Gefühl starke Nahrung erhalten. Der Dresdner Hof macht so wenig Aufwand, und zieht sich so sehr von den gewöhnlichen Vergnügungen der feinern Welt zurück, daß man kaum eine Spur von demselben entdecken dürfte, wenn nicht die königliche Loge im Theater, und die Grenadierwache am Thore des Pallastes von seinem Daseyn überzeugte.

August der Zweite war sowohl in Polen als in Sachsen einer der prachtliebendsten Monarchen: unter seiner Regierung ward Dresden Deutschlands Maskerade. August der Dritte liebte das Vergnügen bis zum Uebermaas. Der jetzige König ist mit seinem Hofe auf das entgegengesetzte Extrem verfallen. Man sah es vor einigen Jahren für keinen geringen Triumph an, als die

königliche Erlaubniß zu einem mimischen Turnier erhalten werden konnte, wobey der junge Adel herzhaft auf der Reitbahn auf die ausgestopften Türken los rannte, und seine Degen an den pappenen Saracenen versuchte. Hätte Sachsen einen Gesandten bey der hohen Pforte, wie wollte er es entschuldigen, wenn der Großtürke über solche Lustbarkeiten am Hofe eines Alliirten aufgebracht würde, wozu er auch wohl gegründete Ursache hätte?

In den Kirchen zu Dresden fand ich nichts besonderes, was die Aufmerksamkeit fesseln könnte, weder in Hinsicht der Bauart, noch der Verzierungen. Jedermann fordert uns auf, die Frauenkirche zu bewundern, weil sie nach dem Muster der St. Peterskirche gebauet seyn soll, allein die Aehnlichkeit beschränkt sich darauf, daß beide Kirchen mit Kuppeln versehen sind. Ich bin überzeugt, daß der Dom der St. Peterskirche recht füglich gleich einem Vertilger über das ganze zusammengedrängte achteckige Gebäude der Frauenkirche gestellt werden könnte.

An der katholischen Kirche, als derjenigen, welche für den Gottesdienst einer religiösen königlichen Familie bestimmt ist, hat man die meiste Pracht verschwendet. Sie ward in den ersten

Jahren des verflossenen Jahrhunderts nach dem Plane eines Italieners Chiaveni gebaut. An den überladenen Zierathen der wellenförmigen Façade mit ihren unterbrochenen Kränzen und gebrochenen Verzierungen, erkennt man sogleich den ausgearteten Geschmack, welcher in Italien ungefähr hundert Jahre vorher aufgekommen war, und solche Gebäude errichtete, wie die Saluta zu Venedig, und die Kirche Della Sapienza zu Rom, welche eine Seite des Vierecks, das Michel Angelo entworfen hatte, völlig entstellt. Das Gebäude gewinnt durch seine Lage, denn es hat die Aussicht nach der Elbe, gerade bey dem Eingange der Brücke, und wird durch kein Nebengebäude gehindert, ausgenommen durch einen schwarzen bedeckten Gang, gewiß ein sehr unschickliches Anhängsel, das zur Bequemlichkeit der königlichen Familie, die Kirche mit dem Pallaste verbindet. Die Erhöhungen der niedern Seite sind völlig übereinstimmend, und das Ganze macht einen herrlichen Effekt; doch vermißt man hier durchgängig die edle Einfachheit und Größe, und die Brustwehren starren ringsum von finstern aus Sandsteinen verfertigten Heiligen. Das Innere der Kirche, welches sich durch eine schönere Simplicität und Zierlichkeit auszeichnet, verliert wieder

durch die Gallerien, die zur Bequemlichkeit des Hofes eingerichtet sind.

An keinem andern Orte wie hier bemerkte ich, daß man streng auf die anständige Gewohnheit hält, (wie sie allgemein in den frühern Zeiten der Kirche beobachtet wurde,) nach welcher alle weiblichen Personen ihre Plätze auf der einen, die männlichen hingegen auf der andern haben. So lange die Messe dauert, patrolliren die königlichen Hofbedienten, mit ungeheuren Stäben bewaffnet, im Schiffe und in den Chorgängen der Kirche umher, um die Ordnung zu erhalten, und entfernen Alles, was zu einem Aergerniß Vorwand oder Gelegenheit geben könnte. Gleichwohl ward dieses Trennungssystem über der Treppe unter den Hofleuten nicht beobachtet; denn hier verrichteten Alle ihr Gebet dicht neben einander. Dies anständige Benehmen hat außerdem seinen Grund in dem rein moralischen Charakter des Königs, obgleich in der That die Bürger der Stadt diese äußerst rühmliche Eigenschaft weit geringer schätzen, als wie sie es verdient. Se. Majestät verbannten aus dem Tempel der Venus zu Pillnitz die Bildnisse der Frauenzimmer, die sich durch ihre Reize und durch ihre Galanterie berühmt gemacht haben, und von denen das Zimmer seinen Namen erhal-

ten hat. Alle Nächte begiebt er sich in sein einsames Schlafgemach, in der angenehmen Ueberzeugung, daß die Vesta über seiner Hauptstadt waltet. Allerdings ist es äußerst ehrenvoll für ihn, daß er durch sein eigenes Beyspiel sowohl, als durch zweckmäßige Polizeyanstalten alles mögliche gethan hat, was in seinen Kräften stand, um seine Stadt zu einem schicklichen Wohnplatz für diese Göttin einzurichten; allein es ist zu beklagen, daß beides seine Wirkung eben so oft verfehlt, und er hierin nicht selten getäuscht wird. Außerdem treibt die Liederlichkeit ihr schamloses Wesen nicht so auffallend wie in Wien oder München.

Da ganz Deutschland die Musik rühmt, welche in dieser Kirche aufgeführt wird, so muß sie freylich gut seyn, denn die Deutschen verstehen sich auf Musik; allein, ob ich sie gleich zu Ostern, also zu einer Zeit hörte, wo die geweihte Harmonie der Katholiken alle ihre Kräfte anstrengt, so muß ich doch aufrichtig gestehen, daß ich wenig Vergnügen an dem Spektakel finden konnte, welchen einige zwanzig Violinen machten, und, die nicht einmal die Orgel, noch dazu eine Silbermann'sche, zu dämpften vermochte, eben so wenig als die Chorstimmen, die überdies ein Castrat zierte, etwas dazu beytrugen, ihnen das Widerliche zu

benehmen. Es ist nicht allein eine zufällige Ideenverwandtschaft, welche den Kopf mit Walzern und Contretänzen füllt, als wäre man Willens

„Die Seele hinaufschweben zu lassen im
flüchtigen Tanze zum Himmel.“

Diese Instrumente sind so beschaffen, daß ihre Töne, wenigstens einem ungeübten Ohre, nicht mit den Gefühlen der Feyerlichkeit und Andacht zu harmoniren scheinen, und die Menge derselben, welche man gewöhnlich zur Kirchenmusik bestimmt, benimmt der Vocalmusik alle Deutlichkeit und ihre gehörige Wirkung, die auf diese Art als bloße Begleitung erscheint, da sie doch der wesentliche Theil der Composition ist. Als ich z. B. Mozart's Requiem in Berlin hatte aufführen hören, und zwar mit völliger Instrumentalbegleitung, so schien mir die Wirkung der Composition durch Weglassung der Instrumente auffallend zu gewinnen, und ich konnte sie kaum wieder erkennen, als ich sie nun nachgehends in Wien hörte, und zwar einzig und allein von dem Singechor und mit Begleitung der Orgel, ausgenommen da, wo die Trompete, dröhnend durch die hohen Hallen der St. Stephanskirche ihre Töne vom Himmel herabzusenden scheint, wenn sie die Worte begleitet:

Tuba mirum spargens sonum,
Per sepulchra regionum,
Coget omnes ante thronum.

Allegri's berühmtes Miserere, wie es in der Sixtuscapelle zu Rom während des Osterfestes gesungen wird, rechtfertiget die Meinung, daß zur Erweckung der Andacht die menschliche Stimme ohne Beyhülfe weit mehr Eindruck macht, als alle andere Instrumente. Könnte man immer über ein solches Singechor gebieten, als Se. Heiligkeit haben, so ließe sich sogar die Orgel entbehren. Indessen ist diese kein treues Beyspiel von dem Zauber der geweihten Vocalmusik, und diejenigen, welche so entzückt sind über die Harmonie der lieblichen Töne, vergessen, daß es bey dem vermischten Gefühl, welches ein so imponirendes Schauspiel erregen muß, als wie die Sixtuscapelle bey dieser Gelegenheit vorstellt, in der That schwer fällt, der Musik allein den überwältigenden Eindruck zuzuschreiben. Die Christenheit trauert; der päpstliche Thron, seines Schmuckes völlig beraubt und unbedeckt von dem königlichen Himmel ist zu dem schlichten Armstuhl eines bejahrten Priesters herabgesunken. Der Papst selbst und die versammelten vornehmsten Häupter der Kirche, von aller irdischen Pracht entblößt, knieen vor dem

Kreuze in dem bescheidenen Gewand ihrer religiösen Orden. So wie der Abend herniedersinkt, und eine Wachskerze nach der andern bey den verschiedenen Abwechslungen des Amtes verlöscht, fällt das matte Licht immer dunkler und dunkler auf die ehrwürdigen Gestalten herab. Die Propheten und Heiligen von Michael Angelo blicken von der Decke auf die frommen Beter in der Tiefe herab; während dem die lebendigen Gestalten auf seinem jüngsten Gericht, abwechselnd die höchste Qual und die himmlische Wonne verkündend, allmälig in dem sich lagernden Schatten verschwinden, als ob die Scene des Schreckens auf ewig sich für die einen geendet, und die andern, die Finsterniß der Erde verlassend, sich zur höhern Welt emporgeschwungen hätten. Ist es noch zu bewundern, wenn unter solchen Umständen eine solche Musik, wie das berühmte Miserere, von einem solchen Chor gesungen, die Seele selbst eines Calvinisten erschüttern muß?

Die Wiener ausgenommen, wird wohl kein Volk in Deutschland mehr das Freye lieben als die Einwohner Dresdens; denn keine Hauptstadt Sachsens bietet ihnen solche reizende Versuchung dazu dar als diese; Holz und Wasser, Berge und Ebene, Hügel und Thal, Korn und Wein,

Pallast und Hütte, alles wechselt mit und unter einander in lieblicher Verwirrung, und glüht in einem Klima, das auf dieser Seite der Alpen üppig genannt werden kann. Die kleinen Hügel, welche gegen Südosten den Kreis bilden, und der vornehmste Schauplatz der Gefechte und Bombardements waren, die mit dem Rückzuge der französischen Armee endigten, sind unter allen Umgebungen der einzige Theil, welcher einen niederschlagenden Anblick gewährt. Da wo sie sich nach der Stadt zu senken, und nur wenige Stunden von deren Mauern, steht das einsame Denkmal Moreau's auf der Stelle, wo er fiel. Es besteht bloß aus einem viereckigen Granitblock, unten mit großen unbehauenen Steinen umgeben, und auf der Oberfläche mit einem Helm, einem Schwerde, und einem Lorbeerkranz geziert. Die kurze Inschrift: „der Held Moreau fiel hier an Alexanders Seite,“ verdient bloß darum eine Erwähnung, um die Frechheit zu rügen, mit der irgend ein niedrig denkender, schlechter Mensch sie zu entweihen wagte. Eine unbekannte, aber bedachtsame Hand hat es versucht, das Wort: „Held“ auszulöschen, und oben darüber, so ordentlich und tief wie die übrigen Buchstaben der Inschrift sind: das Wort: „Verräther“ einzugra-

ben. Es ist mit solcher Geschicklichkeit in's Werk gerichtet, daß es nicht möglich gewesen ist, dies herabwürdigende Unternehmen, welches von Niederträchtigkeit und Bosheit zeugt, gänzlich zu vertilgen. Den meisten partheyischen Bewunderern dieses großen Mannes wird man gewiß den Wunsch verzeihen, daß er nach einer so ehrenvollen Laufbahn auf einem weniger verdächtigen Felde geendet haben möchte; aber die Feindseligkeit, welche dies einfache Denkmal entweihen konnte, war unendlich verabscheuungswürdiger, als die des Kaisers, welcher ihn seiner Talente und Tugenden wegen bey Lebzeiten mit seinem Groll beehrte. Als man einen vornehmen Franzosen, der sich zu Dresden befand, fragte: ob er auch das Denkmal seines Landsmannes besucht habe? so gab er mit lebhaftem Unwillen die Antwort: „Non, il n'étoit pas mon compatriote; car moi, je suis Français.“ Nein, er war mein Landsmann nicht; denn ich bin ein Franzose. Der Franzose, welcher Moreau's schämen kann, ist ein Mensch, auf den keine Seele stolz seyn wird.

Die merkwürdigste Gegend in der Nachbarschaft, die in jedem andern Lande sehenswürdig seyn müßte, ist unstreitig die sächsische Schweiz, und wird selbst nach allem wundervollen, was man

in der wirklichen Schweiz zu Gesichte bekam, mit Erstaunen besucht. Zwar enthält letztere in der That Gegenstände, welche weit reizender und bewundernswürdiger sind; denn hier findet man keine Gletscher, oder schneeige Gipfel, wie der Mont Blanc oder die Jungfrau, noch Felsenmauern, die sich in die Wolken verlieren, wie die Wetterhörner; denn von allem diesem hat die sächsische Schweiz nichts aufzuweisen. Nur Adelsbach, an der Gränze zwischen Schlesien und Böhmen, nähert sich hierin; aber Adelsbach ist auch weit auffallender. Die sächsische Schweiz fängt ungefähr acht Meilen über Dresden an, und zieht sich an der Elbe aufwärts hin, indem sie unter den Gebirgen liegt, welche die Gränze zwischen Böhmen und Sachsen ausmachen. Nicht weit von der Hauptstadt spiegelt sich Pillnitz in den Gewässern der Elbe, ein Sommeraufenthalt des Königs, merkwürdig in Hinsicht der Geschichte, aber sonst weiter nicht. Ungefähr vier Meilen weiter hinauf schließt sich das Thal; die Berge werden höher und unfruchtbarer; der majestätische Strom wälzt sich aus den Abgründen hervor, in welche man sich zu wagen gesonnen ist; er verläßt nun endlich den holperigen, gebirgigen Lauf, der ihn von seinem Entstehen in den Riesengebirgen

an eingeengt hat, und ist nun bestimmt, seine übrige Laufbahn hindurch, keine andere als solche Gegenden zu besuchen, welche reich an Industrie und Fruchtbarkeit sind. Von diesem Punkte aus nach den Gränzen von Böhmen hinauf sind die Felsen in der Nähe des Flusses, hauptsächlich an dem rechten Ufer, welche aus schlechten grauen Sandsteinen bestehen, in furchtbare Abgründe gehauen, gleichsam als ob man mit Hülfe des Meisels einen Weg durch sie gemacht hätte. Man sollte sie lieber enge Pässe nennen, so enge sind sie, und in einer solchen Tiefe, in so steiler schnurgerader Richtung erheben sich auf beiden Seiten die Riesenwände des Felsens. Die Wände selbst sind vertical in besondere Massen, vermittelst kleiner Oeffnungen, gehauen, welche von dem Gipfel bis auf den Boden sich erstrecken, gleichsam als wenn der Mörtel, welcher sie einstens zusammenfügte, weggeschwemmt worden wäre. Diese perpendiculairen Massen sind wieder getrennt, und horizontal in Schichten ausgehöhlt, gerade so wie man Blöcke ordentlich auf einander legt, um eine Wand zu bauen. Die Außenseiten sind selten scharf oder eckig, sondern mehrentheils gerundet, und verrathen die fortgesetzte Wirksamkeit des Wassers. Gemeiniglich endigen sie sich in irgend

eine auffallende Gestalt. Manche haben eine ungeheuere runde Masse, die sich auf ihren Gipfel lehnt, welcher kaum breit genug zu seyn scheint, sie im Gleichgewicht zu erhalten; wieder andere haben eine etwas regelmäßigere Masse, welche auf ihnen liegt, wie der Ring eines dorischen Pfeilers; andere nehmen die Gestalt umgekehrter Pyramiden an, welche immer breiter werden, je höher sie dem Himmel hinanstreben. Hier und da haben sie ein noch weit sonderbareres Ansehen; denn nachdem sie in conischer Form bis zu einer gewissen Höhe spitzig zugelaufen sind, so fangen sie nun an, sich weiter auszudehnen, je höher sie steigen, gerade als wenn ein umgekehrter verstümmelter Kegel auf einen andern geraden gestellt würde; so genau ist die Aehnlichkeit, jedoch in einem unendlich weit größern Verhältnisse, was oft in Höhlen sich ereignet, wo der herabhängende Tropfstein auf einem emporragenden andern ruht.

Der Abgrund, welcher in einer ungeheuern Tiefe hinter dem Gipfel liegt, und unter dem Namen die Bastey bekannt ist, ob er gleich nicht so regelmäßig, wie manche andere, ist unstreitig unter allen der wunderbarste, wenn man erwägt, in welcher furchtbaren Kühnheit, und in welchen seltsamen Gestalten die Felsen desselben sich erhe-

ben. Der Ottewalder Grund ist so enge, und seine Wände so hoch, daß gewiß in manche Abtheilungen desselben noch nie ein Sonnenstrahl gedrungen seyn kann. Ich trat, durch den größern Theil auf Schnee und Eis, während dem oben Alles warm und lustig war, und die Schmetterlinge über seinem eisigen Grunde spielten. Einige kleine Wasserfälle hiengen buchstäblich herab, welche im Fallen gefroren waren. An einer Stelle sind die Wände nicht weiter als vier Fuß aus einander. Einige ungeheuere Blöcke haben sich in ihrem Fall von der Höhe zwischen diese eingezwängt, und bilden ein natürliches Dach, unter welchem man über einen kleinen Bach auf Bretern hinkriechen muß, wenn derselbe klein ist, oder denselben durchwaten, wenn derselbe angeschwollen seyn sollte; denn dieser nimmt den ganzen Raum zwischen den Wänden in diesem engen Durchgange ein, welchem man den Namen „Hölle" gegeben hat. Wird man in einem dieser engen Pässe einen Gang gewahr, der einem von der einen Seite plötzlich aufstößt, und wenn man seinen Körper durchgequetscht hat, einen ähnlichen Paß, der gleichfalls von einem engen Gang der Art durchkreuzt wird, so glaubt man das rohe Model irgend einer Riesenstadt zu durchwandern, oder unter den Ruinen

der wahren terrae filii zu wandeln*). Ueberschaut man wiederum von irgend einem erhabenen Standpunkte die ganze Masse, und sieht, wie diese steifen, kahlen Felsen aus der Erde emporsteigen, und obgleich nun auseinander gefügt, doch unverkennbar beweisen, daß sie vormals ein Ganzes ausmachten, so glaubt man das Skelet einer untergegangenen Welt anzustaunen, von der nun die weichern Theile in Staub zerfallen sind, und bloß das nackte, unzerstörbare Gerippe sich erhalten hat.

Die Bastey ist der Name, welcher einer der ansehnlichsten Masse ertheilt worden ist, welche sich dicht am Flusse am rechten Ufer desselben erhebt. Ein kleiner Block, der sich auf dem Gipfel befindet, ragt zum Himmel empor. Kauert man

*) Und doch waren sie einmal bewohnt. Unter den höchsten und unzugänglichsten Klippen, welche die Elbe überschauen, sind noch jetzt die Spuren von Werken vorhanden, die Menschenhände errichtet haben. Eine Räuberbande legte Blöcke über die Abgründe und bildete auf diese Weise Brücken, die in der Bauart äußerst zerbrechlich waren, und leicht fortgeschafft werden konnten, wenn es die Sicherheit erforderte; und in den obersten Stockwerken dieser von der Natur erbaueten Stadt boten sie lange Zeit der ordentlichen Gewalt Trotz.

nicht auf, sondern am äußersten Rand der steilen Anhöhe, so genießt man einen Anblick, der in seiner Art einzig in Europa ist. Man schwebt auf der Zinne, in einer Höhe von mehr denn achthundert Fuß über der Elbe, welche um den Fuß der steilen Anhöhe fließt. Nach hinten zu, und den Fluß an dem nämlichen Ufer aufwärts, erheben sich ähnliche steile Klippen, die gleich den bereits oben beschriebenen gehauen und durchschnitten sind. Weiter vom Ufer weg erhebt sich die Ebene zu einem unregelmäßigen Amphitheater, und endiget sich durch eine große runde Reihe von Bergen. Das Auffallendste in diesem Gemälde ist, daß im Grunde dieses Amphitheaters, einer Ebene, die äußerst reich ist an abwechselnden Schönheiten, hohe Hügel, gleich Säulen auf einmal aus dem Boden hervorragen, und in ziemlicher Entfernung von einander in stiller feyerlicher Größe, jeder sein eigenes Gebiet überschaut. Sie gelten als Denkmäler, welche die Elbe hat stehen lassen, um ihren Triumph über ihre weniger kräftigen Genossen zu verewigen. Die merkwürdigsten unter ihnen sind der Lilienstein und der Königstein, welche sich fast im Mittelpunkte des Gemäldes ungefähr zu einer Höhe von beynahe zwölfhundert Fuß über der Elbe erheben. Sie ragen in perpendiculairer

Richtung aus dem abschüssigen Grunde empor, gebildet aus Trümmern, und nur mit natürlichem Holze bedeckt. Der Zugang zu dem Gipfel ist so schwierig, daß ein Churfürst von Sachsen und König von Pohlen es für wichtig genug hielt, sein Unternehmen, das er wagte, indem er bis zu der Spitze des Lilienstein hinaufkletterte, durch eine Inschrift verewigen zu lassen. Der Zugang zu dem Königstein ist mit Hülfe der Kunst angelegt worden, denn er diente seit langer Zeit zu einer Festung, und ist, wegen seiner unbezwinglichen Lage, noch immer eine Jungfrau zu nennen. Außer diesem Riesen der hiesigen Umgegend ist auch die Ebene mit mehreren säulenförmigen Höhen versehen, welche im Allgemeinen fast eben das Ansehen wie die andern, jedoch nur in weit geringerm Verhältnisse haben, und seit undenklichen Zeiten der Gegenstand besonderer Legenden gewesen sind — denn die Gebirge von Sachsen und Böhmen sind das wahre Vaterland der Mährchen, die Wiege der Gnomen und Kobolde. In den tiefen Schluchten und dunkeln Höhlen des Liliensteins wachen noch jetzt Schaaren von Geistern über verborgene Schätze. Eine heilige Nonne, wunderbar aus dem wüsten Leben ihres Klosters auf den Gipfel des N o n n e n s t e i n s versetzt, um in

den Höhlen desselben ihre Tage mit Gebet und in Keuschheit zuzubringen, ist noch jetzt in dem Namen des Felsen verewigt: und der Jungfernsprung erhält das Andenken an eine sächsische Jungfrau, die, verfolgt von einem brutalen Wüstling, sich freywillig von dem Rande des fürchterlichen Abgrundes herabstürzte, um unentweiht zu sterben.

Fünftes Kapitel.

Dresden.

Künste. Literatur. Criminal - Justiz. Die Regierung.

Dresden genießt den Vortheil, alle Jahreszeiten hindurch belebt und unterhaltend zu seyn, obgleich die Personen, welche das Vergnügen daselbst unterhalten oder genießen, auf die auffallendste Art eben so veränderlich sind wie der Stand des Thermometers. Die Winterunterhaltungen in den höhern Ständen sind gerade so, wie man sie allenthalben antrifft. Wer Bälle, Assembleen, Spielparthien in andern Ländern langweilig findet, wird es hier in Sachsen auch nicht ein wenig anders antreffen. Die mittlern und niedern Classen suchen ihr Vergnügen im Theater; denn kein Stand in Deutschland wird das Besuchen des Schauspiels für eine Sünde halten. Der

König selbst ist ein so großer Freund der Musik, daß er außer einer ordentlichen Schauspieltruppe noch zwey Operngesellschaften, eine italienische und deutsche unterhält; an der Spitze seiner Kapelle steht Weber, der berühmteste unter den jetzt lebenden Componisten, und Morlacchi, der einen ehrenvollen Rang nach dem despotischen Rossini behauptet. Sobald der Frühling erscheint, verschwinden die hiesigen Helden des Winters, um den Fremden Platz zu machen. Die mehrsten Bürger suchen nun wieder ihre Vergnügungen besonders im Freyen auf. Regelmäßig den ersten May, sobald er jährlich wiederkehrt, begiebt sich die königliche Familie nach Pillnitz; der Adel und die vornehme Welt, überhaupt Alle, welche nicht zu arm sind, flüchten sich auf ihre Landsitze, oder in die Bäder von Böhmen; die herrliche Orangerie wird aus ihrer Winter-Bedeckung hervorgebracht und rings um den Zwinger aufgestellt, um in Freyen zu blühen; die Gemäldegallerie wird geöffnet. Böttiger fängt nun seine Vorlesungen über die Statuen der Alten in der Sammlung der Antiken an; Ausländer strömen aus allen Gegenden Europa's in die Stadt, und Dresden mit seinem lachenden Himmel und Clima, mit seinen herrlichen Umgebungen und Menschen

wird auf einige Monate lang der Sammlungs- und Vergnügungsplatz Deutschlands.

Der Gemäldesammlung verdankt Dresden hauptsächlich den Ruf, den es als Mittelpunkt der schönen Künste Deutschlands behauptet. Keine Gallerie auf dieser Seite der Alpen verdient im Ganzen ihr vorgezogen zu werden. Es kann seyn, daß München reicher an auserlesenen Stücken von Rembrandt ist, so wie auch nach dem Besitze Nürnbergs an solchen von Dürer, Brüssel kann schönere Gemälde von Rubens aufweisen, Potsdam besitzt einige herrliche historische Stücke von Vandyk, und Paris unter den zerstreuten Herrlichkeiten, welche dem Louvre noch übrig geblieben sind, mehrere vollendete Kunstwerke von einem oder zwey italienischen Meistern, aber als eine Sammlung der vortrefflichsten Gemälde vou allen Gattungen, nnd besonders in einigen der berühmtesten aus den italienischen Schulen wird keine von ihnen der königlichen Gallerie in Dresden den Vorzug streitig machen können. Werke aus den flanderschen und deutschen Schulen hatten sich nach und nach besonders unter der Pracht angehäuft, welche über Sachsen von dem Zeitpunkt an sich verbreitete, da dessen Churfürsten Polens Thron bestiegen. Doch war

die Gallerie arm an Werken italienischer Meister, bis August der Dritte sie auf einmal zu ihrem jetzigen Ruhm erhob, indem er für ungefähr 1,200,000 Reichsthaler die ganze herzogliche Gallerie zu Modena an sich brachte, welche unter andern auch die weltberühmten Correggios enthält. Noch fehlte es an einem ächten Meisterstücke Raphaels, und für etwas mehr als 17000 Ducaten, wie man sagt, ließ sich ein Kloster in Piacenza bereden, von seiner Madonna di San Sisto zu scheiden, welche meines Erachtens jetzt gar nicht mit Gold aufzuwägen seyn dürfte. Wenn man unter diesen berühmten Werken einer so bezaubernden Kunst verweilt, so erregt es zugleich ein angenehmes Gefühl, daß sie das seltene Schicksal hatten, von jeder noch so feindlichen Hand mit Achtung und Schonung behandelt zu werden. Friedrich bombardirte Dresden, ließ die Kirchen niederschießen, zerstörte ganze Straßen, und gab gleichwohl den Befehl, daß seine Kanonen und Mörser die Gemäldegallerie verschonen sollten. Als Ueberwinder zog er ein, erhob die Steuern, setzte eine Verwaltung nieder, und bat doch mit erzwungener Demuth die gefangene Churfürstin um Erlaubniß, die Gallerie als Fremder besuchen zu dürfen. Napoleon außerdem

ward aus Staatsmaxime bewogen, Sachsen mit mehr Auszeichnung zu behandeln, und wurde gleichfalls der Schutzengel der Gemäldesammlung. Auch nicht eines derselben hat nach Paris wandern dürfen.

Die äußere Gallerie *), wie sie genannt wird, ist durchaus mit Kunstwerken aus den nördlichen Schulen angefüllt, und legt in einer unermeßlichen Anzahl von Gemälden alle Verdienste und Mängel der Meister zur Schau, deren sich Deutschland, Flandern und Holland rühmen kann. Der eigentliche Grundsatz, welchen diese Schulen aufstellten, war nicht etwa, die Natur zu verschönern,

*) Die Einrichtung des Gebäudes ist etwas sonderbar. Es besteht aus einem Viereck, mit einem andern verbunden so, als würde eine sehr breite Gallerie, die um das Viereck herumläuft, durch ein Gebäude getrennt, welches in demselbigen befindlich als Abtheilung parallel mit den Seiten des Vierecks ist. Das Licht für die äußere Gallerie fällt von der Straße herein, das hingegen für die innere von dem Hofe, welcher im Viereck befindlich ist. Die innere Gallerie ist bloß für die italienische Schule bestimmt, und die äußere mit Werken aus der ultramontanischen Schule angefüllt, wenn man dies Wort in

sondern ihr mit der gründlichsten Genauigkeit nachzuahmen. Thiere und Gegenstände des Landlebens; die sinnreichen Wirkungen des künstlichen, oder das wechselfarbige Spiel des natürlichen Lichts oder Schattens; die geschäftigen Figuren, umgeben von ihrem Hausrath, oder Handwerkszeugen; die grotesken Grupen und das bunte Gewühl einer Messe; die groben, aber ausdrucksvollen Züge, die Bierkrüge und die handgreiflichen Grobheiten zechender Bauern — Alles ist mit einer Genauigkeit und Treue in der Nachahmung, mit einer Geduld in der Vollendung auf die Leinewand getragen, welcher nichts gleich kommt. Solche Gegenstände erlauben keine Verschönerung; was dem Maler vor Augen liegt, muß so treu

---

der italienischen Bedeutung nimmt. Da das Licht nur von einer Seite hereinfällt, so hat man Sorge getragen, alle gute Gemälde auf die entgegengesetzte Seite zu stellen; offenbar eine sehr gewöhnliche Einrichtung, deren Vernachlässigung gleichwohl in manchen Privatsammlungen viele herrliche Gemälde verdirbt. Das beste Licht ist wohl dasjenige, welches von oben herab kommt, wie zum Theil in der Tribune zu Florenz, und durchaus in dem obern Zimmer zu Bologna.

als möglich dargestellt werden; kein beau idéal muß der Pinsel des Künstlers schaffen, welcher auf Leinewand Gestalten hinzaubert, die vielleicht niemals in der Natur existirten, aber die man gleich auf den ersten Anblick als höchst natürlich erkennt. Es würde abgeschmackt seyn, wenn man glauben wollte, daß alle Bauern von Teniers wirkliche Portraits, und alle seine Hütten, oder Hochzeitsceenen aus dem Leben genommen wären; er muß so weit entfernt von diesem Grundsatze verfahren, als hätte er eine Madonna verfertigt, und seine Bauern und Hochzeiten so, wie sie wahrscheinlich niemals existirt haben, aber doch leicht vorhanden seyn könnten; aber die Gestalten einer idealen Schönheit und der Ausdruck höherer Leidenschaften lagen durchaus nicht innerhalb ihrer Sphäre, und gehörten nicht zu den Eigenheiten der Schule. Selbst solche Meister, die durch eine andere Manier sich unsterblich zu machen suchten, wie z. B. Rembrandt, nähern sich selten diesem hohen und bezaubernden Ideal. Sie verfertigen ihre Gemälde mit Einsicht, fesseln den Blick durch eigene Reize des Colorits, und mögen in der That, was die künstliche Haltung des Lichts und Schattens betrifft, unübertreffbar seyn; allein bleibt nicht der Effekt, den ihre

vollendetsten Meisterstücke machen, einzeln betrachtet, von dem sehr verschieden, den wir fühlen, wenn wir die Madonna von Raphael, den Heiland oder den heil. Hieronymus von Correggio, Fra Bartolomäo's St. Marcus, Guido's Aurora, oder Titians Mariä Himmelfahrt betrachten? Ist er dann nicht eher prosaischer Natur, weit weniger imponirend für die Einbildungskraft, weit weniger erhebend und interessant sowohl für das Gefühl als auch für den Geschmack?

Die Gemälde Teniers, Ostade und Gerard Dow, die nördlichen Landschaften von Ruisdael, die lebendigen Gruppen von Wouvermann, mit seinen unübertreffbaren grauen Pferden, gehören unstreitig zu den glücklichsten und ausgezeichnetesten Werken dieser berühmten Meister. In Ruisdael's berühmter Jagd sprechen Erd und Himmel, Holz und Wasser so fühlbar den kalten dünnen Reif eines rauhen Herbstmorgens in einer nördlichen Gegend an, daß der Zuschauer froh ist, wenn er sich von dem Gemälde wegwendet, sich im Sonnenscheine zu befinden. Dow und Ostade können nicht mit Teniers wetteifern, was den Effekt der Gruppirung und den Ausdruck des Gemeinen betrifft; allein sie kommen ihm wenigstens darin gleich, daß Alles

bis auf die geringste Kleinigkeit ausgeführt ist, und sie übertreffen ihn in jeder Hinsicht durch Zartheit und Lebhaftigkeit des Colorits. Man hat unter andern ein sehr schönes kleines Gemälde von Gerard Dow, das einen Einsiedler vorstellt, welcher vor seiner Hütte vor einem Krucifix betet. Vor ihm liegt ein Buch aufgeschlagen, und jeder einzelne Gegenstand ist mit so viel Fleiß gearbeitet, daß man wirklich die Buchstaben durchs Papier auf der andern Seite scheinen sieht. Das schönste Beyspiel einer so vollendeten und unübertreffbar colorirten Arbeit, welches eine große Bewunderung erregt, weil es so fremdartige Gegenstände bis auf die denkbarste Kleinigkeit enthält, ist das Laboratorium eines Alchymisten von Teniers. Tische, Stühle, Sessel, Ofen, Destillirkolben von mancherley Gattung, todte und getrocknete Fische, ausgestopfte Thiere, lebendige Mäuse, Büchsen von Holz und Pappe, Violen von weißem, und Flaschen von grünem Glas; mit einem Worte, alle Arten von Möbeln, Utensilien und Werkzeugen liegen in der sonderbarsten Verwirrung umherzerstreut, und jeder einzelne Gegenstand ist in Gestalt und Colorit der Natur aufs täuschendste nachgemacht. Seine Versuchung des heil Antonius ist fast eben so vortrefflich, kommt aber

einem ähnlichen Meisterstücke von Hell Breughel*) nicht gleich; die Ungeheuer sind eben so; aber es fehlt dem Stücke die reiche Phantasie Breughels, und alles Verdienst, was ein Gemälde der Art in Hinsicht der Zusammenstellung auszeichnen kann; doch hat Teniers den nämlichen Gegenstand in einem andern Gemälde wiederholt, das sich zu Potsdam befindet, wo er seine Mutter und Schwiegermutter als Teufel vorstellt. Mit der alten Dame nimmt er es nicht so genau, sondern läßt seine Satyre an der Gehülfin dadurch aus, daß er das Ende von einem Schwanze unter der Schleppe ihres Rockes hervorzuschauen verstattet. Vandyk's Portraite von Karl dem

*) Es gab zwey Brüder dieses Namens: Hell Breughel, den er deshalb erhielt, weil er so viel Vergnügen daran fand, Hölle und Hexenscenen zu malen, welche durchgängig einen Reichthum der Phantasie verrathen, der ganz grotesk und in solchen Gemälden völlig zu Hause ist; sodann Sammt Breughel, der seinen Namen von der Zartheit und Feinheit erhielt, welches sein Colorit auszeichnet. Ihr Vater hatte außerdem den Beinamen Peter der Drollige erhalten, weil er in seinen komischen Darstellungen so stark war, als es nur die Holländische Schule verstatten konnte.

Ersten, seiner Königin Henriette, so wie ihrer Kinder, und vorzüglich letztere, sind herrliche Gemälde.

Die hier befindlichen Gemälde von Rembrandt und Rubens zeichnen sich nicht besonders aus. Das Urtheil des Paris vom letzern steht hundert seiner andern Stücke, sogar im Colorit weit nach, und ist vielleicht in Hinsicht der Figuren das schlechteste; wenigstens wenn es auch andere giebt, wo die Formen so grob und unbehülflich gezeichnet sind, als es hier der Fall ist, wie z. B. die Magdalena zu Hannover, so ist der Mangel gerade darum bey diesem Gemälde desto auffallender, weil es einen Gegenstand darstellt, wo wir die vollendetsten Formen der Schönheit an beiden Geschlechtern ausgedrückt zu finden erwarten. Paris, ein schwerfälliger, linkischer, grob aussehender Tagelöhnerbursche, sitzt unter einem Baum, zwar nackend, aber mit einem ungeheuern breitgeränderten Hute bedeckt. Er ist folglich ein sehr passender Schiedsrichter und Gefährte dieser drey pausbackigen, feisten, leichten Dirnen, unter denen es dem Maler, man sollte meinen, bloß als Carricaturen, beliebt hat, die Göttinnen darzustellen. Es ist kein Wunder,

daß Paris so verblüfft aussieht; denn es gehört in der That ein Klügerer dazu, um zu entscheiden, welche von diesen dreyen am wenigsten häßlich ist. Es ist sehr möglich, daß manche unbedeutende Gemälde, welche den Namen dieses berühmten Künstlers führen, wohl nie von seinem Pinsel berührt worden sind; allein auch unter seinen ächten Werken finden sich ihrer genug, welche eben den Fehler haben, und uns zur Genüge überzeugen, daß er sich völlig die Manier der nördlichen Schulen zu eigen gemacht hatte, eine glückliche Nachahmung der Natur, ohne ihr zu schmeicheln. Es währte lange, bis er sich eine solche Genauigkeit im Zeichnen erwarb, wie sie in seinem bezaubernden Colorit bemerkbar ist, worin er es so früh zur Vollkommenheit brachte. Kaum sollte man glauben, daß die Abnahme vom Kreuze zu Antwerpen, die Kreuzigung des heil. Petrus zu Kölln, oder die Himmelfahrt Mariä (die nur der des Titian nachsteht) in der Gallerie zu Brüssel aus dem nämlichen Pinsel hervorgegangen sind, welcher so manche Massen von Fleisch schuf, allerdings von Fleisch, ganz nach dem Leben gemalt, aber in Gestalten, die weit gröber und unverhältnißmäßiger sind, als die Nymphen der flammländer Bauern nur seyn können.

Der Geschmack läßt sich in der That so leicht lenken, daß man es fast durchgängig voraussagen kann, ob die Neigung eines ordentlichen Beschauers sich zu den Malern der südlichen oder der nördlichen Schule hinneigen wird, je nachdem der eine oder der andere ihn zuerst die Gewalt der Kunst fühlen und bewundern lehrten. Wer sich die Schätze der deutschen und flanderischen Schule hat aufthun lassen, nachdem er so eben erst von seinen Schwärmereyen in den Gallerien Italiens angelangt ist, zu deren Schönheiten die Erinnerung noch immer mit der Zärtlichkeit der ersten Liebe wiederkehrt, wird gegen die vorigen gewiß nicht ungerecht seyn. Auf keine andere Art konnte ich mir es erklären, daß die innere Gallerie zu Dresden vor allen andern so viel Anziehendes für mich hatte, welche die italienischen Schulen in sich faßt, obgleich dies einzig und allein auf seinem innern Werth beruht; denn man findet hier Gemälde, von denen selbst Juden und Heiden sich ungern trennen würden. Raphaels Madonna di San Sisto glänzt als ein unnachahmliches Meisterstück auf der Erde; verdient irgend ein Gemälde ihm zur Seite gesetzt zu werden, so müßte es seine eigene Transfiguration oder Titians Himmelfahrt Mariä in der Academie zu Venedig seyn.

Die Composition dieses Meisterstücks ist in der That äußerst einfach. Die heilige Jungfrau schwebt auf einer Wolke in aufrechter Stellung, das heilige Kind in ihren Armen. Papst Sixtus, von dem auch das Gemälde seinen Namen erhalten hat, kniet in seinem priesterlichen Ornate ihr zur Rechten. Er blickt zur Jungfrau mit zitternder Ehrfurcht empor; jeder Zug athmet frommes Erstaunen und Selbsterniedrigung; seine gefalteten Hände und sein bleiches Antlitz scheinen unter der Last der religiösen Ehrfurcht zu erliegen. Zur Linken kniet St. Barbara; aber ihre jugendliche und reizende Miene wird durch eine sanfte zurückgehaltene Freude verklärt, und ist nach der Erde zu gerichtet, als könnte sie den Blick der Glorie nicht vertragen, welche die Madonna umglänzt. Im Hintergrunde des Gemäldes erblickt man die Köpfe und Brüste von zwey Cherubs, gewiß die schönsten in ihrer Art, welche je die Kunst hervorgezaubert hat. Der eine von ihnen hat seine kleinen Arme in einander geschlungen, der andere stützt sich mit seinem Kopfe auf eine Hand. Nie schuf die Natur oder die Einbildungskraft eines Dichters rührendere Gestalten kindlicher Unschuld und Schönheit, verbunden zugleich mit einem Teint von Ernst und Ehrfurcht, der ihnen einen eigenen

Anstrich giebt, ohne deßhalb ins Unnatürliche zu fallen, und der ganz der Lieblichkeit entspricht, von welcher das Gemälde überhaupt beseelt ist. Man wird sogleich inne, daß dies Kinder sind, aber Kinder einer höhern Gattung in einem heiligen Dienste begriffen. Die Madonna selbst, ganz Einfachheit und Heiterkeit, frey von allem übertriebenen Entzücken oder einem gezwungenen Anstand, schwebt zwischen Himmel und Erde, die sich in ihrem Antlitz spiegeln, indem sie das Kind an ihren Busen mit der Zärtlichkeit einer Mutter, und zugleich auch mit der Würde eines höhern Wesens drückt.

Es würde schwer halten, den Eindruck zergliedern zu wollen, den das Ganze macht; auch verdient in der That ein Gemälde, oder eine Statue, welche völlig und genau durch Worte geschildert werden kann, kaum gesehen zu werden. Hatte Bacon recht, wenn er behauptete, daß die vollendetere Schönheit nicht abconterfeyet werden könne, so ist es noch weit richtiger, daß die besondern Schönheiten eines Gemäldes nicht durch Worte bezeichnet werden können. Außer der Schönheit hinsichtlich der Umrisse und des lebendigen so sehr verschiedenen Ausdrucks in der Miene, scheint der größte Zauber in der unbeschreiblichen

Milde zu liegen, den dasselbe auszeichnet, in der himmlischen Ruhe, welche über das Ganze verbreitet ist. Immer wird man mit Sehnsucht von andern berühmten Kunstwerken in dieser Gallerie zurückkehren, um sich an der kunstlosen Schönheit dieser unvergleichlichen Gestalten zu erquicken, und ich glaube fast, daß man unmöglich dies Gemälde betrachten kann, ohne wenigstens dann den Entschluß zu fassen, ein besserer Mensch zu werden. Gleich der Harfe Davids verscheucht es alle böse Geister.

Nach dieser Madonna hat man immer fünf berühmten Gemälden des Correggio den Vorzug eingeräumt, welche ehedem die Gallerie zu Modena zierten, und die erste Stelle durchgängig der Nacht eingeräumt. Dies Gemälde stellt die heilige Familie zu Nachtzeit vor, einzig und allein durch die Glorie erhellt, welche das Kind umstrahlt, und von diesem Umstande hat es auch seinen Namen. Mutter und Kind nehmen den Mittelpunkt des Gemäldes ein, so daß das Licht in allen Richtungen auf die übrigen Gestalten sich ergießt, was einen äußerst lebhaften Eindruck macht, und den Personen wegen der dagegen gehaltenen starken Schattirung einen unbeschreiblichen Reiz verleiht. Bloß das Gesicht und der Busen

der Mutter ist erhellt, indem sie sich über das Kind auf ihrem Schooße beugt. Drey Hirten bilden eine andere Gruppe. Unter ihnen erblickt man ein Mädchen, welches in kindischem Erstaunen über das übernatürliche Licht rückwärts schaut; ein schlichter Hirte, welcher wunderbar mit der zierlichen Gestalt der Jungfrau contrastirt, betrachtet die ganze Erscheinung mit einer Art von Versteinerung; der dritte hat seine Blicke mit dem gefälligern Ausdruck der Bewunderung und Ehrfurcht zum Himmel gerichtet. Im Hintergrunde füttert Joseph den Esel, und durch eine Oeffnung der mit Holz umgebenen Landschaft sieht man den Morgen über die entfernte Gegend herandämmern, was dem Gemälde das Gewicht einer religiösen Allegorie giebt. Es könnte seyn, daß Künstler hier und da einen Fehler an einzelnen Figuren der Composition bemerken dürften; indessen wirkt die Mannigfaltigkeit der Umrisse, die ausdrucksvollen Mienen, das Aeußere, alles in verschiedenem Lichte genommen, je nachdem die Stellung ist, in der sich die Personen gegen das Kind befinden, vereint zusammen, um ein bewunderns würdiges Ganze zu bilden. Wirklich hat man oft dieses Gemälde als ein Meisterstück Correggio's betrachtet, und gewiß, wenn man den Effekt be-

rücksichtiget, welchen die künstliche Haltung des Lichts hervorzaubert, so hat er in dieser Art nichts größeres vollendet, und kein anderer Meister irgend etwas gemalt, das dem gleich käme. Doch ließe sich immer noch bezweifeln, ob nicht noch bessere Gemälde von Correggio in Parma vorhanden seyn dürften, welche in poetischer Hinsicht einen größern Werth haben. Die Madonna di San Girolamo macht einen Eindruck, der zwar anfangs nicht so lebhaft, aber in der Folge um so beständiger ist*). Die übrigen drey Gemälde, der heilige Georg, der heilige Franziscus und Sebastian, stellen alle ähnliche Gruppen vor — Jungfrau und Kind von verschiedenen Heiligen umgeben, aber alle in natürlicher Beleuchtung. St. Johannes, der, in dem zweiten Gemälde befindlich, nach dem Zuschauer blickt, und auf den jungen Erlöser hinweist, ist eine der belebtesten und ausdrucksvollsten Figuren des Correggio. Ein kleines Gemälde, Magdalena vorstellend, wie sie auf dem Boden ruhend, und in einen blauen Mantel gehüllt in einem Buche liest, ist zwar äußerst einfach in der Darstellung,

*) In Parma trägt man sich mit der Sage, daß August, als er die Madonna di San Girolamo erblickte, ausgerufen habe: „Warum war Parma nicht in Modena!“

allein unnachahmlich eben wegen dieser Simplicität, der ächten Schönheit im Umriß und der Fülle des Ausdrucks. Für einen Maurer erhielt es noch einen größern Werth wegen der Edelsteine, mit denen der Rahmen stark besetzt war; er brach eines Nachts in die Gallerie und stahl das Gemälde.

Zu bedauern ist es, daß der Effekt, den diese Gemälde Correggio's hervorbringen, leicht geschwächt werden dürfte, indem sie einander fast alle gleich und zusammengestellt sind. Sie bilden in der That eine Reihe, um die Manier des Malers in den verschiedenen Perioden seiner Bildung zu erläutern, und dies wird einem immer und ewig als eine große Empfehlung für die Sammlung wiederholt: „Wir haben von allen Manieren Correggio's ein Exemplar.“ Allein diese Stufenfolge, so bemerkbar und interessant sie auch immer für den Künstler und Kenner seyn mag, hat doch keinen Werth für den gewöhnlichen Beschauer, der sich nur nach einem solchen Gemälde umsieht, welches ihn anspricht, und sein Gefühl erregt. Hat er die Schönheit eines der ersten und besten, welches ihm vor die Augen kommt, gehörig geprüft, so wird der Effekt der andern nothwendigerweise geschwächt; denn alle sind einander in

Hinsicht der Gegenstände der Gruppirung und der Manier gleich; auch ist die Verschiedenheit im Colorit nicht besonders auffallend. Man wird in dem Styl des Correggio bey weitem nicht die Stufenfolge bemerken, wie bey Raphael, unter dessen Gemälden sich eines befindet, das er noch unter Perrugino verfertigte, und welches man nicht gleich für ein Werk des nämlichen Meisters anerkannte, der sich durch die Transfiguration so berühmt gemacht hat; ja sie ist sogar weit weniger bemerkbar als bey Guido. Ueberdies stellen alle diese Gemälde, die Magdalena ausgenommen, Gegenstände dar, in welchen bey Correggio weit weniger Abwechslung herrscht, als bey den andern. In der Madonna kann man leichter, als in jeder andern Gestalt, die großen Maler erkennen; denn bey ihnen ist sie durchgängig mehr oder weniger als ein reines Ideal behandelt, und das Ideal eines Malers, welcher sich durch Originalität auszeichnet, verändert sich nicht so bald. Wer sich mit den Gallerien Roms, Florenz und Bologna vertraut gemacht hat, wird meines Erachtens nie viel Schwierigkeit gefunden haben, eine Madonna von Raphael, oder Guido, oder da Vinci wieder zu erkennen. Correggio hat sich selbst in der Mutter Gottes weit öfterer copirt, als jeder andere Künstler

gleiches Namens. Man betrachte mit seiner Madonna in Gedanken das Portrait seiner Gebieterin in Potsdam, und man wird sogleich bey dem ersten Anblick gewahr werden, daß die vorigen sammt und sonders verfertiget wurden, um die letztere desto mehr zu verherrlichen. Raphael bediente sich gelegentlich seiner Fornarina, um der heiligen Mutter einen Zug zu leihen; aber Correggio vergaß seine Geliebte nie; in allen seinen Jungfrauen von Berühmtheit ist sie deutlich zu erkennen; nur in der Magdalena wird man keinen Zug von ihr bemerken. Es würde äußerst ungereimt seyn, behaupten zu wollen, daß Dresden zu viel von Correggio habe; das ist unmöglich; aber vielleicht hat sie zu viel von einerley Gegenständen, und dies, wie ich vermuthe, mag auch wohl eine Ursache seyn, warum Zuschauer, die nicht selbst Künstler sind, bey dem Anblick dieser Gemälde weit weniger vom Entzücken hingerissen wurden, als man erwartete. Meinem eigenen Gefühle nach steht die Madonna di San Sisto unendlich weit über alle erhaben.

Julio Romanos Pan und Satyr ist ein anderes Gemälde, welches den Wunsch erregt, daß er sich an seine Frescostücke gehalten hätte, wo er ohne Zweifel immer am ersten sich ausgezeichnet

haben würde. Nie vergaß Raphael bey seinen Frescogemälden die Grazie und Zierlichkeit zu beobachten, welche seine Oelgemälde überhaupt auszeichnet; der Schüler hingegen überließ sich völlig der Kühnheit, und wenn man sagen darf, sogar der Härte, die durch Frescomalerey so natürlich veranlaßt wird, und trug eben die Manier auf die Leinewand über, wo sie weit weniger an ihrem Orte ist. Daher kommt es, daß man in so manchen seiner Oelgemälde eine Rauhigkeit in der Ausführung, und in dem Colorit einen Mangel an genauem und scharfem Umriß bemerkt, wofür man nicht immer durch die Kühnheit seiner Attitüden, und durch die Strenge seiner Schattirung entschädiget wird. Besser nimmt sich eine heilige Familie aus, ob sie gleich in der Composition etwas übertrieben ist; es stellt das Kind vor, wie es in einem Becken mit Wasser steht, um von der Mutter gewaschen zu werden, während dem St. Anna ein Handtuch hält, um es abzutrocknen; aber auch hier sind Hände und Füße so beschaffen, daß sie nur in dem Streite mit den Riesen erlaubt seyn dürften, und welche Julio's Meister selbst nicht bey einem Frescostücke geduldet haben würde. Auch wird ihm eine hier befindliche Copie von der heiligen Cecilia zugeschrieben, welche in Wahrheit

meisterhaft ist; nur ist die Sage sehr ungewiß; auch ist es nicht recht glaublich, daß ein so berühmter und als ein origineller Künstler so beschäftigter Maler wie Julio Romano war, seine Zeit auf so unsäglich viele Copien hätte verwenden können, die allenthalben unter seinem Namen vorkommen.

Das Gemälde, welches einen Märtyrer mit dem Feuergeräthe zu seinen Füßen vorstellt, und dem Michael Angelo zugeschrieben wird, ist gerade so eine Gestalt, wie er sie würde gemalt haben, und wahrscheinlich ist das eigentliche Original davon in dem Vatican zu finden; a b e r e s i s t i n O e l! ein Umstand, der jederzeit die Aechtheit eines Gemäldes verdächtig machen muß, das von dem Pinsel eines Künstlers herrühren soll, der ihn äußerst selten bey der Oelmalerey anwendete, und der erklärte, daß sie sich nur für Weiber und Faullenzer schicken. Die Gallerie ist schwach an Stücken aus der Venetianischen, Bologneser und Florentinischen Schule; doch findet man hier auch eine von den wollustathmenden Schönheiten Titians, die unter dem Namen Venusstücke bekannt sind, so wie auch eine sehr schöne Halbfigur der heil. Cecilia von C a r l o D o l c e, ein Lieblingsmodel für weibliche Liebhaberinnen. Von Da Vinci, dem berühmten Vater der Lombardischen Schule, findet

man nur ein einziges Portrait, Sforza, den berüchtigten Usurpator Mailands vorstellend, dem zu viel Ehre wiederfuhr, daß Leonardo ihn malte, und Guicciardini seine Geschichte beschrieb; es ist ein Portrait, das in jeder Hinsicht eines der vorzüglichsten ist.

Die Menge von Copirenden, womit die Gallerie während der Sommermonate angefüllt ist, beweist, daß der Besitz dieser reichen Sammlung dem Wachsthume der Originalgemälde nicht durchgängig günstig gewesen ist. Man findet ein sicheres und einträgliches Gewerbe in Miniaturzeichnungen; Originalität in Styl und der Composition stirbt völlig aus; oder, wenn es der Maler wagt, nach seinem eigenen Geschmack und nach eigener Idee zu arbeiten, so artet er gewissenlos ins Handwerksmäßige aus. Dietrich war ein sehr geschickter Landschaftsmaler, hatte aber eine Leichtigkeit im Pinsel sich zu eigen gemacht, die äußerst nachtheilig war. Mengs, der unter den modernen deutschen Künstlern den Vorzug behauptet, war zwar von Geburt ein Böhme, gehört aber eigentlich mehr Italien an, wo er seine Lebenszeit zubrachte. Seit einigen Jahren hatte sich Kügelchen sehr berühmt gemacht. Seine Gemälde

zeichnen sich durch besondere Eleganz in den Formen, so wie durch Sanftheit und Zartheit, und durch eine gewisse Leichtigkeit im Colorit aus. Zu früh ward er seiner Laufbahn durch einen Mörder entrissen. Dresden zählt mehrere Maler, und man findet die Liebe zu dieser Kunst allgemein verbreitet; aber man darf nicht vergessen, daß alle diese Maler sich bloß mit Copiren abgeben, und die Liebe für diese Kunst sich bloß auf Dilettanten beschränkt. Während des Sommers und Herbstes ist die Gallerie theils mit wirklichen Künstlern, theils mit Liebhabern dieser Kunst angefüllt, welche die berühmtesten Gemälde, oder einzelne Gruppen und Figuren derselben, entweder für Geld oder zu ihrem eigenen Vergnügen copiren. Manche unter ihnen, hauptsächlich von denen, welche bloß aus Liebhaberey gegenwärtig sind, sind Damen, und gerade hier findet keine Berücksichtigung des Ranges statt, der sonst in ganz Deutschland unbeugsam ist. Die Gräfin arbeitet an der Seite ihrer Gefährtin weit unter ihrem Stande, zum Erstaunen des herumwandernden Fremden. Es ist nichts ungewöhnliches, Damen zu finden, welche aus weit entlegenen Hauptstädten sich nach Dresden begeben, um einen Theil des Sommers mit Copiren der hiesigen Gemälde zuzubringen.

Eine der vollständigsten Sammlungen von Kupferplatten Europa's, die Alles enthält, was in der Kunstgeschichte interessant ist, oder als eigenes Kunstwerk einen besondern Werth hat, kann als Supplement zu den Gemälden betrachtet werden. Die älteste ist vom Jahre 1466, und soll auch unter allen, die man kennt, die älteste seyn. Welchen Sprung hat die Kunst auf einmal von den rohen Umrissen eines Schöngauers und Mechlin, bis zu der Zeichnung und Vollendung eines Dürer gemacht! Es ist in der That äußerst ergötzlich, die Genauigkeit, die sich bis auf die geringste Kleinigkeit erstreckt, zu bemerken, mit welcher der Kenner eine Originalplatte von den Copien zu unterscheiden weiß, welche nicht selten vortrefflich, und nach den berühmtesten Kupferstichen verfertiget sind. In einem Portrait hat der Kupferstecher bey einem Buchstaben in dem Worte Effigies sich so versehen, daß der Buchstabe im Original einen unbedeutenden Riß bekommen hat, welcher weit schwerer zu entdecken ist als ein Härchen. Entweder hat der Abzeichner den Fehler nicht bemerkt, oder es für rathsam gehalten, ihn zu ergänzen; aber gerade der Mangel dieses Fleckens ist das einzige Kennzeichen, nach welchem die Copie von dem Original unterschieden werden

kann. In einem frühern Werke von Dürer, welches eine Stadt vorstellt, ist die Auslassung eines kleinen Kamins, der eigentlich nicht größer ist als ein Punkt, und bey einem andern eine noch weit unmerklichere Verschiedenheit in den Zierathen eines Helms allein im Stande, die Copie zu verrathen. Man verwendet außerordentlich viel Geld darauf, um die Reihe in den Kunstwerken der neuern Meister aus allen Ländern vollständig zu machen. Wem daran liegt, die Geschichte dieser reizenden Kunst zu studiren und in den Geheimnissen der Kennerschaft eingeweiht zu werden, der kann in der That keine bessere Schule finden, als das Dresdner Cabinet. Es liefert überreichlich Materialien, und steht unter der Aufsicht eines Herrn, der nicht allein mit seinem Fache durchaus vertraut zu seyn scheint, sondern auch das seltene Verdienst besitzt, im höchsten Grade herablassend, aufmerksam und mittheilend zu seyn.

Um ihre Kunstschule so vollständig als möglich zu machen, haben Sachsen eine Anzahl Kunstwerke der Alten aus verschiedenen Gegenden Italiens theils durch Kauf, theils durch gute Worte an sich gebracht, und Gypsabdrücke von den berühmten Werken besorgt, die sie weder

kaufen noch sonst erhalten konnten. Die letztern sind von Mengs eigener Hand, und nicht nur mit der größten Accuratesse verfertiget, sondern auch einzelne Theile der Figur, wie z. B. die Haare, mit einem weit höhern Grade von Fleiß und Genauigkeit vollendet, als man es gewöhnlich in diesem Fache der plastischen Kunst antrifft. Beide Sammlungen stehen unter der Aufsicht Böttiger's, ein Name, welchen Deutschland für den berühmtesten in Hinsicht alles dessen anerkennt, was die Kunst der Alten und der classischen Alterthümer betrifft. Nur mit etwas weit weniger Geschmack besitzt er, wie nur eine Stimme darüber ist, eine ausgebreitetere und tiefere Gelehrsamkeit in diesen Fächern als Winckelmann, über den er in seinen Beyträgen zur Geschichte der alten Malerkunst manche Irrthümer berichtigt, und manchen Mangel ergänzt hat. Weit entfernt, diese Gelehrsamkeit nach dem dringenden aber vergeblichen Wunsch Heynen's und Wolf's in irgend einem großen Werke zur Schau auszustellen, oder sich darüber in Bruchstücken und hier und da unter hundert andern Gegenständen in Brochüren und gelehrten Journalen auszubreiten, steht sie vielmehr in seinen Vorlesungen oder auch in der Abendzeitung,

Dresdens elegantem Journale, ganz an ihrem rechten Platze, welches oft zum Vehikel seiner Geistesarbeiten gedient hat, die aber in der gewöhnlichen Unterhaltung sich schrecklich zuhört. Wenn Böttiger sein Haupt neigt, und die Augen halb verschließt, so darf der Zuhörer sicher auf einen Strom von Gelehrsamkeit und erhabenen Ausdrücken rechnen, der sich indessen, bey der Freundlichkeit und Einfachheit des alten Mannes, recht gut ertragen läßt.

Es würde unverzeihlich seyn, mit Stillschweigen die Schätze übergehen zu wollen, welche sich in dem sogenannten grünen Gewölbe befinden, und worauf jeder Sachse so stolz ist, und wer Vergnügen an dem Schimmer kostbarer Edelsteine, in Gold und Silber gefaßt, findet, nicht nur an allen Sorten von königlichem Geschmeide, sondern auch an jeder, wiewohl oft wunderlichen Gestalt, welche die Kunst nur zu schaffen vermag, ohne irgend eine Rücksicht auf Nutzen oder Schönheit zu nehmen, der wird mit Zufriedenheit durch die Zimmer dieses prächtigen Kramladens wandeln. Sie sind mit Kronen und Juwelen, und königlichem Schmuck von einer langen Reihe sächsischer Fürsten angefüllt; Vasen und andere Utensilien scheinen nur in der Absicht verfertigt zu seyn, um Gold und

Silber zur Schau auszustellen. Die Bretter glänzen von Zwergen, wahre Zerrbilder, deren Körper aus einer ungeheuern Perle oder Muschel verfertigt ist, und deren Glieder aus emaillirtem Golde hinzugesetzt sind. Weit interessanter sind die unzähligen Schnitzeleyen in Elfenbein, als Denkmäler einer mühsamen Kunst, die vormals in Deutschland so hochgeschätzt wurde, so wie der unermüdeten Geduld, mit welcher Deutschlands Künstler die hartnäckigsten Gegenstände in so schwere Formen bringen konnten. Man wird ganz geblendet durch die Menge kostbarer Edelsteine und Metalle, die ihren Glanz umher verbreiten; man muß den Scharfsinn bewundern, der sie in so manche Zierathen und werthlose Tändeleyen modeln konnte; aber man wird auch nichts gewahr, was man nicht noch leichter vergessen dürfte, oder was wenigstens der Erinnerung nicht sehr werth wäre.

Die Rüstkammer ist nicht etwa bloß ein Museum, in welchem man sich durch einige Proben überzeugen kann, wie ein Speer oder Panzerhemd beschaffen ist, sondern gerade das, was in alten Zeiten eine wohl ausgerüstete Waffenkammer gewesen seyn muß. Könnte Europa auf das Wort eines Zauberers in das Mittelalter zurückgesetzt werden, so würde Sachsen mit einer auf diese Art

ausgerüsteten Armee das Feld weit leichter behaupten, als irgend eine andere Macht. Wir können uns nicht leicht einen rechten Begriff davon machen, welche lange Uebung erforderlich seyn mußte, einen Menschen dahin zu bringen, daß er ungehindert solche Bekleidung trüge und, was noch mehr sagen will, solche Waffen mit Gewandtheit und Geschicklichkeit zu führen vermochte. Allein die jungen Offiziere der damaligen Zeit trugen Waffen, sobald sie nur gehen konnten, und wanderten ordentlich aus einem Harnisch in den andern, der immer schwerer war, als der vorige, bis sie zum stattlichen Ritter herangewachsen waren, und mit dem breiten Schwerde bey einer Last eines Zwölfpfünders auf dem Rücken eben so leicht umgehen konnten, als eine Dame einen Kranz von seidenen Blumen auf ihrem Haupte bey einer Quadrille trägt. Man findet hier eine vollständige Reihe von Kleidungsstücken für die sächsischen Prinzen bestimmt; die kleinste scheint für einen Knaben von zehn bis zwölf Jahren zu seyn. Schwer dürfte es halten, Jemanden aufzufinden, der im Stande wäre, in dem Küraß August des Zweiten umher zu wandeln, den man kaum von der Erde aufheben kann, oder mit seiner Mütze zu spielen, welche einen eisernen Hut umschließt,

der schwerer ist als ein Theekessel; aber August war auch, wenn man den Sachsen glauben darf, ein zweiter Simson. Sie tragen sich mit unzähligen Geschichten von seiner körperlichen Stärke; daß er z. B. einen Trompeter in völliger Rüstung emporhob, und mit seiner Hand in die Höhe hielt; ferner das Eisengeländer einer Treppe in einen Strick zusammendrehte, und endlich einer spröden Schönheit seine Liebe erklärte, indem er ihr mit der einen Hand einen Beutel mit Gold reichte und mit der andern ein Hufeisen zerbrach.

Unter den Alterthümern befindet sich auch das erste Werkzeug, mit welchem Schwarz sein erfundenes Pulver probirte. Das Feuer wird durch Reibung hervorgebracht. Eine kleine eiserne Stange, die in gleicher Richtung mit dem Laufe steht, kann geschwind mit der Hand vor- und rückwärts geschoben werden; oben befindet sich ein Feuerstein, dessen Ecke fest gegen das Obertheil der Stange vermittelst einer Springfeder gerichtet ist; die Reibung des Steins gegen die Stange lockt das Feuer heraus, welches nun auf das Pulver fällt, das in einer kleinen unten angebrachten Pfanne liegt.

Dies wären denn einige von den Schätzen und Merkwürdigkeiten der Sammlungen von Kunst-

werken und Tändeleyen, wodurch die Sachsen so stolz auf ihre Hauptstadt geworden sind, und die eben so wohl Männer von Geist und Geschmack, als Müssiggänger und Verschwender dahin locken. Der gesellschaftliche Ton trägt im Allgemeinen das nämliche Gepräge von leichtem Sinne und aufgewecktem Wesen. Ob es gleich hier verschiedene Männer in Dresden giebt, welche im ausgezeichneten literarischen Rufe stehen, so sind doch ordentliche literarische Clubs kein Lieblingsgegenstand des gesellschaftlichen Lebens, die Pedanterie und das gezwungene Wesen, welches sie gewöhnlich umgiebt, ist nicht für Dresdens Clima. Es kann sich jedoch leicht zutragen, daß, wenn man unter Plaudern seinen Thee zu sich genommen hat, man dazu verdammt wird, Jemanden ein Paar ewig lange Stunden laut vorlesen zu hören. Die Herren, welche dabey gähnen, verdienen einiges Mitleid, aber die Damen sind durchaus nicht zu bedauern, denn sie sind gemeiniglich die großen Beschützerinnen dieser Abendversammlungen, und dabey wird eben so eifrig gestrickt, als wenn sie mit einander plauderten. Tieck, ein Dichter, der selbst ein Originalgenie ist, und sich als würdigen Mitgehülfen bey den Arbeiten bekannt gemacht hat, wodurch Shakespea-

re mit so vielem Glücke auf deutschen Boden verpflanzt worden ist, ist besonders wegen seiner Stärke im mündlichen Vortrage berühmt. Ich hörte ihn ununterbrochen den ganzen Julius Cäsar von Shakespeare in Schlegels Uebersetzung der entzückten Theeversammlung mit dem gehörigen Accent, für jede Rolle lesen, und wirklich ließ die vortreffliche Uebersetzung, vereint mit dem Vortrage, wenig zu wünschen übrig.

Indessen ist doch Dresden bey allem Hang zur Fröhlichkeit und Neuigkeiten, meines Erachtens, die einzige angesehene europäische Hauptstadt, in welcher keine Zeitung, wie sie eigentlich verstanden wird, erscheint. Die Abendzeitung ist bloß für Theetische bestimmt, und mit empfindsamen Geschichten und Versen, mit alten Anecdoten, die Niemanden interessiren, so wie mit Kritiken über die Darstellungen in allen berühmten deutschen Theatern angefüllt, welche für alle Welt ein Interesse haben. Auch findet man keine politische Zeitung hier, wahrscheinlich wegen der Nähe von Leipzig, wo man der Meinung ist, daß politische Zeitungen daselbst besser gehalten werden könnten, weil man mehr auf politische Gegenstände achtet, und sie auch besser zu würdigen weiß. Der Grund kann wenigstens nicht darin

liegen, daß die Censur zu Dresden strenger seyn sollte, als die zu Leipzig; denn alle Leipziger Zeitungen werden hier erlaubt, und in der Resource, einer Gesellschaft von Herren, welche hier sich versammeln, um Zeitungen zu lesen, und zu Mittag zu speisen, fand ich nicht allein alle französische Journale, sondern auch den Morning Chronicle und die Times neben dem Courier.

Das Englische wird unter den gebildetsten Ständen sehr stark getrieben, obgleich Französich noch immer die Conventionssprache ist, die man bey Hofleuten und Bedienten findet. Das Deutsche, welches hier und zwar mit einer gewissen Vorliebe gesprochen wird, wird man schwerlich irgend an einem andern Orte so rein finden, den hannöverischen Dialekt ausgenommen; und der Vorzug, welchen die Sprachforscher dem letztern geben, beruht nur auf unbedeutenden Punkten in der Aussprache, denen man zu Gunsten Hannovers aus Gründen beypflichten muß, welchen aber das Ohr nicht leicht den Vorzug lassen wird. So weit wird im Hannöverischen die Delicatesse getrieben, mit der man in den rein deutschen Staaten sich als einen gebildeten Mann gelten lassen will, daß mir Hannoveraner bekannt sind, welche, so lange

sie sich in Sachsen aufhielten, ihrer natürlichen Aussprache entsagten, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, als wollten sie affectiren. Oft stand ich in Zweifel, ob nicht das Deutsche auf den Lippen eines schönen und muntern Sachsen sich eben so angenehm ausnehmen sollte als das Italienische im Munde eines schmachtenden wollustathmenden Venetianers, obgleich diejenigen, welche erstere Sprache einzig und allein nach der unverbürgten Sage Karl des Fünften beurtheilen wollen, daß sie eine Sprache sey, die bloß mit den Pferden geredet werden müsse, es ohne Zweifel sehr lächerlich finden werden, einen solchen Zweifel nur auf die entfernteste Art hegen zu wollen. Ich will nicht gerade behaupten, daß die Accente, als wesentliche Bestandtheile der Betonung betrachtet, so sanft ins Ohr fielen; aber die deutsche Sprache ist weit poetischer in den Ideen, welche diese Accente erwecken und darstellen als irgend eine andere lebende, so daß sie einen weit höhern Werth dadurch erhält, weil sie, wenn man noch die philosophische Regelmäßigkeit in ihrem Bau dazu nimmt, in weit lebhaftern Farben malt, selbst die Rauhigkeit oder Härte für's Ohr ist bey weitem nicht so häufig oder auffallend, als wir uns gern einbilden möchten, weil durch die Aus-

drücke so verschiedene Gefühle und Nebenideen erweckt werden, daß man auf die bloß sinnlichen Anforderungen des Gehörs größtentheils nicht achtet. Ein Reisender, welcher einen Postillon um sein Trinkgeld brunnen, oder ein Paar Bauern gegen einander in der Schenke hat fluchen und schwören hören, und in der Folge, wenn er sich wieder in einer für ihn anständigen Gesellschaft findet, nur Französisch hört und spricht, wird unfehlbar niederschreiben, daß das Deutsche eine entsetzliche Sprache sey, welche das Ohr zerreißt und nur ein abscheuliches Mittel abgebe, um abscheuliche Dinge zu sagen.

Was würden wir zu dem Italienischen sagen, wenn man es auf ähnliche Art beurtheilen wollte? Wo giebt es dann beleidigernde und abscheulichere Töne, als die Dialekte der Mailänder und Bologneser?

In dieser belebten und eleganten Stadt ist eine der unerfreulichsten Erscheinungen die Anzahl der verurtheilten Verbrecher, welche die Straßen reinigen müssen, an den Beinen gefesselt sind, und zu ihrer Arbeit durch die Peitsche ihres Aufsehers nnd durch die Flinten der Schildwachen angehalten werden. Hier sowohl als wie in Italien haben diese Bösewichter die Unverschämtheit

von dem Vorübergehenden um Gotteswillen eine Gabe zu erbetteln, dem sie gern die Taschen plündern, oder gar das Genick brechen würden, wenn die Kette sich von ihrer Fußschelle losgemacht hätte. Die Zeit, wo sie nicht arbeiten, bringen sie in einem elenden und ungesunden Gefängnisse, in Kerkern zu, welche immer abscheulich sind, und oft gar unter der Erde sich befinden. Da ich in Jena einen Professor in seiner Vorlesung über die schlechte Beschaffenheit der englischen Gefängnisse, und zwar auf eine Manier losziehen hörte, die meines Erachtens kein Deutscher sich zu erlauben berechtiget war, der zu Hause etwas näher bekannt ist, so benutzte ich die Gelegenheit, eines der Gefängnisse in Dresden zu besuchen. Es war sowohl mit Angeklagten als auch mit bereits Verurtheilten angefüllt, und schien alle gewöhnliche Mängel schlecht eingerichteter Gefängnisse zu haben, was das physische und moralische Wohl der Inhaftirten betrifft. Sie waren in kleinen dunkeln Zellen verwahrt, von denen jede drey Gefangene enthielt; einige Breter waren über eine schlechte Matraze gelegt, welche die Stelle des Bettes vertraten, und in den Zellen herrschte eine Hitze zum Ersticken. Unter den Gefangenen befanden sich Manche, deren Schuld noch gar nicht erwie-

sen worden, und doch, obgleich ihre Unschuld nicht unmöglich war, gieng es in den sechsten, den achten, ja sogar den zwölften Monat, daß sie in diesem der Sittlichkeit verderblichen Gewahrsam sich befanden. Ein junger Mann, den mir der Kerkermeister als einen Menschen von guter Herkunft bezeichnete, hatte bereits Monate lang hier geschmachtet, ohne, wie er sagte, die eigentliche Ursache zu wissen, warum er hier sey. Wenn man auch dieses Vorgeben bezweifeln möchte, so war doch die Größe eines so langwierigen Leidens ohne eine bestimmte Aussicht zur Beendigung desselben nur zu gewiß. Bis der Richter Zeit finden wird, sie zu verurtheilen, oder als unschuldig zu entlassen, müssen sie in diesen verpestenden Gesellschaften in Kerkern schmachten, gegen welche die Zelle, in die sie eingeschlossen werden, falls sie das Todesurtheil trifft, noch ein bequemer Aufenthalt zu nennen ist. Ich konnte der Versicherung des Kerkermeisters leicht Glauben beymessen, daß sie gemeiniglich das Gefängniß schlechter verlassen, als sie hineingeko mmen sind.

Solche Einrichtungen bey einer Criminalverfassung, die in ganz Deutschland herrschend ist, sind erschrecklich; denn sie ist so beschaffen, daß sie der Dauer eines so vorläufigen Gewahrsams

keine bestimmte Gränze setzt. Die längere Dauer der Einkerkerung eines Angeklagten hängt nicht von den Gesetzen, sondern von dem Richter, oder von denen ab, welche noch über dem Richter stehen. Hat das Gesetz einmal den Menschen zum Gefängnisse verurtheilt, so scheint es sich weiter nicht um ihn zu bekümmern. Man hat Beyspiele, und die überdieß nicht so lange her sind, daß Personen als unschuldig entlassen wurden, nachdem sie vorläufig fünf Jahre lang im Gefängnisse geschmachtet hatten. Freylich schütteln die Leute den Kopf über solche Dinge mit dem Ausruf, „wohl war es sehr hart gegen den armen Menschen gehandelt, aber die Gerichte konnten nicht eher von seiner Schuld oder Unschuld sich überzeugen!" Allerdings ist es nach ihrem Vorgeben weit besser, daß ein Mensch ungerechter Weise fünf Jahre lang eingekerkert, als zu Ende des ersten unschuldiger Weise gehangen wird; aber sie können nicht begreifen, daß, wenn kein schicklicher Grund vorhanden war, ihn gleich im ersten Jahre zu hängen, vollends gar keine Gründe sich denken ließen, um ihn die andern vier Jahre hindurch gefangen zu halten. Sie bestehen darauf, daß es nothwendig sey, die Wahrheit zu entdecken. Fänden sich verdächtige Umstände, so erkennen sie es zwar für

unrecht, den Menschen geradezu für überwiesen zu halten, aber sie behaupten, es würde eben so unrecht seyn, ihn auf freien Fuß zu setzen, und machen daraus den schönen Schluß, daß er so lange im Gefängnisse bleiben müsse, „bis die Wahrheit an den Tag gekommen ist." Sich der Wahrheit durch gewisse Gründe zu versichern, ist eine herrliche Sache; aber himmelschreiend ist es, daß ein Mensch eine unbestimmte Zeit lang nach den Gesetzen im Gefängnisse schmachten muß, bis der Richter mit Gewißheit entdeckt hat, ob er jemals hätte hineinkommen sollen, oder nicht. Die Heimlichkeit, in welcher alle gerichtliche Verhandlungen eingehüllt sind, trägt freylich viel dazu bey, daß die Anzahl solcher niederschlagenden Mißbräuche nicht so auffallend ist, und dadurch verhütet wird, daß die öffentliche Meinung nicht so viel Wesens von denen macht, welche hier und da bekannt werden.

Alles dies führt auf ein anderes gewöhnliches Verfahren, das, so sehr es auch immer beschöniget werden mag, nicht viel besser ist, als die Tortur selbst. Bey allen Hauptverbrechen richtet man sich nach der angenommenen Regel, nicht eher die Strafe zu vollstrecken, der Beweis mag auch noch so klar und deutlich seyn, als bis der Verbrecher

sein eigenes Geständniß abgelegt hat. Hochverrath leidet hierin meines Wissens, eine gewöhnliche Ausnahme. In solchem Falle muß der Kopf herunter, der Mund mag sich zum Bekenntniß geöffnet haben oder nicht. Bey allen andern Capital-Verbrechen, gesetzt auch, daß ihrem Erkenntniß auch nicht der geringste Zweifel zum Grunde liegt, ist der Verbrecher, wenn er läugnet, einzig und allein zu einem, vielleicht lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt. Hier schützt die Alternative nicht, daß nach der Entscheidung seiner Richter die Schuld entweder deutlich bewiesen ist, oder nicht. Ist sie klar bewiesen, so wird die Strafe völlig vollzogen, wo nicht, so muß sie ganz und gar wegfallen, denn sonst würde jeder Verdacht wie ein Verbrechen angesehen, und ein Mensch darum als ein Criminalverbrecher behandelt, weil es noch zweifelhaft ist, ob er auch einer seyn dürfte, oder nicht*). Glauben seine Richter, daß er bloß

* Dieses Verfahren ist in den letztern Jahren sehr heftig und besonders von Feuerbach angegriffen worden, einem der berühmtesten Rechtsgelehrten Deutschlands. Die Frage: ob der Beweis, welcher für unzureichend befunden würde, wenn das eigene Geständniß des Verbrechers mangelte, einen

aus Hartnäckigkeit läugnet, so wird er zum Kerker verurtheilt, dessen Schrecknisse, nach dem einzigen zu urtheilen, welches ich untersuchte, auch die Unschuld nicht lange ertragen kann; denn selbst der Tod auf dem Schaffot dürfte bey weitem erträglicher und ein schnelleres Mittel seyn, der Qual auf einmal los zu werden, als das tödtliche Gefühl, welches in einer solchen Zelle durch alle Glieder geht. Es ist eine kalte, feuchte, unterirdische Höhle, die Decke ist so niedrig, daß die großen Tropfen von Feuchtigkeit, die von oben herab kommen, unmittelbar auf den armen Gefangenen fallen müssen; der Raum ist so enge, daß ein Mann nicht im Stande ist, seine Glieder gerade auszustrecken. Das einzige hier sichtbare Geräthe ist feuchtes Stroh, spärlich auf den feuchten Boden hingestreut. Nicht die geringste Oeffnung oder Ritze ist hier vorhanden, um etwas Licht oder Luft herein kommen zu lassen; der Gefangene kann nicht

---

höhern Grad von Strafe rechtfertige, oder ihn von aller Strafe befreyete, war der Gegenstand einer Preisaufgabe im Jahre 1800. Einen Auszug von dem ganzen Streit wird man in dem dritten und vierten Bande des Archivs des Criminalrechts, herausgegeben von den Professoren Klein, Kleinschrod und Konopack finden.

einmal die Brodrinde und den Krug Wasser erkennen, den man verwilliget hat, sein elendes Leben in einem Loche zu fristen, wo Gefühllosigkeit selbst ein Segen seyn würde. Ich beschreibe nicht etwa ein Ueberbleibsel aus den rohen Zeiten des Alterthums. Noch jetzt ist die Zelle gerade so und nicht anders, als ich erwähnte. Vor einigen Jahren wurde sie von einem Weibe bewohnt, welche des Mordes überwiesen war. Da sie ihr Verbrechen fortwährend läugnete, so wurde sie von ihren Richtern, die keine gegründete Ursache zum Zweifel fanden, in diesen Kerker geschickt, um von ihr das Geständniß zu erpressen. Vierzehn Tage darauf brach ihr Eigensinn; als ihr kaum noch so viel Kräfte übriggeblieben waren, zum Schaffot hinzuwanken, bekannte sie den Mord gerade so, wie man es von ihr hatte haben wollen.

Ein solches Verfahren empört alles sittliche Gefühl, schon wenn man es als Strafe betrachten will; betrachtet man es aber aus dem Gesichtspunkte, daß man zu demselben schreitet, ehe das eigentliche Urtheil erfolgt ist, um nur ein Geständniß zu erpressen, wo bleibt dann der geringste Unterschied zwischen ihr und der Tortur? In Wahrheit wir gerathen in Versuchung zu glauben, daß man nicht ohne die Absicht, zukünftig da-

von Gebrauch zu machen, in einem etwas geräumigern Gemach, welches an diesen niederträchtigen Kerker stößt, alle gewöhnliche Werkzeuge der Tortur vom Rade an bis zu den Zangen, sorgfältig aufbewahrt. An der Decke sind eine Menge eiserne Haken befestiget, ein dem Ganzen entsprechender hölzerner Block nimmt die ganze Flur ein und ist mit scharfen eisernen Spitzen versehen, welche aufwärts gerichtet sind; in einem Winkel liegen die Stricke, womit man die Gefangenen an die Haken befestigte, wobey ihre Füße auf den unten befindlichen Spitzen ruhten. Gleich bey dem Rade ist eine Grube voll eiskalten Wassers. Die Bänke und Tische der Richter stehen noch an ihrer gewöhnlichen Stelle, eben so wie die altmodischen Leuchter von Eisen, welche selbst zur Mittagszeit das einzige Licht gewährten, das die finstere Zelle dieser Schuld und des Elends erhellte. Glücklicherweise ruht nun dicker Staub auf ihnen, der, wie wir hoffen, nie gestört werden wird.

Das Schlimmste ist, daß diese Art von Tortur, (denn wenn man die Art des Gefängnisses und die Absicht erwägt, warum es beschieden wird, so ist mir es nicht möglich, ihm einen andern Namen zu geben,) gerade so beschaffen ist, daß die noch am wenigsten Verderbten am ersten darunter leiden.

Für die, welche es in der Niederträchtigkeit bis zum höchsten Grade gebracht haben, und längst versuchte Sclaven des Lasters geworden sind, hat eine finstere, feuchte Höhle, feuchtes Stroh, Brod und Wasser bey weitem nicht so viel Schreckliches, als für die Neulinge in ihrem Handwerke, oder für den Unschuldigen, der unglücklicherweise in Verdacht gerathen ist. Wie viele haben sich selbst Verbrechen aufgebürdet, die sie niemals begangen hatten, nur um den Qualen einer Tortur zu entgehen, die sie nie verdienten! Welch ein trauriges Verzeichniß könnte man aus jenen Zeiten sammeln, da der Henkersknecht noch die Tortur vollstrecken mußte. Und, ach! doch raubt uns neuere Erfahrung den tröstlichen Glauben, daß sie völlig verschwunden sey, da Deutschland statt dieser peinlichen Untersuchung ein so qualvolles Gefängniß eingeführt hat. Ein trauriges Beyspiel ereignete sich zu Dresden, während meines Aufenthalts (1821) daselbst. Kügelchen, einer der berühmtesten Maler Deutschlands seiner Zeit, war in der Nähe der Stadt ermordet und beraubt worden. Ein Soldat, Namens Fischer, ward als verdächtig eingezogen. Nach einer langwierigen Untersuchung glaubten sich seine Richter von seiner Schuld hinlänglich überzeugt zu haben; da

er aber noch nicht bekennen wollte, ward er wieder in den Kerker geschickt, um seinen harten, verstockten Sinn zu beugen. Einige Monate lang hielt er es aus, aber endlich gestand er den Mord. Noch hatte er die Strafe des Rades nicht erlitten, als sich Umstände fanden, welche Verdacht gegen einen andern Soldaten, Namens Kaltofen, erregten, als wäre er wenigstens Mitschuldiger der That. Das Resultat, welches sich aus der neu angestellten Untersuchung ergab, war der deutlichste Beweis von Fischer's völliger Unschuld. Kaltofen bekannte freywillig, nicht allein Kügelchen ermordet, sondern auch ein ähnliches Verbrechen begangen zu haben, welches einige Monate früher sich ereignet hatte, und von welchem man den Thäter bis dahin nicht hatte ausfindig machen können. Der eigentliche Missethäter ward hingerichtet, und eben die Richter, welche den unglücklichen Fischer zu einem so erschrecklichen Gewahrsam verurtheilt hatten, um ein Geständniß von ihm zu erpressen, gaben ihm, da er sich nun alles Verdachts entlediget hatte, seine Freyheit wieder. Als eine natürliche Folge einer so langwierigen Gefangenschaft in einem solchen Aufenthalte, war es anzusehen, daß man ihn aus dem Gefängnisse in's Spital bringen mußte. Er sagte,

daß er mit Bedacht ein falsches Geständniß abgelegt habe, nur um selbst durch Beschleunigung seiner Hinrichtung von der schmerzhaften Tortur erlöst zu werden, welche sowohl den Körper, als auch die Seele darnieder beugt. Dies ist eine der furchtbarsten Seiten der sächsischen Criminal-Justiz. Wenn man auch zugeben will, daß wenige Beyspiele vorhanden sind, wo wirklich Unschuldige auf dem Schaffotte bluten mußten, Beyspiele, welche gewiß in allen Ländern selten sind, so ist es doch auf diese Art unverkennbar, daß in Deutschland öfters der Unschuldige es dem Zufalle zu verdanken hat, wenn er davon kommt, da das Gesetz sein ganzes Ansehen aufgeboten hat, ihn zu verurtheilen. Aber wie viele giebt es unter denen, welche auf die Länge für unschuldig anerkannt, in die Rechte ihres Standes und der bürgerlichen Gesellschaft wieder eingesetzt wurden, und doch gleich dem armen Fischer aus ihrem Gefängnisse den Stoff zu einer Krankheit brachten, der sie endlich eben so gewiß an den Rand des Grabes führte, als Galgen oder Rad.

Die sächsischen Stände hatten sich in Dresden versammelt, und waren zum Theil mit der Regierung in Streit gerathen; die bürgerlichen Behörden widersetzten sich den Ministern des Königs

gerade zu. Noch immer ist mit den Ständen keine Veränderung vorgenommen worden; sie behalten ihre veraltete Form, ihr langsames, kostspieliges und unthätiges Wesen bey; bilden einen Verein von galanten Edelleuten, von Geistlichen, die eine Pfründe haben, oder aus Laien, welche die Einkünfte genießen, die ehedem den Geistlichen gehörten; als altmodische Werkzeuge zusammenberufen, deren sich der König, um seine Wünsche zu befriedigen, zu bedienen gezwungen ist, über die es ihm aber eben so leicht ist zu gebieten. Die beträchtliche Volksmasse kann mit Ausschluß der Aristocraten behaupten, daß sie nur eine Stimme, und auch diese durch wenige Stellvertreter aus den Städten haben, deren Art zu wählen eben nichts volksmäßiges hat. Gleichwohl waren es diese allein, welche den Wunsch ausdrückten, daß man das Verfahren der höhern Behörden genauer untersuchen möge. Sie beschwerten sich, daß man durch Auflegung von Steuern ihre Gerechtsame geschmälert habe; sie forderten, daß man Rechnung wegen der Zweige der Verwaltung ablegen möge, für die man außerordentliche Unterstützungen gefordert hatte; und als ihnen ihr Gesuch abgeschlagen wurde, so baten sie um Erlaubniß, ihre Verhandlungen öffentlich bekannt machen

zu dürfen, damit sie sich bey dem Volke rechtfertigen könnten. Auch dies ward ihnen verweigert, und nun reichten sie bey der Ritterschaft eine Vorstellung ein, in welcher sie dieselbe ersuchten, mit ihnen gemeinschaftlich ihre rechtmäßigen Forderungen zu unterstützen. Auf alle Nachforschungen, wie die Sache abgelaufen sey, und welches Verfahren die Ritterschaft angenommen habe, erfolgte jedesmal die niederschlagende Antwort: „Man weiß nicht!" —

In der That findet bey einer auf diese Art eingerichteten Versammlung ein überwiegendes und unwiderstehliches Interesse auf Seiten der Aristocraten statt. Nicht allein der Anzahl, sondern noch weit mehr ihres Einflusses wegen machen sie bey weitem den größern Theil derer aus, die zu dieser Versammlung von Behörden berufen werden, und von denen man nicht genau bestimmen kann, was sie eigentlich vorstellen sollen, die wohl eher zusammen kommen, um zu berathschlagen, als genaue Untersuchungen anzustellen. In allen Fällen aber steht dieser Einfluß einzig und allein der Krone zu Diensten, denn wegen der gewöhnlichen Verhältnisse, die in der bürgerlichen Gesellschaft bemerkbar sind, und des Mangels an aller politischen Unabhängigkeit unter Ständen,

wo niemals ein öffentliches politisches Leben aufkommen konnte, kennen diejenigen, welche damit prahlen, keine größere Belohnung als das beyfällige Lächeln der Krone. Weit leichter würde man sie verleiten können, bey ihren Stimmen das Geld, oder die persönliche Sicherheit des Volkes auf's Spiel zu setzen, und zwar ohne lange Untersuchung, als Gefahr zu laufen, von der nächsten Hoftafel ausgeschlossen zu werden. Also liegt der Mangel nicht darin, als ob die Aristocraten einen größern Einfluß besäßen; denn jedes Land, welches sie ausschließen wollte, würde die politische Gesellschaft in unnatürliche Formen zwängen, und dürfte sich kaum eine beständige und ruhige politische Existenz versprechen; es liegt darin, daß sie diesen Einfluß nur der Form nach besitzen, welchen sich allein die executive Gewalt anmaßt, und noch mehr darin, daß mit ihrer Verwilligung auch keine andere Volksclasse nur den geringsten Einfluß sich zueignen darf.

Bey den Lehnrechten, unter welchen diese Art von Regierung entstand, und die auch nur allein zu ihrer Rechtfertigung gelten können, waren die Adlichen mehrentheils die einzigen Personen, die Städte ausgenommen, welche keinen Herrn weiter als das Reich anerkannten, denen man aus irgend

einer wohlgemeinten Absicht eine Gewalt in politischer Hinsicht anvertrauen konnte. Die Verbindung, in welcher sie mit den niedern Ständen sich befanden, war so ungleich, daß jeder Einfluß, welchen man letztern einräumte, nur dazu diente, das Ansehen der erstern zu vermehren. Ein Adlicher konnte sich ihrer Stimmen eben so willkührlich anmaßen, um seinem Nachbar eine Grafschaft abzuzwingen, als er sich ihrer Schwerder zu bedienen pflegte, um mit Gewalt zum Besitz einer schönen Tochter, oder einer bestimmten Anzahl von Hornvieh zu gelangen. Ihren Stand ausgenommen, wagte es kein einziger, sich einige Rechte anzumaßen, da sie viel zu ohnmächtig gegen die brutale Gewalt derer waren, welche überall das Schwerd als Dollmetscher der öffentlichen Gesetze geltend machten. Aber eben dieser Einfluß, den sie sich ausschließend zueigneten, wurde sogar ein sehr wirksames Mittel, dem Monarchen die Spitze zu bieten. Eben diese Lehnsverhältnisse, welche sie in Stand setzten, Jedermann zu mißbrauchen, mußten ihnen behülflich seyn, den Monarchen daran zu hindern, daß er ohne ihre Einwilligung irgend Jemand beeinträchtigen durfte. Auch dann, wenn das Haupt des heiligen römischen Reichs sie um sich versammelte, um einen ungehorsamen

Grafen oder einen trotzigen Vasallen zu züchtigen, giengen sie bey dem Kampfe ihren eigenen Weg, oder folgten ihrer eigenen Laune. Die Reichs-armee war halb und halb versammelt, machte den Feldzug halb und halb mit, um — gar nichts zu thun, und rechtfertigte nach Jahrhunderten, zu Ende des siebenjährigen Krieges, da das Phantom zuletzt noch eine körperliche Gestalt angenommen hatte, den lächerlichen Beynamen als Reichs-executionsarmee. Aber seit langer Zeit haben in beider Hinsicht die gesellschaftlichen Verhältnisse sich völlig geändert. Diejenigen Stände, welche sonst ausgeschlossen wurden, haben nun einen gewissen, für sie schicklichen Einfluß im Politischen erhalten; noch weit früher wurden diejenigen, welche alle andere ausgeschlossen hatten, sämmtlich unfähig gemacht, ihren Einfluß zum Nachtheil des Regenten allein geltend zu machen, weil sie in galante Vasallen ausgeartet waren, die von eben dem Monarchen abhiengen, und von ihm gezwungen wurden, seinen Wünschen beförderlich zu seyn; die man vielleicht dem Scheine nach um Rath fragte, und wenn ihre Entscheidung mißbilligend ausfiel, von allen Mitteln entblößt waren, um ihre Mißbilligung geltend zu machen. Sie waren gar mächtige Männer, und, gegen den

Monarchen, sogar in manchen Fällen sehr nützlich, wenn sie das Schwerd in den Händen und Vasallen in ihrem Gefolge hatten; aber als ein gesetzgebender Körper sind sie ganz unnütz, seitdem ihre einzigen Waffen in dem Gänsekiel ihrer Gerichtsschreiber bestehen *). Die öffentliche Meinung könnte ihnen allenfalls noch ein Gewicht geben, aber solcher Waffen wagen sie sich nicht zu bedienen, weil sie wissen, daß, wenn sie einmal sich dieselbe zueignen wollten, diese wahrscheinlich die Formen angreifen würde, welche sie, obgleich nur dem Namen nach, zu dem ausschließenden Organ der öffentlichen Urtheile über die Verwaltung des Ganzen machen.

Obgleich auf diese Art der überwiegende Einfluß der Aristocraten in so fern vernichtet ist, daß ihnen alle Macht benommen bleibt, Gutes zu wirken, so dauert er doch in der Hinsicht fort, daß er das Ansehen besitzt, alle andern Stände aus-

*) Das Volk urtheilt so richtig von dem Nutzen einer solchen Versammlung, daß es zu einem, zwar in der That gemeinen, aber doch wahren Sprichwort geworden ist:

Das was ein Landtag ist, schliesst sich in diesem Reim:
Versammelt euch, schafft Geld, und packt euch wieder heim.

zuschließen, die sich nach und nach so erhoben haben, daß sie wohl einer nachdrücklichern Stimme werth wären; die alten Formen werden nun in eine oligarchische Gestalt umgemodelt, und ist noch das einzige Unterscheidungszeichen der verfassungsmäßigen Gesetzgeber. Das System ist schlecht in der Theorie, denn es ist nicht allein anmaßend, sondern auch ganz unwirksam; der Praxis nach kann es zu keiner wirklichen Unterdrückung Veranlassung geben, da der Monarch, seinem persönlichen Charakter gemäß, eben so besorgt ist, das Wohl seines Königreichs zu befördern, als das seiner Familie selbst. Aber in Sachsen so gut wie in jedem andern Staat, der auf keine zeitgemäße Abänderung des alten Grundsatzes bedacht ist, könnte ein König mit einem weniger edlern Herzen, als der gegenwärtige Herr ist, unendliches Unglück verursachen, und keine Gewalt im Staate möchte dann sich finden lassen können, um dasselbe gesetzmäßig und kräftig wieder zu unterdrücken.

Sechstes Kapitel.

Thüringen. Cassel.

Männer versorgten das brüllende Vieh, und die
Pferd' an den Wagen;
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die
Weiber;
Und es ergötzten die Kinder sich plätschernd im
Wasser des Baches.

Göthe.

Wenn man Thüringen von Weimar aus, nach der Hauptstadt Westphalens zu, durchwandert, so zeigt sich ungefähr zwölf Meilen von der ersten, Erfurt mit ihren Wällen und Kanonen. Nur als Festung betrachtet, da sie der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken ist, hat sie gegenwärtig eine Bedeutenheit erhalten, und das herumliegende preußische Militair ist der häufigste Gegenstand, den man in seinen wüsten Straßen gewahr wird. Die sechszigtausend Einwohner, welche gegen das

Ende des sechszehnten Jahrhunderts Handel und Gewerbe daselbst erhielten, sind fast über das Drittel geschmolzen. So wie Leipzig sich hob, so sank auch Erfurt. Den letzten Glanz, welcher die Stadt belebte, erhielt sie durch die Zusammenkunft so mancher gekrönten Häupter, die Napoleon im Jahre 1807 um sich versammelte. So wenig auch Bonaparte ein Freund von königlichen Lustbarkeiten war, so hatte er doch eine Truppe französischer Schauspieler zu der Zeit bey sich, von denen er sowohl hier als auch in Weimar Voltaire's Tod des Cäsars aufführen ließ, gewiß eine sonderbare Wahl von einem solchen Manne. Während des Congresses zu Aachen weigerte sich die Gemahlin eines Ministers aus den nördlichen Staaten in das Theater zu gehen, weil das Freyheitsstück „Wilhelm Tell" gegeben werden sollte.

In keiner sächsischen Stadt haben die katholischen Einwohner auch in Hinsicht der Anzahl so gut Fuß gefaßt, als hier. Im eigentlichen Innern des Landes, wo die Reformation zuerst Wurzel erhielt, von allen Seiten von Protestanten umgeben, und lange Zeit hindurch von protestantischen Fürsten beherrscht, hat es ihnen geglückt, immer gleichen Schritt mit der neuen Religionsparthey zu halten, als ob sie entschlossen wären, dem zu

folgen, was sie von dem Reformator in seiner Jugend gesehen, und von seinen Lehren in seinem höhern Alter vernommen hatten. Das Augustinerkloster, in welchem der junge Luther zuerst die Kutte im Dienste der Hierarchie anlegte, welche er in ihren Grundvesten nachgehends erschütterte, und wo er mit seiner Flöte die ungeduldigen Wünsche eines Geistes zu beschwichtigen suchte, der einst ganz Europa in Flammen setzte, ist in ein Waisenhaus verwandelt worden; allein die Celle des Reformators hat man sorgfältig als das frühste Denkmal des berühmtesten Mannes der neuern Zeit zu erhalten gesucht. Der Gang, woselbst sie sich befindet, ist mit einem Todtentanz geziert*), und über die Thüre liest man die Inschrift:

---

*) Es wird dem Leser wahrscheinlich bekannt seyn, daß ein solcher Todtentanz eine Reihe von Gemälden enthält, worauf der Tod vorgestellt ist, wie er alle Stände der menschlichen Gesellschaft, vom Monarchen an bis zu dem Bettler herab, und von allen Professionen und Würden, Priester und Koketten, Soldaten und Philosophen, Musiker und Doctoren, einen nach dem andern, weg und in eine andere Welt führt. Gewöhnlich findet man sie auf Kirchhöfen, so wie z. B. in dem Gottesacker der Neu-

Cellula divino magnoque habitata Luthero,
Salve, vix tanto cellula digna viro!
Dignus erat, qui regum splendida tecta subiret,
Te dedignatus non tamen ille fuit.

Sie ist klein und einfach, und muß eine sehr kühle Studirstube gewesen seyn. Ueber seinem Portraite hängt eine Erklärung des Textes: „der Tod ist verschlungen in den Sieg" von seiner eigenen Handschrift gerade auf die Art geschrieben, wie sonst alte Bücher sich endigten, in Gestalt einer umgekehrten Pyramide. Auch bemerkt man

---

stadt Dresdens abgebildet, um eine lehrreiche Erinnerung an die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens zu ertheilen, oder in Kirchen und Klöstern, um die Verwüstungen der Pest zu verewigen. Von letzterer Art war der berühmte Todtentanz zu Basel, der zum Andenken der Seuche gemalt wurde, die während des daselbst gehaltenen Conciliums wüthete. Er ist nicht mehr vorhanden, außer in Kupferstichen. Gewöhnlich hielt man ihn für ein Werk Holbeins, aber in neuern Zeiten hat man dies bezweifelt, und aus besondern Figuren und Bekleidungen zu beweisen gesucht, daß es wenigstens sechszig Jahre früher gemalt worden sey, als Holbein geboren war, und wahrscheinlich von Glauber, dessen Namen man auch auf einer der Figuren findet.

hier ein Exemplar seiner Bibel, die mit so vielen, in der That sehr guten illuminirten Bildern angefüllt ist, daß man sie eher eine Bilderbibel nennen möchte. Die hölzernen Tafeln sind mit sinnreichem Schnitzwerk und mit Vergoldung bedeckt, und mit Stücken gemalten Glases geziert, um die Edelsteine nachzuahmen, welche oft die Manuscripte der Kirche zieren. Man will behaupten, es sey dies eine Arbeit eines Einsiedlers aus dem sechszehnten Jahrhundert, der seine Mußestunden auf diese Art zu Ehren Luthers angewendet habe; allein man dürfte wohl selten auf protestantische Einsiedler treffen.

Wo sich Mönche angesiedelt haben, da werden auch die Nonnen nicht weit seyn. Obgleich die preußische Regierung beide aufgehoben hat, weil sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, das Vermögen der Kirche zum Besten des Staates zu verwenden, so hat man doch einige von ihnen beybehalten, nicht etwa aus Rücksicht der religiösen Gegenstände des Instituts, sondern in der Absicht, um sie für die Welt als Erzieher noch brauchbar zu machen. Die Aebtissin des Ursulinerklosters zu Erfurt empfängt Besuche von der Welt sehr artig, ob sie gleich nie in dieselbe tritt. Die Maschinerie des Klosters ist in ihrer Art einzig

klopft man an, so wird der Schlüssel durch einen Schieber herausgegeben; allein vermittelst desselben kommt man nicht weiter als bis an das Sprachgitter, das inzwischen nicht mehr wie ehedem das non plus ultra des profanen Geschlechts ist. Eine verwelkte Dame, deren geweihte Reize völlig ungestraft den Blick der weltlichen Augen ertragen dürfen, führt den Fremden zu der Aebtissin in das Sprachzimmer, ein geräumiges, aber leeres, ödes und unfreundliches Gemach. Sie selbst schien ungefähr sechszig Jahre zu seyn, und hatte in einem Zeitraume von zwey und zwanzig Jahren die Schwelle ihres Klosters nicht verlassen. Sie benahm sich äußerst geschäftig und verbindlich, ohne die geringste klösterliche oder affektirte Zurückhaltung blicken zu lassen. Sie sprach gern, wie es ganz natürlich war, von dem glückseligen und ruhigen Leben ihrer geistlichen Familie, und mit Thränen im Auge von der verstorbenen Königin von Preußen, der sie die Rettung derselben verdankte. Ein schwarzer Rock, gleich einem Sack, oder was es seyn mochte, hieng von den Schultern bis zu den Fußzehen in einer unveränderten Richtung herab. Eine dichte weiße Binde verhüllte den Hals bis ins Kinn, und war unten an einem breiten Zipfel von der nämlichen Farbe angebracht,

der Schultern und Brust durchaus bedeckte. Die Augenbraunen guckten aus einer andern weißen Binde hervor, welche die mit Haaren bedeckte Stirn verhüllte, und hinten sich mit dem weiten schwarzen Schleyer vereinigte, den die Aebtissin aus Artigkeit zurückgeworfen hatte. Das ganze Gewand bestand aus einem groben schwarzen und weißen Stücke, ohne den geringsten Anspruch auf irgend einen Schmuck in gutem oder schlechtem Geschmacke zu machen.

Auf dem Tische im Sprachzimmer lagen eine Menge Arbeitsbeutel, Nadelbüchsen und Nadenkissen, so wie andere ähnliche Kleinigkeiten, mit deren Verfertigung sich diese Bräute des Himmels in ihren Mußestunden beschäftigen. Man erwartet, daß der Fremde eines oder das andere kaufe, und er wird es um so williger thun, da das Kloster, welches bey weitem nicht wohlhabend genannt werden kann, ganz umsonst eine Anzahl armer Mädchen erzieht. Nicht edler konnte die Zeit angewendet werden, welche trotz den Uebungen der Andacht, einer Nonne langweilig und traurig dahin schleichen muß. „Betet ohne Unterlaß!“ ist eine schwere Aufgabe, besonders für junge Frauenzimmer. Und einzig und allein die Berücksichtigung des Vortheils, der dadurch der Welt

geschafft wurde, war es auch, die auf Vermittelung der verstorbenen Königin das Kloster von seinem Untergange rettete. Der Nonne ward vergönnt, sich freywillig von der Welt zu trennen, jedoch bloß in der Absicht, um die Pflichten einer Mutter zu erfüllen. Die mehrsten von diesen Kindern sind Protestanten; allein die Nonnen mischen sich nicht in ihre religiöse Erziehung, sondern es wird dieselbe einem protestantischen Geistlichen überlassen.

Die Kirche stellt mit ihren Bildern und Zierathen, wie sich leicht erwarten läßt, eine ungeheuere Verschwendung von Putzwerk, in den schlechtesten Ausgeburten von Atlas und Vergoldung zur Schau. Die Bilder und besonders die der heiligen Jungfrau, auf deren Ausschmückung ihre frommen Verehrerinnen ihre ganze schlichte Geschicklichkeit und fromme Geschäftigkeit verwendet haben, sind gräßlich.

Es ist sogar erlaubt, die Cellen zu besuchen, wenn die Aebtissin vorläufig Sorge getragen hat, die Bewohnerinnen derselben zu entfernen. Die Celle war ungefähr zehn Fuß lang, und sechs breit. Obgleich die Witterung äußerst kalt war, so befand sich doch weder Ofen noch Kamin darin, und das einzige Fenster derselben sah auf einen kleinen eingeschlossenen Hof, der im Sommer zum

Garten benutzt wird. In einer Ecke stand ein niedriges Bette, mit schlechten, aber reinlich grünen Vorhängen, und so schmal, so daß selbst eine Nonne ganz ruhig sich verhalten muß, wenn sie gemächlich liegen will. Einige Kleckſereyen, als religiöse Gegenstände, entstellten die Wände; auf einem kleinen Tische lagen einige Andachtsbücher, und in einem gläsernen Gehäuse befand sich die Gestalt eines menschlichen Körpers von Wachs in dem empörendsten Zustande der Verwüstung, bedeckt und umgeben von seinen kriechenden, ekelhaften Zerstörern. So war das Meublement einer Nonnencelle beschaffen; jeder Gegenstand kunstlos und zum Ernste stimmend; nichts als das Licht des Himmels, das sie an die Welt erinnert, welche sie verlassen hat.

In manchen Punkten hat man von der Strenge der Mönchsregel nachgelassen. Die Nonnen dürfen ganz allein am Sprachgitter sich mit ihren Freunden unterhalten; vorher mußten jederzeit zwey Schwestern zugegen seyn. Aber das Gesetz der völligen Absonderung wird mit der unerbittlichsten Strenge beobachtet; die Nonne, welche einmal den Schleyer genommen hat, tritt nie wieder über die Schwelle des Klosters. Soll überhaupt einmal ein Kloster seyn, so ist dies Verfah-

ren nicht ganz verwerflich. Von dem Augenblicke an, da dies Gesetz einschläfert, wird ein Nonnenkloster nichts weiter als eine Pensionsanstalt, und noch überdies eine von sehr zweydeutiger Art. Noch dazu ist es sehr zweifelhaft, ob die preußische Regierung eine verlaufene Nonne mit einer Züchtigung belegen, oder sie nöthigen würde, wieder in ihr religiöses Gefängniß zurück zu kehren. Die Tage, in welchen hübsche Mädchen in steinerne Mauern vergraben wurden, weil sie den körperlichen Bräutigam dem geistlichen vorzogen, sind vorüber, und eine liederliche Dirne würde wahrscheinlich der Züchtigung ihres eigenen Gewissens überlassen bleiben. Das Noviziat dauert zwey Jahre, und im Verlauf der vorhergehenden zwey Jahre hatten fünf junge Frauenzimmer den Schleyer genommen. Dazu wird auch die besondere Erlaubniß der Regierung erfordert; denn ohne königliche Bestätigung darf sich kein Frauenzimmer selbst mit dem Himmel verloben. Indessen verschwindet die Vorliebe zu dergleichen Bündnissen zusehends. Die Anzahl der Schwestern in diesem Kloster beläuft sich auf siebzehn. Bey der Aufnahme der jetzigen Aebtissin waren ihrer sechs und funfzig. Wie sie sagte, so waren sie in einem sehr hohen Alter ausgestorben, und

es hatten sich keine Kandidaten in hinlänglicher Anzahl gefunden, um ihre Stelle zu ersetzen.

Umstände verhinderten mich, Gotha anders als nur mit einem flüchtigen Blicke zu besehen, eine andere kleine Hauptstadt eines unansehnlichen Landes. Es hat mehr das Ansehen einer Stadt als Weimar, ist aber bei weitem nicht so lebendig und weit ärmer an Vergnügungen und anständigen Unterhaltungen. Gotha hat den literarischen Ruf nicht behauptet, den es unter Ernst dem Zweyten sich zu erwerben anfieng. Er selbst ein wissenschaftlich gebildeter Mann zog auch gelehrte Männer an seinen Hof und alle gelehrte Anstalten blühten durch seine freygebige Unterstützung. Sein Nachfolger, der verstorbene Herzog, welcher im Jahre 1822 starb, hatte einen äußerst zurückhaltenden und excentrischen Charakter, der zuweilen an Hypochondrie gränzte. Ob er gleich nicht ganz ohne Talent war und sogar Romane geschrieben haben soll, so war doch Musik seine Lieblingsbeschäftigung. Manche Menschen würden den Mangel eines Theaters in einer Stadt für kein so großes Unglück halten, aber in einer kleinen deutschen Residenz, wo der Hof keinen Prunk affektirt, und keine andere Art von Vergnügungen begünstiget, konnte nichts die Eigenhei-

ten derselben besser charakterisiren. Die Gothaer packen sich zuweilen sogar in Kutschen und machen selbst im tiefsten Winter eine Reise von vielen Meilen, nur um eine Oper in Weimar zu hören.

Eisenach ist die wohlhabendste und volkreichste Stadt im Herzogthume Weimar, und sendet ein ganzes Mitglied zu dem Parlament. Bei einer Bevölkerung, die nicht über zehntausend Einwohner sich erstreckt, ward sie bis vor wenig Jahren unter die blühendsten Fabrikstädte gerechnet, welche zwischen Leipzig und Frankfurt so häufig angetroffen werden. Durch den Schutz verleitet, welchen das Kontinentalsystem zu versprechen schien, gaben die Kapitalisten daselbst den Wollhandel gegen den mit Baumwolle auf. Sie waren gerade so weit gekommen, um sanguinische Hoffnungen zu einem endlichen glücklichen Erfolg nähren zu dürfen, als die unerwarteten Veränderungen in politischen Verhältnissen wieder aufs neue die deutschen Marktplätze für England öffneten, und ihre Baumwollen-Manufakturen mit einmal zerstörten. Einer der einsichtsvollsten und ausdauerndsten Kapitalisten erzählte mir, daß er in früherer Periode beinahe vierhundert Personen in der Baumwollenspinnerey beschäftiget habe; — ein ansehnliches Verhältniß für ein solches

Geschäft in einer kleinen Stadt. Da er nach dem Frieden vergebens versucht hatte, dagegen zu kämpfen, so sah er sich genöthigt, dem Beyspiel Anderer zu folgen, entließ den größten Theil seiner Arbeitsleute, kehrte mit den übrigen zu den vorigen Wollgeschäften zurück, schloß sich an den Handelscongreß zu Darmstadt an, und erhebt laut seine Stimme dafür, prohibitorische Maßregeln gegen England zu ergreifen.

Die Ruinen der Wartburg, eines ehemaligen Residenzschlosses der Churfürsten von Sachsen, hängen majestätisch über der Stadt auf einer waldigen Anhöhe, von wo aus man den reizendsten Theil des Thüringer Waldes überschauet. Hier war es, wo der Churfürst Luthern den freundschaftlichen Streich spielte, und ihn zum Scheine als einen Gefangenen verwahrte, um ihn gegen die Feindseligkeit der Kirche zu sichern, die er durch sein kühnes Benehmen auf dem Reichstage zu Worms doppelt erbittert hatte, und unter den wenigen Zimmern, die man noch einigermaßen zu erhalten gesucht hat, befindet sich auch dasjenige, in welchem der Reformator sich seinen langweiligen Aufenthalt dadurch zu erleichtern suchte, daß er seine Uebersetzung der Bibel vollendete. In dieser frommen Beschäftigung ward er oft durch den

Teufel gestört, der seine Fortschritte mit Mißfallen gewahrte, aber wohl nicht verächtlicher von dem heil. Dunstan behandelt worden ist, als es ihm von dem Reformator wiederfuhr. Da er ihm bisher vergeblich nicht allein in seiner ihm eigenthümlichen höllischen Gestalt, sondern auch unter den weit lockendern Gestalten der Indolenz, Lauigkeit und Liebe zu weltlicher Größe erschienen war, so nahm er endlich die Gestalt einer großen Schmeißfliege an. Aber Luther erkannte den Satan in allen seinen Verlarvungen, wusch ihm mit männlicher Festigkeit recht derb den Kopf, und als er endlich alle Geduld verlor, da der verkappte Teufel immer noch um seine Feder summste, so erhob er sich mit dem Ausruf: willst du denn nicht ruhig bleiben? und warf sein großes Dintenfaß nach dem Fürsten der Finsterniß. Der teuflische Versucher verschwand, und die Dinte, welche an die Wand spritzte, ist noch bis diesen Tag als ein sichtbarer Beweis der Unverletzbarkeit des großen Reformators gegen alle listige Anläufe des Bösen zu schauen. Die Leute, welche nach ihrer eigenen Art nicht minder abergläubisch sind, als die bigotten Anhänger der entgegengesetzten Kirche, sehen mit Entsetzen auf die Zweifler, welche in diesem Mährchen nichts wei-

ter als das glaubliche Ereigniß fanden, daß der ehrliche Reformator, der bey weitem nicht den sanftmüthigen Sinn Onkel Tobys besaß, seine Fassung bey dem Gesummse einer bedeutenden Fliege verlor. Werner, der ungeachtet seiner Mystik, die so oft in seinen theologischen Ansichten herrscht, und bey aller seiner zügellosen Phantasie, gleichwohl Luthern in der Weihe der Kraft weit kräftiger geschildert hat, als irgend ein anderer Dichter Deutschlands, stellt ihn nach seinem übermäßigen Studiren so erschöpft und so abgesondert von der Welt vor, daß er eine Zeitlang nicht einmal seinen Vater und seine Mutter kennt.

Betritt man von Sachsen aus das Churfürstenthum Hessen-Cassel, so bieten Natur und Menschen einen ganz verschiedenen Anblick dar. Die Gegend ist hier weit waldiger, das Land besteht in einem Haufen mäßig hoher Felsen, die einander in jeder wechselnden Gestalt und Richtung durchkreuzen, und hauptsächlich mit Buchenwäldern bedeckt sind. Alle Cultur des Bodens schränkt sich auf die Thäler ein, welche zwischen ihnen hinlaufen, zuweilen eine Strecke lang steil hinangehen, und sich weit genug in den Wald hineinziehen, um zu zeigen, wie viel mehr man noch gewinnen könnte. Ihrer Lage und ihres beschränkten

Umfangs wegen sind die Thäler in diesem Clima einer außerordentlichen Nässe ausgesetzt, und nach dem Anblick zu urtheilen, welchen die Felder gewähren, wenn es nur einen Tag mäßig geregnet hat, befolgen die Landleute, um das Wasser abzuleiten, eine Methode, die eben so unsicher ist, als sie von ihrer Gemächlichkeit zeugt. Manche Felder stehen völlig unter Wasser, und dicht daran befinden sich kleine Bäche, in welche es sehr leicht abgeleitet werden könnte. Zufrieden mit dem Schlendrian, mit dem sie Alles zu thun gewohnt sind, mag er auch noch so untauglich und unzweckmäßig seyn, sehen sie sich nach keiner andern Methode um, welche besser seyn dürfte.

Mit Kapital und ohne Anstalten, welche den Ackerbau beeinträchtigten, könnte man die Fruchtbarkeit dieses Theils von Hessen unglaublich vermehren, wenn man theils das angebauete Land veredelte, theils dasjenige dafür zu gewinnen suchte, was der Thüringer Wald noch zurückhält; denn bey weitem der größte Theil dieser Berge könnte mit glücklichem Erfolge selbst bis zu dem Gipfel derselben angebauet werden. Eine Abtheilung Holz müßte immer zum Bedarf des Feuerholzes stehen bleiben. Denn obgleich die Kohlen gar nicht selten sind, so hegen doch die Hessen, eben

so wie die andern Deutschen, die größten Vorurtheile gegen ihren Gebrauch. Sie behaupten, ihre Kohlen hätten so viel Schwefel bey sich, daß sie einen unerträglichen und schädlichen Geruch verursachten. Die nämliche Einwendung machte man zu Dresden wegen des Kohlenwerks in der Nähe von Tharand, und zu Wien wegen der Kohlen zu Oedenburg, und daher kommt es, daß fast allenthalben die Benutzung dieses Fossils denen überlassen bleibt, deren Armuth dasselbe seines wohlfeilen Preises wegen in Vergleich mit dem Holze äußerst erwünscht ist. Nur die zunehmende Seltenheit und der daraus nothwendig erfolgende höhere Preis des Holzes wird den Kohlen Absatz verschaffen müssen. In Sachsen fängt man bereits an, dieses Bedürfniß zu fühlen.

Die westphälischen Bauern sind wie alle ihre Nachbarn mehrentheils Erbpächter, und man findet einige unter ihnen, welche sich rühmen, beweisen zu können, daß sie die nämlichen Grundstücke bebauen, auf denen ihre Vorfahren lebten, ehe noch Karlomann die Abkömmlinge Herrmanns besiegte, oder, wie sie noch besser wissen wollen, ehe Herrmann seine Horden aus diesen Thälern zog, und Varus Legionen vernichtete. Sie äußern auch nicht das geringste Bedauern wegen des

Verlustes des Königreichs Westphalen, und haben auch wohl keine Ursache dazu; es war die schonungslose Herrschaft eines Ausländers; es war die Periode, wo das Land durch ungeheuere Lasten gedrückt wurde, um einer fremden Polizey, oder der Zügellosigkeit eines Einzelnen zu fröhnen, wo jeden Augenblick die neuen Formen der französischen Verwaltung sich an irgend einer alten Anhänglichkeit oder einem eingewurzelten Gebrauche rieb. Napoleon vermochte es nicht, ihnen wohlwollendere Gesinnung für ihn einzuflößen, auch dadurch nicht, daß er sich herausnahm, einige ihm im Wege stehende Lehnsgerechtsame zu vernichten, welche zwischen ihnen und ihren Herren immer noch fortdauern konnten. Sie fühlten es, daß sie mehr als jemals ausgemergelt würden, und noch dazu von einer Macht, die nicht das geringste Recht dazu hatte, sie jemals auszumergeln, und daß man sie selbst in ihrem Vaterlande als Fremde behandelte. Es war ihnen nicht möglich, den französischen Uebermuth zu ertragen, oder in französischer Münze zu rechnen: „aber nun," meinen sie, „nun wissen wir wieder, woran wir sind." —

Dem Körper nach sind sie ein weit kräftigerer Schlag Menschen als die Sachsen; ihr Gesicht ist breiter und auch die Gesichtsfarbe weit blü

hender; aber es verräth auch mehr Einfalt. Sie behalten fast durchgängig ihre uralte Modetracht bey; nette Pantolons, eine leichte kurze Jacke, gemeiniglich von blauem Tuche und ein sehr niedriges Hütchen mit einem ungeheuern breiten Rande, unter welchem sie ihre spitzigen Haare unbeschnitten und nicht so niedlich geflochten, wie es bey jungen Leuten in einigen Cantonen der Schweiz gewöhnlich ist, herabhängen lassen, sondern verwirrt die Schultern und hinten hinabfallen, gerade nach Studentenmanier. Im Gegentheil berufen sich die Studenten wieder auf die westphälischen Bauern, um zu beweisen, daß die Deutschen, welche gegen Varus stritten, ohne Zweifel langes Haar getragen hätten, und machen daraus den Schluß, daß ein Barbiermesser dem Geiste der deutschen Unabhängigkeit eben so nachtheilig seyn müsse, als Delilah der Stärke Simsons.

Die Dörfer haben mehr Aehnlichkeit mit dem bayerischen und sächsischen, und verrathen, wenigstens äußerlich, den ärgsten Schmuz. Die einzige erträgliche Wohnung ist gewöhnlich die des Postmeisters; die übrigen sind hölzerne Hütten, dunkel, räucherig, geflickt und den Einsturz drohend. Die Schaaren von Bettelkindern, die einen auf jeder Station umringen, (ein Ungemach, welchem man selten in

andern Gegenden Deutschands ausgesetzt ist) beweist, daß hier eben so viel Armuth als Unreinlichkeit herrschen muß. Von letzterer starrt Alles. Selbst die kleine Dorfkirche mit ihrem kunstlosen Kirchhofe, welche auch die ärmste Landgemeinde reinlich und nett zu erhalten suchen wird, ist von der durchgängig herrschenden Meinung nicht ausgeschlossen, daß es hinlänglich sey, wenn nur der Gegenstand seinem Entzweck entspricht. In Hoheneichen war die Kirche eine zerfallene Masse von eingestürzten Mauern, wo niemand gern sein Pferd hingethan haben würde, und auf dem Kirchhofe, wo die Leichensteine in allen Farben des Regenbogens spielten, und von Cherubs starrten, die sich wie Bologneser Würste ausnahmen, so wie von Seraphims, welche unter der Bürde ihrer Wohlbeleibtheit erlagen, lagen verwilderte Stachelbeerbüsche, Haufen von Stroh, und Schichten von Winterholz zwischen den frischen Gräbern umher.

Cassel steht theils an dem Fuße, theils am steilen Anhange und theils auf dem Gipfel einer Anhöhe, welche von der Fulda bespült wird. Nicht leicht werden die verschiedenen Theile einer Stadt sich im Aeußern so auffallend von einander unterscheiden, als die hiesige niedere und obere

Vorstadt. Erstere ist an dem Flusse, am Fuße des Hügels zusammengeworfen; ihre Straßen sind enge, finster und unordentlich; die Häuser bestehen gewöhnlich aus einer Zusammensetzung von Holzwerk, worin die Balken einander durchkreuzen, wodurch unzählige und unregelmäßige Zwischenräume entstehen; diese Zwischenräume werden dann mit Steinen oder Ziegeln ausgebauet. Jedes Stockwerk ragt über das andere hervor, so daß das Haus oben weit breiter als unten ist, und darüber sind noch überdies einige kleine Gänge so gewölbt, daß weder Licht noch Luft hineindringen kann. Die Oberstadt hingegen, welche ursprünglich von französischen Ausgewanderten angelegt wurde, die nach der Widerrufung des Edikts von Nantes mit ihren Künsten und ihrer Industrie sich in Cassel ansiedelten, ist helle, luftig und sowohl in Hinsicht ihrer Bauart als auch wegen ihrer Lage äußerst zierlich. Der churfürstliche Pallast nimmt einen großen Theil einer Straße, oder lieber einer reizenden Terrasse ein, welche längs der Spitze des Hügels hinläuft, und die Aussicht auf den Augarten, das vereinigte Kensington und Hyde-Park von Cassel, und weit und breit auf die Hügel und Thäler Thüringens und die Krümmungen der Fulda gewährt. Straßen wie

diese in Cassel sind Seltenheiten in andern Hauptstädten Deutschlands vom zweiten Range. Das Museum, ein majestätisches jonisches Gebäude, nimmt fast die ganze eine Seite des Friedrichsplatzes ein, und ist eine Hauptzierde desselben, der dagegen äußerst verunstaltet wird durch die Statue des Churfürsten Friedrich, welcher das Museum bauete, und der Straße den Namen gab, und die auf den Füßen gerade so steht, wie der Körper der Schweine, die sich dort herumtreiben. Als die Franzosen sie niedergeworfen hatten, weil sie einmal Willens waren, Alles zu verbannen, was das Andenken an die vertriebene Familie erneuern könnte, deren Krone der Puppe Jerome gegeben wurde, so hatten sie die Unverschämtheit, diesen Mangel an Geschmack, welchen der Bildhauer begangen hatte, als Vorwand ihrer boshaften Gewaltthätigkeit zu gebrauchen. Die ehrlichen Hessen suchten den alten Churfürsten zu erhalten, und setzten ihn nach ihrer Befreiung wieder auf das Fußgestelle in seiner ursprünglichen Dichtleibigkeit. Der Königsplatz ist einer der schönsten viereckigen Plätze Deutschlands, wenn man einen solchen Platz viereckig nennen kann, welcher oval ist. Er ist der Vereinigungspunkt der Nieder- und Obervorstadt, und die sechs Stra-

ßen, welche von ihm aus in gleicher Entfernung seines Umkreises umlaufen, verursachen ein merkwürdiges Echo. Die Töne, welche von einer Person gesprochen werden, die in der Mitte steht, wiederholen sich deutlich sechsmal hinter einander. Die Franzosen errichteten eine Statue Napoleons in dem Mittelpunkte; und die Hessen, welche die Bemerkung machten, daß ihr geliebtes Echo auf einmal stumm wurde, konnten sich nicht überreden, daß eine Statue ihres Churfürsten selbst der Wirkung des Wiederhalls eben so nachtheilig gewesen seyn würde, wenn man den eigentlichen Punkt der Aussprache aus ihrer gehörigen Mitte entfernt hätte. Als die Alliirten vorrückten, so verschwand zuerst die Nase des französischen Kaisers, sodann ein Arm desselben und endlich ward er ganz über den Haufen geworfen; an seiner Stelle ward ein Laternenpfahl aufgerichtet, und das Echo öffnete seinen Mund wieder.

Cassel enthält ungefähr zwanzigtausend Einwohner, mit Ausschluß des Militairs, zwar eine fast zu beträchtliche Anzahl, aber doch die Quelle wo nicht von dem Ansehen und der Errettung des Landes, doch gewiß von den Millionen, welche die churfürstliche Schatzkammer bereicherten. Man will behaupten, daß die Bevölkerung un-

ter Jerome fast um die Hälfte größer gewesen seyn. Dies ist leicht zu glauben; beweist aber gerade das Gegentheil von Wohlstand. Damals war Cassel die Hauptstadt eines Königsreichs, das weit ansehnlicher war, als das eigentliche bisherige Churfürstenthum selbst; es wurde eine größere Anzahl von Staatsdienern und ein weit größerer Militairetat erfordert. Um den fröhlichen, ausgelassenen und ausschweifenden Hof Westphalens schwärmte ein Haufen habsüchtiger Ausländer und müßiger Schmarozer, von denen man unter der häuslichen, ja sparsamen Verwaltung des vertriebenen Churfürsten nichts wußte. Nur diese Classen allein füllten die Straßen der Hauptstadt auf Kosten der Sittlichkeit und des Wohlstandes für das Land, und nirgends empfand man die traurigen Folgen davon nachdrücklicher als in Hessen. Ungeachtet des geräuschvollen und glänzenden Lebens, welches Jerome unter ihnen aufbrachte, verabscheuen die Hessen, ob sie gleich dergleichen Dinge nicht weniger lieben, als andere Nationen, ihn doch von Herzen, so wie seine ganze Bande liederlicher Verführer. Vielleicht hatte Jerome den Wunsch nicht, auf irgend eine Art vorsätzlich zu schaden; wenige Bösewichter sind so gesinnet; man hätte ihm es nicht zum Vorwurf machen

dürfen, wenn jeder Mann und jedes Weib in seinem Königreich so faul, nichtswürdig und liederlich gewesen wäre, als er selbst; allein es fehlte ihm so ganz an Kopf, er hatte einen solchen Abscheu an nützlicher Beschäftigung, war den niedrigen Vergnügungen so sehr ergeben, daß es nur aus Versehen geschehen konnte, wenn er sich zu irgend etwas Gutem verirrte. Er war in Wahrheit ein gutmüthiger, einfältiger Wollüstling, ohne alle Grundsätze, der weiter keinen andern Wunsch hegte, als die sinnlichen Freuden zu genießen, die ihm sein königliches Ansehen verschaffte, ohne sich den Beschwerden unterziehen zu wollen, die mit seiner Würde verbunden waren, und ohne eine natürliche Neigung, die Strenge derselben auszuüben. Seine unsinnige Verschwendung war dem Lande eben so nachtheilig als der Krieg selbst; in dieser Hinsicht mußte er sich gefallen lassen, manche beißende und zuweilen drohende Epistel von Napoleon zu lesen; aber ohne solche Genüsse würde Jerome niemals haben begreifen können, wozu überhaupt die königliche Würde gut sey. Der Mensch gab sich nicht einmal die Mühe, mit der Sprache seines Königreichs bekannt zu werden. Die Unterthanen fürchteten und verfluchten seinen Bruder, ihn aber verachteten und verlachten

sie öffentlich. Als er bey seiner Flucht Alles mitraffte, was er nur aus der Staatscasse habhaft werden konnte, so waren sie wie vom Donner gerührt, nicht über die Niederträchtigkeit der Handlung selbst, sondern darüber, daß König Jerome mit so vielem Vorbedacht zu Werke gehen konnte.

Die Residenz war in Trauer über den verstorbenen Churfürsten. Die Trauer zeigte sich dadurch, daß das Theater geschlossen wurde, und die Unterthanen ihre Hoffnung zu erkennen gaben, der Sohn werde als Fürst die Schätze zu verwenden wissen, die sein Vater gleich einem Geizhals zusammengehäuft hatte. Der verstorbene Churfürst besuchte ordentlich und pünktlich die Kirche, war kein gewöhnlicher Trunkenbold, oder leichtsinniger Schwörer, und hinterließ, wie allgemein behauptet wird, wenigstens vierzig uneheliche Kinder, und eben so viele Millionen Reichsthaler. In Vergleich mit den Bedürfnissen eines Churfürsten von Hessen war er unstreitig der wohlhabendste Fürst in Europa. Den Grund zu diesem Schatz legte sein Vater, welcher seine Truppen an England im americanischen Kriege verfeilschte, wohl die unehrlichste Weise von der Welt, auf die ein Fürst seine Taschen füllen kann. Diese Erbschaft vermehrte er noch durch das, was seine

Freunde Sparsamkeit, aber die mehrsten seiner Unterthanen Knickerey nannten. Er wußte sein angehäuftes Kapital äußerst vortheilhaft mit der Habsucht eines Actienwucherers anzulegen, und war besonders im Geldverleihen sehr glücklich. Keine Art von Ausschweifung bezeichnete seinen Hof, oder seine persönlichen Eigenheiten. Wenn er seinen Maitressen Titel gab, so kosteten sie nichts; gab er ihnen Vermögen, so war es allezeit mäßig. Ueberdies fallen dergleichen Dinge zu häufig in Deutschland vor, als daß sie Aufmerksamkeit oder Unzufriedenheit erregen könnten, und gerade in diesem Stücke fanden ihn seine Unterthanen noch mäßig, wenn sie ihn mit dem königlichen Wollüstling Frankreichs verglichen. Seine Favoritin, die Gräfin von H—n, steht in dem Rufe, daß sie ihn oft zu einer Freygebigkeit gegen Andere beredet habe, wofür er außerdem würde gezittert haben. Dem jungen Churfürsten, der nun sein Nachfolger wurde, war ein Gehalt ausgesetzt, der für einen Prinzen unzureichend gewesen wäre, der gewohnter war, seine Leidenschaften zu befriedigen; er mußte also Schulden machen, und, wie man versichert, trat der Fall ein, daß das nämliche Geld, welches der Vater zu vier pr. C. verborgt hatte, an den Sohn für dreißig ausgeliehen

wurde. Als die traurige Periode eintrat, welche den Churfürsten aus seinen Staaten trieb, suchte er seine Reichthümer so zu decken, daß sie dem Usurpator nicht in die Hände fallen konnten. Während seines Exils wurden selbst in seiner frugalen Wirthschaft zu Prag alle Anstalten zur Sicherheit für die Interessen getroffen. Als er wieder eingesetzt wurde, kehrte er auch zu seiner alten Gewohnheit zurück; keine mildthätige Handlung verminderte die Summe seiner Schätze, und keine Erleichterung der Lasten, welche dies verarmte Land drückten, ließ eine von den Quellen seines Gewinnstes vertrocknen. Er bemächtigte sich sogleich aller Domainen, welche während Jerome's Regierung verkauft worden waren, und weigerte sich bis zu seinem Todestag, den Käufern auch nur einen Deut zu erstatten. Auffallend war mir die Freymüthigkeit eines hessischen Geistlichen, die er in einer Leichenpredigt über den verstorbenen Churfürsten äußerte. Nachdem er seine etwanigen Verdienste in's gehörige Licht gestellt hatte, fuhr er fort: „aber die Wahrheit verbietet mir weiter zu gehen, und wo so viel Vortreffliches sich fand, da kann ja auch ein Fehler zugestanden, und darf nicht unterdrückt werden. Eine Tugend, eine der schönsten und christlichsten Tugen-

den würde vermißt. Wäre nur etwas mehr Edelmuth und Freygebigkeit sichtbar gewesen; jedes Auge in seinem Gebiete würde über dem Grabe Wilhelm des Ersten geweint haben." — Diese Predigt ward nicht allein gehalten, sondern auch gedruckt.

Doch mußte er bey allen Untugenden, die, eines Fürsten gar nicht anständig, ihn entehrten, einige Eigenschaften besitzen, welche damit aussöhnen; denn die Unterthanen bewiesen große Anhänglichkeit an ihn. Er war äußerst gesprächig; der geringste seiner Unterthanen durfte sich ihm ohne Besorgniß nähern, wenn seine Bitte nicht Geld betraf, und er hielt auf strenge Gerechtigkeit, in so fern ein Fürst, der so viel auf seine Vorzüge hält, gerecht genannt werden kann. Sogar war seine Regierung gewissermaßen wohlthätig für seine Unterthanen, daß sie nach der öffentlichen Unterdrückung und der besondern Erniedrigung des Königreichs Westphalen erfolgte. Sieben Jahre, während welcher sie das Opfer einer entehrenden und unnützen Verschwendung gewesen waren, hatten sie gelehrt, sogar seine vermeinte Sparsamkeit mit Nachsicht zu behandeln. Als er zurückkehrte, strömten Cassels Bewohner freywillig heraus, ihn zu bewillkommen; Tausende

kamen aus den entferntesten Gegenden des Landes zusammen, ihn an der Gränze mit Jauchzen zu empfangen. Die Landleute führten im Uebermaas ihrer Freude, und im buchstäblichen Sinne des Worts den Zug Hals über Kopf an, und auf den Schultern seiner Unterthanen ward der alte Mann unter Thränen in die Residenz seiner Väter getragen.

Die vornehmste Veränderung, welche die Hessen von dem Nachfolger zu erwarten schienen, war diese, daß er zum mindesten ein fürstlicheres Leben führen werde. „R—d mag nun immer seine Rechnung schließen," war die allgemeine Rede. Er verabschiedete ohne Weiteres die altmodischen Trachten und die Räthe seines Vaters, und das Militair ward von seinen langen Schwänzen befreit. Einige adliche Offiziere wurden entlassen und durch nichtadliche ersetzt, und man vermuthete sogar, er werde seinem Adel gar nichts zu thun geben, wenn es ihm nicht belieben sollte, sich in irgend einem Fache Kenntnisse zu erwerben.

In Cassel ist es eben so gewöhnlich, das churfürstliche Lustschloß Wilhelmshöhe zu besuchen, als in Paris, daß man nach Versailles eine Wanderung macht. Es steht an dem östlichen Abhange einer waldigen Anhöhe, ungefähr

zwey Meilen westwärts von der Stadt. Schon in frühern Zeiten hatten Fürsten diese Lage gewählt und den Bau begonnen, aber der vorige Churfürst war weit thätiger als sie alle; denn außer Geldmachen und Kindererzeugen war sein größtes Vergnügen, Palläste zu bauen. Der Haupttheil des Pallastes bildet eine lange, hohe und einfache Fronte, ohne irgend eine Zierde, ausgenommen, daß in der Mitte ein jonischer Portico sich befindet; die Flügel sind in der nämlichen Ordnung angebracht, aber die untere Reihe von Bogen, welche sie mit dem Hauptgebäude verbindet, beleidiget das Auge empfindlich. Die Hauptfronte an und für sich ist viel zu armselig; der Portico, welcher aus den nackten Mauern hervorragt, ist ebenfalls ganz gut, sollte aber nur in besserer Gesellschaft seyn. Einfachheit ist etwas Vortreffliches, aber nur dann, wenn sie an ihrem rechten Orte angebracht wird, und in den gehörigen Schranken bleibt. Es ist unschicklich, daß das ungeheuere Hauptgebäude so außerordentlich kleinlich und unvollendet aussieht, da die Nebenflügel mit jonischen Pfeilern überladen sind. Selbst die ansehnlichen Massen der Vorderseite, die gewöhnlich in der Architektur etwas Imponirendes haben, zeigen nichts Einnehmendes, denn sie wird durch

eine Reihe kleiner Fenster verunstaltet. Wer mußte nur den unglücklichen Einfall gehabt haben, den Namen des Gebäudes in dem Fries des Portico einzugraben? Jerome verwandelte ihn in Napoleonshöhe.

Der hinten befindliche sehr waldige Hügel ist mit einem thurmförmigen Gebäude geziert, welches seinen Namen von einer colossalen Statue des Herkules hat, der auf seine Keule sich stützt. Die hohle Statue von Eisen ist so geräumig, daß, ich weiß nicht wie viel Personen, bequem in seiner Wade stehen, in seinem Bauche speisen, und in seinem Kopfe ihren Wein zu sich nehmen können. Zu seinen Füßen fangen die Wasserkünste an, welche dieser Wilhelmshöhe so viel Anziehendes verliehen und sie zu einem andern Versailles von Deutschland gemacht haben. Die Ströme werden von dem Hügel im Innern des Gebäudes selbst zusammengeleitet, fangen ihren künstlichen Lauf mit einem Orgelspiel an, rauschen den Hügel herab über eine Reihe breiter Stufen, ergießen sich selbst in ein geräumiges Bassin, gehen von da aus wieder in verschiedene Kanäle, und bilden noch im Herabeilen eine Anzahl kleiner Kascaden. Endlich fließen sie längs einer verfallnen Wasserleitung hin, machen auf einmal einen Sprung

von mehr denn hundert Fuß von ihrem Ende, das am Rande eines Abgrundes ist, in einen kleinen künstlichen See, von dessen Mitte sie endlich zu einer Höhe von hundert und dreißig Fuß in einem herrlichen Wasserstrahl steigen. Es kann nicht geläugnet werden, daß einzelne Theile viel Geschmack und Scharfsinn verrathen; um aber den Effekt völlig zu genießen, muß man das Ganze nur in dem Augenblicke sehen, da es im vollen Gange ist. Man darf nichts von den trockenen Kanälen, den leeren Wasserleitungen, dem ausgemauerten Abgrund, den ausgehauenen Felsen und den Nachahmungen der Basaltsäulen im Kleinen gewahr werden, noch Zeuge von den verschiedenen Anstalten seyn, die Thürflügel zu verschließen, und die Hähne zu richten; alle diese Dinge schaden der Täuschung.

Obgleich Jerome den Pallast bewohnte, und sogar ein Theater daselbst bauen ließ, in welchem seine Loge, wo er Alles sehen konnte, ohne von Jemanden gesehen zu werden, auf alle Art und Weise eingerichtet ist, um wollüstige Begierden zu erregen, und die Erinnerung an manche niedrige Vorstellungen wollüstiger Scenen unvermeidlich ist, so begiengen doch die Franzosen in der Gegend viele Unordnungen. Bloß aus unverschämtem

Uebermuthe brachen sie manche Theile von den steinernen Schichten weg, welche längs der Wasserleitung inwendig hinliefen, so wie auch das eiserne Geländer, welches sie von Außen schützte, und nahmen aus den Grotten verschiedene Wassergottheiten und Haufen von Fischen weg. Um letztere scheint es indessen nicht sehr Schade gewesen zu seyn, wenn wir nach einer urtheilen wollen, wo eine Basis von Hummern und Schildkröten eine Pyramide von Stockfischen, Delphinen, und, wenn mir recht ist, auch Wallfischen trägt, sämmtlich schlecht in schlechten Steinen ausgehauen.

Das Marmorbad, so wie die andern Gebäude des Landgrafen sind in einem weit vermischtern und prunkvollern Styl gebauet, als derjenige ist, den man nachgehends bey dem Museum anwendete, und auch bey dem Bau der Wilhelmshöhe gebrauchte. Das Marmorbad enthält zwar wirklich ein Bad, mußte aber bloß zum Vorwand dienen, um Geld und Marmor zu verschwenden. Es ist mit Statuen angefüllt, und die Wände, wo sie nicht mit farbigem Marmor bekleidet sind, bedecken erhabene Arbeiten in Lebensgröße. Alle Figuren sind von Monnot gearbeitet, einem be-

kannten Künstler aus den frühern Zeiten des verflossenen Jahrhunderts. Er hatte lange zu Rom gelernt und gearbeitet, und es durch Uebung weit in der Kunst gebracht, menschliche Gestalten in Marmor zu bilden, aber es mangelte ihm an Erfindungsgabe, so wie an Erhabenheit und Reinheit des Geschmacks. Seine Gestalten haben weder Würde noch Grazie. Man kann nicht geradezu behaupten, daß es ihnen an Ausdruck fehle. Daphne und Arethusa von Apollo und Alpheus verfolgt, sehen gerade so aus wie Frauenzimmer, die fürchterlich erschrocken sind, und Calista hängt ihr Köpfchen gleich einem Mädchen, welches Buße thut; aber der Ausdruck ist nicht besonders, wo nicht gar gemein. Die grobe Caricatur der holländischen Maler ist in einem Bierhause an ihrem rechten Orte, aber unerträglich in einer Gruppe classischer Werke der Bildhauerkunst. Gleichwohl ist die gefallene Calista in ihrer völligen Schande dargestellt. Eine der anwesenden Nymphen drückt den Finger fest auf den augenscheinlichen Beweis ihrer reizenden Schwäche, und blickt auf die Diana mit einer kecken Gemeinheit, welche die keusche und beleidigte Göttin bey einem so delicaten Vorfall gewiß nicht würde ertragen haben.

Die churfürstliche Gemäldegallerie enthält manche schätzungswerthe Gemälde; allein ich kann von ihnen nichts sagen, denn beide Mal, da ich sie sehen wollte, war erstlich der Herr Inspector am Hofe engagirt, und das andere Mal hatte er selbst die Stunde bestimmt. Es ist wohl wahr, wenn Jemand bey Hof geladen wird, so muß er erscheinen; aber es muß doch ein sehr gedankenloser Hof seyn, welcher es zulassen kann, daß diejenigen, welche eine öffentliche Gallerie besuchen, von den eintretenden Abhaltungen eines Aufsehers abhängen. Entweder muß sie einer Person anvertraut werden, welche weiter kein Geschäft zu besorgen hat, oder wenn von andern Vergnügungen nicht Geld genug erübrigt werden kann, um einer solchen Person eine angemessene Belohnung zu geben, so sollte man doch eine gewisse Zeit bestimmen, da er sein Amt zu versehen schuldig ist. Ueberdies wird der Inspector jedesmal mit einem vollwichtigen Douceur abgefunden, welches die Neugierigen entrichten müssen. Der Churfürst vertraut, um die Aufsicht über seine Museen, Gallerien, Gärten und Wasserfälle so wohlfeil als möglich besorgen lassen zu können, sie jederzeit mehreren Personen an, und giebt ihnen die Erlaubniß, von den Besuchenden eine Vergütung

anzunehmen. In dem nördlichen Deutschland hat man nicht selten das Vergnügen zu sehen, wie ein Hofrath die flache Hand ausstreckt, um seinen Dukaten zu erhalten. Mat hat eben nicht Ursache, sich weiter darüber zu beschweren, sobald so etwas nicht in Zudringlichkeit ausartet, ob es gleich den Anschein von etwas Kleinlichem hat, wenn man dagegen die Uneigennützigkeit nimmt, welche in den Hauptstädten Italiens, ja selbst in Dresden und Wien herrscht; aber ärgerlich bleibt es doch, sein Vergnügen dadurch gehindert zu sehen, weil es dem öffentlichen Diener erlaubt oder gar aufgetragen ist, zuweilen etwas ganz Anderes zu thun, als was eigentlich seine Schuldigkeit erfordert.

Alle Gemälde in der katholischen Kirche sind von dem Pinsel Tischbein's, (des Vaters,*) der für Cassel hinsichtlich der Malerey das geworden ist, was Monnot in der Bildhauerey, eben so fleißig, aber noch weniger lobenswerth. Seine

*) Tischbein, der Sohn, welchem Göthe einige Sonnette zu seinem Lobe widmete, war ein weit vorzüglicherer Künstler. Er legte sich in Italien besonders auf das Studium der Antiken. Die Desseins, die er für eine Ausgabe des Homers gezeichnet hat, sind voll Geist.

Gemälde haben nichts Charakteristisches; die Formen sind grob und fehlerhaft; dem Ausdrucke fehlt es an Geist und Kraft, die Attitüden sind steif, und das Kolorit ist matt und wässerig. Seine Christusse sind durchgängig die gemeinsten Geschöpfe, und der Engel, der ihm in seiner Seelenangst den Kelch reicht, ist eine der gewöhnlichsten Personen, welche die Geschichte der Malerey aufzuweisen hat. Obgleich die italienischen Meister nicht ganz gerechtfertiget werden können, wenn sie den Apostel Johannes jederzeit als einen reizenden Jüngling mit üppigem Haarwuchs und mit blühender Gesichtsfarbe vorstellten, so handelten sie doch als Historienmaler wahrscheinlich ganz consequenter, und wenigstens als Maler sicher mehr als Tischbein, wenn er einen alten, und was noch schlimmer ist, einen häßlichen Mann bey der Kreuzigung aus ihm machte. Auf das Zeugniß der Küster kann man sich nicht immer verlassen; und darum glaube ich auch nicht, daß Albrecht Dürer jemals den Pinsel an die acht kleinen Gemälde gesetzt habe, die sich in der Sacristey befinden, und welche Scenen aus der Leidensgeschichte vorstellen. Sehr alt sind sie allerdings, und wohl noch älter als Dürer; aber nie würde Dürer sich eine so unregelmäßige Zeichnung,

solche gröbliche Uebertreibungen in gewissen, natürlichen Gegenständen erlaubt haben, worin man der Malerey zu Gefallen weit gemilderter verfahren sollte. Die Soldaten, welche bey der Kreuzigung zugegen sind, und die Kriegsknechte bey der Geißelung sind wahre Carricaturen mit ungeheuern großen Nasen, welche gleich Fleischklumpen an der Oberlippe hängen. Dergleichen Gemälde, so sehr man sich auch um sie reißt, können nur als Merkwürdigkeiten in der Geschichte der Kunst einigen Werth haben.

Siebentes Kapitel.

Göttingen.

Ey! grüss' euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da!
Ihr dumpfen Säle, gross und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr hinein.

Schwab.

Das hannöversche Gebiet nähert sich fast von den Mauern Cassels aus. Die üppigen Thäler, durch welche die Fulda fließt, lassen eben so reizende und fruchtbare Gegenden erwarten; eine Erwartung, in der sich der Reisende nachgehends bitter getäuscht findet, wenn er die sandigen Gegenden des nördlichen Theils in dem Königreiche durchwaden muß. In Münden, einer kleinen aber nahrhaften Stadt, vereiniget sich die Fulda und Werra, die aus entgegengesetzten Gräben kommen mit der Weser, welche schon hier mit kleinen Fahrzeugen bedeckt ist, die den Handel mit

Bremen beleben. Nun erheben sich die hohen Gipfel des Harzes in der Entfernung, und man betritt

— — — die U-

niversität zu Göttingen,

eine zwar der jüngsten deutschen Universitäten, die in einigem Rufe stehen, doch ist Göttingen, Berlin ausgenommen, eine der berühmtesten und blühendsten. Münchhausen, der redliche und geschickte Minister Georg des Zweiten, der sie im Jahre 1735 gründete, wachte über sie mit der Sorgfalt eines Vaters. Er handelte im Geiste der edelsten Uneigennützigkeit, welche, zur Ehre der hannöverischen Regierung sey es gesagt, von jeher derselben eigen geblieben ist, indem er sich nicht knickericht bewies, wo es irgend einen wesentlichen Nutzen betraf, sondern auch die Universität selbst mit Vertrauen und Nachsicht behandelte. Dabey verfuhr er überdies mit einer Vorsicht, welche nicht zu viel auf einmal unternimmt. Wie manche glänzende Entwürfe scheiterten, weil ihre Erzeuger voller Erwartung sie auf einmal in der Fülle der Jugend erscheinen zu sehen, gleich der Minerva schnell gerüstet aus dem Haupte des Jupiters, nicht die Geduld hatten, sie zu leiten, während sie durch die Jahre der hülflosen Kindheit wankten. Hätte Münchhausen vorherge-

sehen, wie hoch sich mit der Zeit die Kosten für die Universität belaufen würden, so würde er sie wahrscheinlich niemals gegründet haben. Anfangs belief sich die jährliche Ausgabe auf funfzehntausend Reichsthaler, und gegenwärtig ist sie sechs Mal höher gestiegen. Nur die Bibliothek allein kostet jetzt jährlich um die Hälfte mehr als anfangs.

Göttingen ist mit sechs und dreißig ordentlichen Professoren versehen, nämlich drey in der theologischen, sieben in der juristischen, und acht in der medicinischen Facultät, mit Einschluß der Botanik, Chemie und Naturgeschichte; die übrigen achtzehn machen die philosophische Facultät aus. Zeichenkunst beschäftiget eine besondere Professur in der philosophischen Facultät, und steht zwischen Mineralogie und Astronomie. Die Fecht- und Tanzmeister werden nicht so hoch geehrt, ob sie gleich öffentlich angestellt sind, und von der Regierung besoldet werden. Die Unordnung hat sich noch durch die Eigenheit vermehrt, welche auf deutschen Universitäten herrscht, nach welcher es jedem Professor erlaubt ist, über jeden beliebigen Gegenstand Vorlesung zu halten, in so wenig Beziehung er auch mit dem eigentlichen Fache stehen mag, zu welchem er eigentlich bestimmt ist. Jeder Professor kann, wenn es ihm einfällt,

in das Amt seines Kollegen greifen. Der Professor der Naturgeschichte sollte eigentlich nur Naturgeschichte lesen; allein er kann eben so gut das Griechische lehren; der Professor der lateinischen Sprache sollte nur im Lateinischen unterrichten, wenn es ihm aber beliebt, kann er auch über Mathematik lesen. Auf diese Art ist es zu einer gewöhnlichen Frage geworden, wer für den geschicktesten Lehrer gilt; und wenn man die mathematischen Vorlesungen eines Professors der griechischen Sprache für besser hält, als die, welche derjenige ertheilt, der eigentlich dazu angestellt ist, diese Wissenschaft zu lehren, so muß es sich letzterer gefallen lassen, seine Schüler und somit auch seinen Gehalt zu verlieren. Die Facultät, nicht die Wissenschaft, zu welcher Einer bestimmt ist, ist es, welche seinen Flug lähmt. So verhält sich die Sache im Theoretischen, und darauf gründen sich die meisten Klagen, daß auf deutschen Universitäten die Concurrenz außerordentlich übertrieben wird. Glücklicherweise haben die wichtigsten Wissenschaften an und für sich schon einen so großen Umfang, daß derjenige, welcher sich verbindlich macht, eine derselben richtig zu lehren, schwerlich hoffen kann, diese Bedingung bey einer andern nur erträglich zu erfüllen; gleichwohl

ist die Einmischung eines Lehrers in das Amt eines andern bey weitem nicht so ungewöhnlich als wir denken möchten; immer giebt es gewisse „Sterne, welche übertrieben aus ihren Sphären hinausschweifen.“ So würde es z. B. schwer seyn, zu entscheiden, wer eigentlich Professor der griechischen oder lateinischen Sprache, oder der orientalischen Literatur sey: gewöhnlich wird man zwey oder drey finden, welche sich mit allen diesen Fächern zugleich abgeben. Einem Professor der Theologie mag es erlaubt seyn, die Episteln Pauli zu erklären; denn seine theologischen Erklärungen müssen als völlig verschieden von den Arbeiten eines Philologen betrachtet werden, aber in der philosophischen Facultät, in welcher, was die Sprachwissenschaften betrifft, nur allein Philologie getrieben wird, fand ich in Göttingen nicht weniger denn vier Professoren, welche das Griechische, zwey, welche Latein lehrten, und zwey, die sich mit der morgenländischen Literatur beschäftigten. Der eine kündigt Vorlesung über das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte an; der zweite setzt ihm die ersten drey Evangelisten entgegen, da der vierte bereits von seinem Gegner aufgezeichnet ist, ein Dritter kommt beiden in die Flanken mit Hesiodus Tagewerken,

während dem ein Vierter in allen Richtungen um sie herum scharmützelt, und wehrt manche Marodeurs durch praktische Lucubrationen im griechischen Syntax ab. Glaubt nun Mancher, daß er das Griechische besser aus Professor Eichhorns Apostelgeschichte, als aus Professors Tychsen drey Evangelien lernen könne, so sieht sich letzterer genöthigt, von seinen Zuhörern und Reichsthalern zu scheiden.

Wenn Griechen auf Griechen stoßen, dann folgt das Getümmel des Kriegs. Der erstere Herr führt wiederum die morgenländische Literatur unter der Fahne des Buches Hiob an; letzterer behauptet unerschrocken das Feld, und stellt ihm den Propheten Jesaias entgegen. Aber Professor Eichhorn kommt unerwartet mit einer Batterie seiner Vorlesungen im Arabischen angezogen, und Professor Tychsen, offenbar an regulairen Truppen erschöpft, greift vorwärts mit einer Reihe Vorlesungen über die Diplomatik an, um seinen Rückzug zu decken.

Eben so setzt ein Professor die Satyren des Persius denen des Horatius entgegen, die ein Anderer angekündiget hat, und Cicero's Pflichten gegen die Ars poetica. Der eine sucht den andern dadurch zu bekämpfen, daß er noch mit Vorlesun-

gen im Griechischen hervortritt; denn sie sind beide kurz angebunden, und der andere kommt nun auch mit dem Griechischen herbey. Die juristische Facultät in Göttingen zählt sieben gelehrte Professoren. Von diesen lasen nicht weniger denn drey über Justinians Institutionen in dem nämlichen halben Jahre, und zwey noch dazu nach einem und ebendemselben Kompendium. Eben so lasen zwey von ihnen über die Proceßform in bürgerlichen Fällen, und der eine hatte das nämliche Kompendium wie der andere.

Obgleich die Universität Göttingen noch nicht hundert Jahre alt ist, so hat sie doch weit berühmtere Männer gezogen, und für die Fortschritte der Gelehrsamkeit in Deutschland weit mehr geleistet, als irgend eine andere ähnliche Anstalt im Lande. Meyer, Mosheim, Michaelis und Heyne sind Namen, welche schwerlich verlöschen werden, und in unsern Tagen erhalten Blumenbach, Gauß, welchen Manche dem La Place an die Seite setzen, Hugo, Heeren und Sartorius den Glanz der Georgia Augusta. Europa hat Blumenbach an die Spitze seiner Physiker gestellt; aber bey aller seiner tiefen Gelehrsamkeit ist er in Allem ganz das Gegentheil von der grämischen, düstern,

verdrießlichen Pedanterie, welche wir uns als unzertrennlich von einem deutschen Gelehrten denken — in der That ein sehr ungegründetes Vorurtheil, welches viel Unwissenheit verräth. Göthe ist der berühmteste Dichter, Wolf der berühmteste Philolog, und Blumenbach der größte Naturhistoriker Deutschlands, und doch wird man schwerlich Männer finden, die so launig und unterhaltend sind als diese drey. Blumenbach besitzt auch nicht ein Stäubchen von academischer Pedanterie, oder gelehrter Düsternheit; seine Unterhaltung ist eine Reihe von witzigen und scherzhaften Bemerkungen über irgend einen Gegenstand, der ihm gerade auffällt, und so sollen auch, wie man mir sagte, nicht selten seine Vorlesungen seyn. Wäre es nicht die Menge von Schädeln, Skeletten, Mumien, und andern Apparaten seiner Kunst, mit denen er umgeben ist, man würde es schwerlich errathen, wenn man nicht absichtlich das Gespräch auf diesen Gegenstand leitet, daß Naturgeschichte sein eigentliches Fach sey. Er sitzt unter allen Sorten sonderbarer Gegenstände, die jeder andere Laie schlechtes Zeug nennen würde, und aus denen selbst Manche, die eben seine Wissenschaft treiben, sich so viel nicht machen dürften; denn es ist eine von den vor-

trefflichen Eigenschaften Blumenbachs, daß er auch die geringste Kleinigkeit zu benutzen sucht, und da Beweise und Erläuterungen für seine Absicht findet, woran kein Mensch weiter dabey gedacht hätte. Neben einer Zeichnung, welche einige indianische Botocuta's vorstellt, die wie Paviane aussehen und einander prügeln, hieng ein Portrait der reizenden Agnes von Mansfeld. Der Schädel eines Südamerikaners, der niedrigste Grad menschlicher Gestalt, grinste gegen den Schädel eines Griechen, welchen der Professor als das vollkommenste Stück bezeichnete. Hier stand eine völlige Mumie von den Kanarischen Inseln, dort eine halbe von Brasilien, mit langen Stricken durch die Nase, und mit bunten Federn geschmückt, wie Papageno in der Zauberflöte. Hier paradirt ein Negerkopf, dort liegt eine Venus, und dort lehnt ein tiefsinniges Skelett mit gefaltenen Händen in einem Winkel. Man muß selbst die passendsten Bemerkungen des Professors hören, wenn man hinter ihm durch dieses augenscheinliche Chaos stolpert, um sich zu überzeugen, wie deutlich Alles, was an diesen Gegenständen lehrreich ist, in seinem Kopfe nach seiner eigenen wissenschaftlichen Verbindung geordnet ist. Das einzige, was äußerlich einige Ordnung ver-

rieth, war eine sehr vollständige Sammlung von Schädeln, welche die, wenn auch nicht neue, Erfahrung bewiesen, daß es eine Stufenfolge in der Bildung der Schädel gebe, von den Affen an bis zu den anerkanntesten Mustern menschlicher Schönheit. „Sehen Sie diese Hörner?" sagte er, indem er unter einem Haufen von Merkwürdigkeiten herumsuchte, und drey Hörner hervorzog. „Diese wurden einst von einem Weibe ge„tragen. Sie hatte das Unglück zu fallen, und „sich den Kopf zu zerbrechen; aus der Wunde sproß „dies lange Horn hervor; dreißig Jahre lang wuchs „es, und dann warf sie es ab oder vielmehr es „fiel selbst ab. An dessen Stelle kam ein anderes „zum Vorschein; allein dies wuchs nicht so lang, „und fiel ebenfalls ab. Endlich kam auch dies drit„te; alle an der nämlichen Stelle; aber das ar„me Weib starb, während das dritte wuchs, und „ich mußte es von dem Leichnam herabschneiden."— Es waren buchstäblich genommen, wirkliche Hörner. Die letzten zwey waren kurz, stark und fast ganz gerade; allein das dritte ist ungefähr zehn Zoll lang, und völlig gewunden, wie das Horn eines Widders. Es ist rund und rauh, von bräunlicher Farbe, und nach der Wurzel zu völlig einen halben Zoll im Durchmesser. Alle

drey sind hohl, wenigstens unten. Das Ende ist stumpf und gerundet. Man weiß noch andere Beyspiele der Art, jedoch nur bey dem weiblichen Geschlecht, und Blumenbach meinte, es sey durch chemische Analyse außer Zweifel gesetzt, daß solche Hörner, ihren Bestandtheilen nach, eine größere Verwandtschaft mit den Rhinoceroshörnern hätten, als mit denen eines andern Thieres.

Der Vorzug, welchen Göttingen vor andern Universitäten behauptet, liegt mehrentheils in den Lehrern und der Lehrmethode selbst. Eine Lehrstelle in Göttingen wird für den höchsten Lohn angesehen, nach welchem ein deutscher Gelehrter strebt, und in Göttingen studiren zu dürfen, ist der sehnlichste Wunsch der deutschen Jünglinge. Einer wie der andere Theil haben dazu auch hinreichende Gründe. Mit dem Professor läßt es sich in pecuniärer Hinsicht viel besser auskommen als an irgend einem andern Orte, und er besitzt auch weit mehr Gewandtheit, seine Wissenschaft zu treiben; der Student findet einen weit gebildetern Ton als irgendwo, und hat in seinem Zirkel bequemere Gelegenheit, mit Nutzen zu studiren. Dies rührt von der Aufmerksamkeit her, mit welcher die Regierung für die verschiedenen Hülfsmittel zum Studiren gesorgt hat, für Bibliothek, Ob-

servatorium, Sammlungen physikalischer Instrumente, für Hospitäler, nicht kostbar, aber möglichst nutzbar eingerichtet. Die Regierung hat niemals den Grundsatz angenommen, berühmte Männer durch große Besoldungen an sich zu ziehen — ein Grundsatz, welcher natürlicherweise nur auf solchen Universitäten ausgeübt wird, die weiter keine Empfehlung als nur den Ruf der Lehrer für sich haben. Man hat es für zweckmäßiger gehalten, solche Hülfsmittel für das Studium zu bilden und zu organisiren, welche in den Händen eines Mannes von anerkannten Talenten (und deren giebt es überall) weit allgemeiner und nützlicher werden können, als die Vorlesungen einer Person, die sich in Hinsicht ihres Genies noch so rühmlich auszeichnen sollte, wenn diese unerläßlichen Hülfsmittel fehlen. Die Professoren selbst schreiben den so schnell steigenden Wohlstand ihrer Universität nicht sowohl dem Rufe der berühmten Männer zu, welche so manche ihrer Lehrstühle einnahmen, sondern mehr den Bemühungen, die man sich gegeben hat, diese Bildungsmittel vollkommner zu machen, als sie auf irgend einer andern ähnlichen Anstalt vereint angetroffen werden mögen. „Bessere Prunksammlungen, sagte Professor H e e„r e n sehr wahr, wird man überall antreffen; allein

„die beste Empfehlung für die unsrigen ist die, „daß sie bloß für den Nutzen, keineswegs aber „für den Prunk eingerichtet sind, und daß der „Studirende in ihnen alles findet, was er bey „seiner Wissenschaft zu sehen und zu benutzen „wünscht. Dies ist auch die eigentliche Ursache, „warum jeder, dem es wirklich ums Studiren „zu thun ist, Göttingen den Vorzug giebt, und „dies wird auch jederzeit unsern Vorzug, auch „unabhängig von dem Rufe einzelner Lehrer „sichern; letzterer ist ein vorübergehendes und ver„änderliches Wesen; ersterer aber ist von beständi„ger Dauer."

Vorzüglich hat die Bibliothek sowohl für Lehrer als Lernende einen großen Reiz. Sie ist nicht nur eine der vollständigsten, die man auf andern Universitäten gewahr wird, sondern es werden auch wohl wenige königliche oder öffentliche Sammlungen in Deutschland seyn, die in Hinsicht des wirklich Nützlichen mit ihr wetteifern könnten. Sie ist nicht reich an Manuscripten, und manche übertreffen sie bey weitem an typographischen Seltenheiten, und typographischen Prachtwerken; aber keine enthält eine so beträchtliche Anzahl wirklich nützlicher Bücher in jedem Fache der Wissenschaft. Man geht dabey von dem Grundsatze aus, nur

das zu sammeln, was gründliche Gelehrsamkeit und Literatur in der Welt aufzuweisen hat, nicht aber die Merkwürdigkeiten und Prachtwerke der Buchdruckerkunst. Und wenn sie hundert und zwanzig Thaler hätten, so würden sie, anstatt eine sehr kostbare Edition irgend eines Buchs zu kaufen, mit mehr Einsicht lieber die gewöhnlichen Ausgaben für vier oder fünf und zwanzig Thaler anschaffen. Als Heyne die Aufsicht über die Bibliothek im Jahre 1763 übernahm, enthielt sie sechszigtausend Bände. Er ersann für die Vermehrung derselben den Plan, der so glücklich ausschlug, und gegenwärtig ist die Anzahl beynahe auf zweymalhunderttausend gestiegen. Sie klagen sehr über den theuern Preis der englischen Bücher. Man bedient sich keiner Zwangsmittel, um die Bücherbreter voll zu machen, außer daß jeder Buchhändler in Göttingen verbunden ist, ein Exemplar von jedem Werk einzusenden, welches er herausgiebt.

Der freye Gebrauch einer solchen Bibliothek (und dieser wird mit vieler Humanität verstattet) ist kein geringer Vortheil für den Studirenden, er mag nun Lehrer oder Lernender seyn; denn in diesem Fall dürfte er sogar für die Professoren in pecuniärer Hinsicht noch weit wichtiger seyn.

Die sechstausend oder siebentausend Thaler, welche die Regierung alljährlich für Buchhändler-Rechnungen bezahlt, dürfen nicht als Vermehrung der Kosten betrachtet werden. Die Professoren selbst sagen, daß ohne diese es nöthig seyn würde, eben so viel, wo nicht noch mehr auszugeben, um ihre Besoldung zu vermehren, denn wenn sie ihre Bücher selbst kaufen sollten, so könnte man ihnen nicht zumuthen, für eine Besoldung zu arbeiten, die sechshundert bis zwölfhundert Thaler ungefähr beträgt. Meiners rechnete zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, daß die Ersparnisse, welche man in Hinsicht der Besoldung machte, wenigstens dem gleich kämen, was die sämmtlichen Ausgaben für die Bibliothek betrügen. Auf andern Universitäten hörte ich oft die Professoren sich bitterlich über die Kosten beschweren, welche ihnen die Anschaffung neuer Bücher verursachten; Kosten, zu denen sie wegen der Armuth ihrer Universitätsbibliothek gezwungen würden. Ihre Klagen sind in der That gegründet, denn wenn wir die Menge neuer Bücher bedenken, welche ein öffentlicher Lehrer bey irgend einer Stelle zu lesen nöthig hat, wenn er der Einsicht gemäß handelt, und die er in gewisser Hinsicht braucht, so werden doch wohl wenige unter ihnen seyn, welche er für

immer zu besitzen wünschen dürfte. Wenn der Professor der Geschichte z. B. dreyßig Thaler für Hallams Mittelalter, oder einer, welcher Vorlesungen über die Antiquitäten hält, funfzig Thaler für Belzoni's egyptische Untersuchungen bezahlt, so machen diese Summen ein beträchtliches Disconto für die Besoldung eines deutschen Professors aus, und doch sind das nur einzelne Bücher in einer einzelnen Sprache. Folglich muß ein Professor in Halle oder Jena entweder gar keine Bücher sich anschaffen, oder sie aus seinem eigenen Beutel bezahlen. Sein Kollege in Göttingen aber erhält sie zu seiner Disposition, ohne auch nur einen Heller dafür entrichten zu dürfen. Daher kommt es, daß Professoren auf andern Universitäten die freye Benutzung der Bibliothek als eine große Empfehlung für eine Lehrstelle in Göttingen ansehen.

Eine andere Einrichtung besteht in der Wittwencasse, welche mit öffentlicher Genehmigung, nach Art der in der schottischen Kirche eingeführten gestiftet, aber noch weit ansehnlicher ist. Ob es gleich die hannöverische Regierung niemals für zweckmäßig erachtete, einen ausgezeichneten Mann dadurch zu locken oder zu fesseln, daß man ihm eine übertriebene Summe vor seinen Kollegen als Be-

soldung ertheilte, die nothwendig hätte Neid erregen müssen, so würde es doch eben so viel Unwissenheit als Ungerechtigkeit verrathen, wenn man annehmen wollte, als wäre sie nur im Geringsten knickerig gegen die Gelehrten, welche die Lehrstellen auf der Universität Göttingen bekleiden. Die gewöhnlichen Besoldungen belaufen sich auf zwölf bis funfzehnhundert Thaler, ohne das Honorarium, so daß sie auf diese Art höher kommen als die Besoldungen auf einer andern Universität Deutschlands, man möchte denn Berlin ausnehmen. Savigny, zum Beyspiel, Professor der Rechtsgelehrsamkeit zu Berlin, ward, wie man behaupten will, für die preußische Regierung durch die höchste Besoldung gewonnen, die jemals in Deutschland verwilligt worden ist. Außerdem haben die Professoren zu Göttingen noch andere kleine Einkünfte oder eher Ersparnisse. So wurden sie z. B. bald inne, daß das Göttinger Bier ihrem Magen nicht zusagte, und erhielten daher die Freyheit, fremdes Bier steuerfrey einbringen zu dürfen. Ehe Altorf aufgelöst wurde, waren die dasigen Professoren, kraft eines ähnlichen Privilegiums, ordentliche Weinhändler. Aber die Wittwencasse ist eine eigene Einrichtung in Göttingen, und macht die Stellen daselbst für

jeden Gelehrten noch wünschenswerther als die Bibliothek und das Honorarium. In keinem Lande droht die knappe Besoldung eines Gelehrten seiner Familie, die er vielleicht hinterläßt, eine hülflosere Lage als in Deutschland. Die Wittwencasse ist so alt als die Universität selbst, und kam unter Münchhausen zu Stande. Ursprünglich bestand das ganze Kapital nur aus tausend Thalern; zu Ende des letzten Jahrhunderts war es bis auf funfzigtausend gestiegen, hauptsächlich durch milde Unterstützungen der Regierung und Privatpersonen, aber auch zum Theil durch die Ersparnisse der angehäuften Interessen. Die Interessen des Kapitals nebst den jährlichen Beiträgen der Professoren, machen nun die eigentliche Kasse aus, aus welcher die Familien verstorbener Professoren ihre Pensionen erhalten. Die Professoren sind nicht gebunden, diesen jährlichen Beitrag zu entrichten; sie haben die Wahl, entweder das Geld zu geben, und sich der Wohlthat dieser Stiftung zu erfreuen, oder das Geld in ihrer Tasche zu behalten, und ihre Familie in der äußersten Dürftigkeit zu hinterlassen. Der Betrag der Pension war zu Anfange dieses Jahrhunderts auf hundert und sechs und funfzig Thaler jährlich für eine Wittwe bestimmt,

oder, wenn sie eher starb, für ihre Kinder. Von jedem tausend Thalern, womit das Kapital entweder durch Legate oder sonst eine außerordentliche Revenue vermehrt wurde, erhält jede Wittwe zehn als Zulage ihrer Pension. Nach dem Tode der Wittwe dauert die Pension fort, bis das jüngste Kind das Alter von zwanzig Jahren erreicht hat. Die Unkosten sind von jeher immer so gering gewesen, daß die Einkünfte der Kasse nicht allein hinreichend waren, sie zu decken, sondern auch ein Theil davon, oftmals zwey Drittel zum Kapital gelegt werden konnte, wodurch sich dasselbe schnell vermehrt hat.

Arzneywissenschaft ist dasjenige Fach, in welchem Göttingen einen geringern Vorzug behauptet, nicht wegen Mangel an Talenten von Seiten der Lehrer, sondern einzig und allein wegen des Mangels an ansehnlichen Hospitälern, einem unerläßlichen Erforderniß für medicinische Bildung, welches nur in großen Städten befriediget werden kann. Göttingen, so klein es auch ist, hat deren drey; aber sie sind nothwendig von geringer Bedeutung. Eines davon ist für chirurgische Operationen bestimmt, ein anderes für clinische Vorlesungen; das dritte gehört zu einer Klasse, welche in einer deutschen Universitätsstadt am sichersten

auf Vorrath rechnen kann; es ist ein Hebammen-institut. In Göttingen giebt es zwölfhundert Studenten, und im Durchschnitt zwanzig Mütter im Hospital. Von der einen Seite treffen die Blicke einer Magdalena die leidende Sünderin, gleichsam ihr zu Gemüthe zu führen, was sie ist, und von der andern ein schlechtes Exemplar von der Madonna della Sediola, um sie mit der Vorstellung zu trösten, was sie werden wird. Es würde äußerst unartig seyn, genauer untersuchen zu wollen, wie viel die Studenten selbst zum Gedeihen dieser Anstalt beitragen, indem sie dieselbe mit Patienten versorgen; aber das leidet keinen Zweifel, daß sie die besten Freunde derselben sind. Es hat sich oft zugetragen, daß der Vater als Schüler in der Entbindungskunst der erste gewesen ist, welcher das Geschrey seines Kindes gehört hat, und es würde noch häufiger geschehen, wenn nicht die Mutter, falls er sich nicht nach der Ehre der unordentlichen Vaterschaft sehnt, von ihm bestochen, sich leicht verleiten ließe, einen andern Vater zu erkaufen. Wo so viele junge Leute zusammen leben, frey von allem Zwange, ausgenommen von der sehr unvollkommenen academischen Aufsicht, und von solchen Kreaturen umgeben, als sie in einer Universitätsstadt als Dienst-

boten leben, da werden die Folgen für die Sittlichkeit immer die nämlichen seyn, und bestimmt werden die Grundsätze der deutschen Burschen am wenigsten gegen die Verführung schützen. Es ist so ganz ihrer Denkungsart gemäß, wenn man von ihnen die Behauptung hört, daß es ein weit größeres Verbrechen sey, das Hebammeninstitut aus Mangel an Patienten eingehen zu lassen, als die Unschuld zu verführen; sie werden ihre unrechtmäßige Niederlage von lebendigen Körpern genau nach den nämlichen Grundsätzen vertheidigen, nach welchen ihre medicinischen Kameraden unter uns sich wegen des Diebstahls der Todten zu rechtfertigen suchen. Allein eben so wahr ist es auch, daß unter den weiblichen Geschöpfen, welche den deutschen Burschen in Universitätsstädten in den Wurf kommen, wenig Unschuld zu verführen seyn dürfte. Die Wäscherinnen, besonders eine Art Menschen, auf welche die Obrigkeit ein weit wachsameres Auge haben sollte, als auf Matrosen und Schenkwirthe, bedienen sich der Reize ihrer untergebenen Najaden als eines gewöhnlichen Kunstgriffes, um Kundleute zu locken. Diejenige, welche die hübschesten Mädchen hat, kann sich sichere Rechnung darauf machen, die ansehnlichsten Wäschkunden zu erhalten. Anfangs

waren die Wirkungen von allem diesen, besonders in Göttingen, sehr betrübt; denn diese Kreaturen wagten es oft, thörichte Burschen, welche es werth schienen, geangelt zu werden, zur Heyrath zu verleiten; aber die Regierung nahm so strenge Maasregeln gegen sie, indem sie vor allen Dingen dergleichen Heyrathen für null und nichtig erklärte, daß sie von allen fernern Versuchen abstanden, und ihren Gewinn auf eine weniger ehrenvolle Art zusammen zu bringen suchen. Göttingen ist in diesem Punkte nicht schlechter als ihre Schwestern, auch haben sich die Umstände binnen der letzten zwölf Jahre sehr zum Vortheil geändert, wenigstens sprechen sie das selbst. Eine Mutter indessen erschien, wie man weiß, vier Mal in vier Jahren nach einander im Hospital, zur Ehre von vier verschiedenen Burschen, und sogar glänzende Equipagen haben gelegentlich maskirte Schönen in diesem Hause von zweideutigem Rufe abgesetzt.

Die Anzahl der Studenten hat seit der Beendigung des Krieges beträchtlich zugenommen, theils weil das Königreich einen größern Zuwachs erhielt, theils auch wegen Auflösung der benachbarten Universität Helmstädt, (Braunschweig und Mecklenburg hatten klüglich darein gewilliget, Göt-

tingen für die Universität dieser Herzogthümer anzuerkennen,) und endlich auch, weil Jena durch die Ermordung Kotzebue's in Verruf gekommen war. Aber eine Hauptursache dieser Vermehrung liegt in dem steigenden Rufe der Universität selbst, der nicht allein Fremde herbeyzieht, sondern auch hindert, daß die Hannoveraner anderswo studiren. Mehr als die Hälfte der ganzen Anzahl besteht aus Ausländern, das heißt, aus solchen, die nicht Landeskinder in dem Königreiche Hannover sind. Die Anzahl der Ausländer aus nichtdeutschen Staaten ist natürlich klein im Vergleich mit denen, welche zu andern deutschen Staaten gehören. Im Jahre 1821 waren unter den fast siebenhundert, die nicht als Inländer des Königreichs betrachtet werden konnten, nicht einhundert aus Ländern, die nicht zu Deutschland gehören. Schweizer und Griechen waren weit zahlreicher als Russen und Engländer. Während dem sich beinahe hundert junge Leute aus Preußen eingefunden hatten, ungeachtet des verdienten Rufs, in welchem die Berliner Universität bereits stand, war doch nur ein einziger aus ganz Oestreich anwesend. Der östreichische Adler ist äußerst eifersüchtig, wenn seine Jugend in andere Sonnen als die seinige blickt. Fünf Ungarn,

welche nach Göttingen gekommen waren, um etwas zu lernen, wurden wirklich durch einen außerordentlichen Befehl von Wien aus abberufen, und sahen sich genöthigt zu gehorchen.

Das Verhältniß der Juristen unter den Studirenden ist außerordentlich stark; mehr denn die Hälfte der ganzen Anzahl sind in der juristischen Facultät eingeschrieben. Die Ursache davon ist diese, daß nach Art der innern Einrichtung, welche allen deutschen Staaten gemein ist, es eine ungeheuere Menge kleiner Aemter giebt, welche mit der Verwaltung der Justiz zusammenhängen, nach denen, so unbedeutend auch die Concurrenz immer seyn mag, unzählige junge Leute als nach ihrer eigentlichen Bestimmung streben, und die deßhalb einen Unterricht in den Gesetzen oder einen solchen wenigstens erfordern, der denselben gemäß ist. Nach dem System der Patrimonialgerichtsbarkeit, welche hier und da wohl beschränkt worden ist, doch im Ganzen genommen ihr Wesen und ihre Form noch beybehält, muß jeder Landbesitzer einen, oder wenn seine Besitzungen getrennt sind, zwey oder drey Gerichtshalter haben, welche die Justiz in der ersten Instanz bey allen verwalten, die innerhalb der Gränzen seines Guthes sich befinden. Eben so bedarf die Krone eine ganze Schaar

von kleinen Vorgesetzten der Art über ihre Domainen. Es ist wahr, daß eine solche Person schlecht besoldet wird; aber dafür giebt es gesetzmäßige Auflagen, welche die streitenden Partheyen entrichten müssen, die eigene Chikane nicht zu erwähnen, welche sie gerade ihres eigenen Vortheils eingedenk auffordert, Processe anzuspinnen und in die Länge zu ziehen, und bey einer so mangelhaften Aufsicht, als sie überall herrscht, müßte es ein sehr dummer oder sehr ehrlicher Dorfrichter seyn, wenn er nicht seine Gemeinde zu einem sehr hohen Lohn für seine Talente hinauftreiben sollte. Ein und derselbe ist vielleicht Gerichtshalter in zwey verschiedenen kleinen Herrschaften. Es trifft sich zuweilen, daß es der Gerichtshalter des einen für nothwendig erachtet, dem Gerichtshalter des andern einen Vorfall, z. B. die Entweichung eines Diebes zu notificiren, und in der That hat man Beyspiele, daß die nämliche Person, in diesem Fache angestellt, einen Brief an sich selbst, gleich als an einen andern schrieb, und sodann seinen eigenen Brief beantwortete, um nur die Auslösung nicht einzubüßen, welche ihm dies Geschäft einbrachte. Die Folge davon ist, daß in Göttingen die Hälfte der Studirenden nur eine oberflächliche Kenntniß der Gesetze erlangt, und sie,

sobald sie weg sind, einem Heuschreckenzuge glei- chen, der Alles verwüstet.

Göttingen steht in dem Rufe, ein theurer Ort zu seyn, und diejenigen unter ihren Lehrern, welche klug handeln wollen, sehen es nicht gern, wenn diesem Gerücht widersprochen wird; denn es ist ebenfalls gleich andern Universitäten der Un- bequemlichkeit ausgesetzt, daß eine Schaar armer Studirender sich zu den Hörsälen drängt. Es hat zweyhundert und sechszehn Freytischstel- len, oder es hat Kapitale, welche zur Beköstigung armer Studenten verwendet werden. Der Student wählt sich einen Speisewirth, der ihn für eine bestimmte Summe beköstiget, und von der Universität befriediget wird. Es giebt viele Köche geringerer Gattung, die sich einzig und allein auf Kosten dieser Studenten ernähren. Diese milde Unterstützung wird nicht immer gehörig an- gewendet; es giebt Fälle, wo der Geiz sich der- selben statt des Bedürftigen zu bemächtigen sucht. So erzählte man mir ein Beyspiel von einem wohlhabenden Mecklenburger, der so niedrig dachte, um diese kleine Unterstützung für seinen Sohn zu betteln, und sie unglücklicherweise auch erhielt. Der junge Mensch selbst wollte sich dieser un- nöthigen Erniedrigung nicht unterwerfen, und

überließ diese Erlaubniß, den Tisch umsonst zu haben, einem armen Kameraden, indem er selbst an der table d'hôte in einem der ansehnlichsten Gasthöfe sich speisen ließ, und — Schulden machte.

Die niedrigste Summe, welche ich jederzeit als hinreichend erwähnen hörte, um einen jungen Menschen mit Ehren in Göttingen durchbringen zu können, beläuft sich auf dreyhundert Thaler, ist aber offenbar zu geringe angegeben. Michaelis setzte sie selbst im vorigen Jahrhundert auf vierhundert fest; Meiners aber zu Anfang des jetzigen, auf dreyhundert; Professor Saalfeld nimmt sie zu dreyhundert und funfzig an. Ausgemacht ist es, daß die Anzahl derer, welche die niedrigste Summe verbrauchen, weit geringer ist, als derer, die am mehrsten aufgehen lassen. Nimmt man nun den Durchschnitt von dreyhundert und funfzig an, welches gewiß nicht übertrieben ist, so bringt die Universität mit ungefähr zwölfhundert Studenten und sechs und dreißig Lehrern, die außerordentlichen Professoren und Privatdocenten nicht mit gerechnet, jährlich wenigstens viermal hundert und zwanzigtausend Thaler in Umlauf. Mehr denn die Hälfte derer, welche diese Summe aufgehen lassen, sind Ausländer

und da sie gemeiniglich am wohlhabendsten sind, kann man auf ihren Antheil weit mehr rechnen, als die Summe für sie verhältnißmäßig beträgt. Auf diese Art wendet die Universität der Stadt jährlich zweymal hundert und vierzigtausend Thaler aus fremden Gegenden zu. Der bloße Miethzins für die Studenten belief sich in dem Winterhalbjahre 1820 bis 1821, auf 21,800 Reichsthaler. Die Professoren führen eine sehr strenge Aufsicht über alle Einwohner, welche sich mit Vermiethungen abgeben. In der Universitätsmatrikel steht dem Namen des Studenten gegenüber nicht allein die Straße, sondern auch das Haus, wo er wohnt, und wenn er etwa auszieht, muß er es sogleich seinen academischen Vorgesetzten melden. In der ganzen Stadt waren tausend und sechs und neunzig Zimmer zu vermiethen, von welchen nur sechs leer standen, obgleich die Anzahl der Studenten sich auf zwölfhundert und fünf und funfzig belief; denn da man nicht erwarten kann, daß ein Mensch, der nicht im Stande ist, das Mittagsessen zur Hälfte zu bezahlen, ohne Noth ein ganzes Schlafzimmer für sich allein miethen werde, so ist es auch hier oft der Fall, daß ihrer zwey ein Zimmer gemeinschaftlich bewohnen.

Die Universität hat das Glück gehabt, nichts von den politischen Umtrieben leiden zu müssen, welche in den verwichenen Jahren so manche öffentliche Lehrer Deutschlands beunruhigten, und wodurch die meisten Universitäten als unruhig verschrien wurden. Man würde zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, die Studenten wären ganz von der Ansteckung frey geblieben, wodurch einfältige aufbrausende Burschen verleitet wurden, Urheber einer politischen Wiedergeburt zu seyn. Auch sie nahmen Theil an der Feyer auf der Wartburg; auch sie verschmähten es anfangs, sich das Haar abschneiden zu lassen, und in einer anständigen Kleidung zu erscheinen, aber der Geist ward hier doch leichter gedämpft als irgendwo anders, und besonders durch kräftige Maasregeln des academischen Senats, so wie durch die Klugheit bezwungen, mit welcher sich bey dieser Gelegenheit die Regierung benahm. Obgleich letztere gleich von Anfang an sich mit allem Fleiße den Unordnungen unter den Studenten widersetzte, so steht sie doch sowohl bey ihnen als bey den Lehrern in der größten Achtung. Wenn andere Staaten auf ihre Universitäten mit Eifersucht und Mißbehagen blicken, so hat Hannover dagegen — wie sich der Herzog von Cambridge ausdrückte — „die schönste

Perle in seiner Krone" — mit Vertrauen und Achtung behandelt. Es ist ihr noch nicht eingefallen, Spuren von einer geheimen Revolution in dem Vortrage der Lehrer, oder den hier und da vorfallenden Unruhen der Schüler finden zu wollen. Sie hat mit erstern geduldet und gegen letztere gekämpft, niemals aber sie als Kennzeichen politischer Verbrechen benutzt, um ihre Härte in Hinsicht politischer Maasregeln rechtfertigen zu müssen. Durch die Verordnungen, welche auf dem Karlsbader Congreß gegen die Preßfreiheit bestimmt, und auf dem Bundestage zu einem besondern Gesetze gemacht wurden, sah sie sich, wie auf allen andern Universitäten veranlaßt, eine Censur einzuführen, von welcher bisher alle gelehrte Anstalten verschont geblieben waren. Allein in Göttingen hat man keinen Gebrauch von dem Zwange gemacht, der denselben frey steht; es soll nicht einmal, wie man mich versichert hat, eine Censur daselbst eingeführt worden seyn. Diejenigen Professoren, die vermöge ihrer Stellen, die sie bekleiden, mehr als andere, in politische Verhältnisse verwickelt werden, haben sich weit einsichtsvoller benommen als ihre Collegen in Jena. Sie haben sich nicht zu Zeitungsschreibern herabgewürdiget, oder ihren academischen Ruf dadurch

befleckt, daß sie sich gleich wüthenden Parthey-gängern in ärgerliche politische Angelegenheiten mischten. Sartorius, Professor der Statistik und Staatsöconomie, sitzt unter den Ständen als Abgeordneter der Stadt Eimbeck.

Göttingen steht in dem vortheilhaften Rufe, daß ein weit nüchterner und anständigerer Geist unter den hier befindlichen Studenten herrscht, als er auf irgend einer andern Universität angetroffen wird, und daß sie selbst bey manchen Excessen sich mit mehr Ehrgefühl benehmen; wenigstens wird jeder Göttinger auf dies rühmliche Zeugniß Anspruch machen wollen. Was die äußerlichen Eigenheiten der Bundesgesellschaften betrifft, so scheinen sie mit ihren Kameraden in dieser Hinsicht nicht minder gleichen Schritt zu halten. Ich hörte in Göttingen eben so spät und eben so laut singen, oder vielmehr schreien, und auf den Straßen wie aus den Fenstern die Töne davon wiederhallen, wie in Halle, oder Heidelberg, oder in Jena. Sie sind eben solche Liebhaber vom Fechtboden und vom Duell, von Vivat und Pereat-Rufen; aber bey alle dem sind sie nicht so erfinderisch in lächerlichen Mitteln, um sich auffallend zu machen. Dem academischen

Senat steht eine Schaar bewaffneter Polizeydiener zu Gebote, um die Studirenden in Ordnung zu halten, allein sie haben diese academischen Krieger mehr als einmal, mit mehr Wunden als Ruhm bedeckt, aus dem Felde geschlagen. Eben so sollen auch die Landsmannschaften völlig ausgerottet seyn, und Blumenbach segnete seinen Stern, daß ihn gerade zu einer Zeit die Reihe wieder traf, Prorektor zu werden, als alle diese Dinge nicht mehr statt fanden; aber statt ihrer sind die Duelle aufgekommen, und wenn man annimmt, daß diese Brüderschaften überall eben so gut als in Göttingen verboten sind, und gleichwohl allenthalben noch fortdauern, so läßt es sich ganz wohl denken, daß sie auch in Hannover unter eben der Verborgenheit ihr Wesen treiben, welche sie in Preußen und Sachsen schützt. Eben so ist wenigstens seit einigen Jahren die academische Zucht sehr streng gewesen. Zum Dank für das Vertrauen und die Achtung, mit welcher die Regierung von jeher die Professoren behandelte, drang sie auch auf treue und unweigerliche Beobachtung ihrer Schuldigkeit. Die Gewohnheit, sich den jungen Menschen unterwürfig zu zeigen, und die auf manchen andern Universitäten so sehr herabwürdiget, ist gänzlich verschwunden.

Den Vorzug, auf welchen Göttingen in Hinsicht der allgemein herrschenden Artigkeit im Benehmen mit Recht Anspruch machen darf, hat es hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß hier mehr als an andern Orten junge Leute studiren, welche sich durch Geburt oder ansehnliches, vielleicht auch großes Vermögen auszeichnen. Damit will ich keinesweges behaupten, daß Stand und Reichthum größere Sittlichkeit bey diesen Menschen bewirken, oder sie geneigter machen, sich zur Subordination zu bequemen, als ihre minder wohlhabenden Kameraden, aber die Vergnügungen, welche sich erstere erlauben, äußern sich doch nicht auf eine so grobe und rohe Art, als es bey ähnlichen Excessen in den niedern Ständen gemeiniglich der Fall ist, und es kann hier auch nur von ihrem äußerlichen Betragen die Rede seyn. Es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem ausschweifenden Betragen eines Edelmanns und eines Lastträgers. Wo arme Studenten die größere Anzahl ausmachen, da wird man weit weniger feine Sitten bemerken, und der gesellschaftliche Ton weit gemeiner seyn, als da, wo diese Anzahl verhältnißmäßig geringer ist. Dies ist, meines Erachtens, vorzüglich die Ursache, daß Göttingen, ohne gerade gegründete

Ansprüche auf ein anständigeres Betragen oder größern academischen Fleiß, als irgend eine andere Universität machen zu dürfen, jeden Fremden bestimmt auf die Gedanken bringt, daß daselbst mehr Ordnung und Artigkeit als sonst wo herrscht. Diese Vorstellung wird durch das Aeußere der Stadt selbst sehr befördert; denn Göttingen ist eine der niedlichsten und reinlichsten Städte Deutschlands. Die Regelmäßigkeit und Breite der Straßen, welche zugleich das seltene Verdienst haben, daß sie größtentheils gepflastert sind, das nette, helle, freundliche Ansehen der Häuser, ohne geradezu auf Eleganz Anspruch zu machen, alles dies nimmt sich ganz anders aus als in Halle oder Jena.

Achtes Kapitel.

Hannover.

Ein warmes immer reges Herz,
Bei hellem Licht im Kopfe;
Gesunde Glieder ohne Schmerz,
Und Heinrichs Huhn im Topfe.
Die Burschen.

Der größte Theil der Gegend zwischen Göttingen und Hannover ist reizend, abwechselnd und gut angebauet, und besteht aus mittelmäßigen Ebenen, welche von waldigen Anhöhen umgeben sind, die nicht bedeutend groß genannt werden können. Hier sowohl als in Hessen nehmen Waldungen den größern Theil des Landes ein, die recht gut in Felder verwandelt, und als solche benutzt werden könnten, wenn nicht die Forstgesetze den Eigenthümer daran hinderten, sie entweder ganz zu lichten, oder wenigstens einen Vortheil davon zu erhalten, den sie als Waldun-

gen gewähren können. Die Landleute haben das Recht in dem Walde zu hüthen; wollte man ihn ausrotten, so würde aus ihm eine öffentliche Gemeindetrift werden. Die Seltenheit des Feuerholzes, welche im Königreich durchgängig fühlbar ist, beweist, daß es an Holz fehlt, und es würde eine weit einträglichere Speculation seyn, wenn der Wald regelmäßig gehauen und dann für neue Anpflanzungen gesorgt würde, wenn nicht das Huthungsrecht tausend Hindernisse in den Weg legte. Der Eigenthümer darf seine Waldung nicht vergrößern, weil er es nicht wagen kann, die Huthung zu schmälern. Will er ja anpflanzen, so muß er, damit das Vieh nicht darunter leidet, diese Anpflanzungen in einer Weite von einander anlegen, welche dem jungen Holze äußerst nachtheilig ist, indem dasselbe auf diese Art gar keinen Schutz hat. Denn sowohl das Vieh, als auch die Personen, welche es hüthen, sind geschworne Feinde der jungen Bäume, die vierfüßigen, weil sie für sie ein Leckerbissen sind, und die zweybeinigen, weil sie sich einbilden, durch Beschädigung derselben ihrem Dorfe einen wesentlichen Dienst zu erzeigen, und durch Vergrößerung der Trift dessen Wohlstand zu befördern. Um sie gegen den Wind zu schützen, sind sie an Pfähle befestiget; sie vor

Kühen und Kuhhirten zu verwahren, sind sie mit Dornen umlegt; aber die Hirten tragen Dornen und Pfähle gar bald als ein vortreffliches Feuerholz fort, und das Vieh macht sich über die Bäumchen als vortreffliches Futter her. Natürlicherweise giebt der Eigenthümer ein Unternehmen auf, das er nicht mit Nutzen betreiben kann; vernachläissiget seinen Wald, und dadurch wird die Seltenheit und Theuerung des Feuerholzes unglaublich vermehrt. Bey den Ständen wurde jedoch ohne allen Erfolg der Vorschlag gethan, die Forstgebiete ganz von der Landsteuer zu befreien, weil sie eine Art von Eigenthum ausmachen, welches bey den bestehenden Gesetzen dem Eigenthümer unmöglich einen Nutzen gewähren kann.

Eben so nachtheilig ist der Einfluß, der in Hinsicht der Moralität daraus entsteht, indem eine Classe von Verbrechern sich bildet, von denen wir uns kaum einen Begriff machen können, nämlich die der Holzdiebe. In manchen Gegenden ist das Feuerholz so theuer, daß der Arme unmöglich im Stande ist, es zu kaufen, und gleichwohl wollen sie eben so wenig gern erfrieren, oder ihre Mahlzeit unzubereitet genießen; sie plündern also die Wälder, und die Gerechtigkeit sieht sich gewisser-

maßen gedrungen, bey diesem Verbrechen aus Noth ein Auge zuzuthun. Holzdieb ist ein Ausdruck, der eben so viel Frechheit, Sorglosigkeit und Rachsucht bezeichnet, als bey uns ein Wilddieb. Die Jäger und andere Diener, welche angestellt sind, auf die Wälder Achtung zu geben, stehen bey ihnen in dem nämlichen Credit, wie Wildpretshändler bey den Wilddieben; und wenn sie ihre persönliche Sicherheit nicht gefährden wollen, so müssen sie ihre Schuldigkeit mit der größten Milde und Nachlässigkeit thun. Macht es ein auffallender und gar zu grober Diebstahl nothwendig, ihnen aufzulauern, so müssen sich die Jäger aus den benachbarten Waldungen, wie zu einer Jagd vereinigen; die Hunde werden losgelassen, und die Hörner erschallen; aber die Holzdiebe sind das Wild, welches gejagt wird, und werden oft derb gezüchtigt. Diese dagegen rächen sich wieder nach ihrer Art und zur gelegenen Zeit; man hat Beispiele, daß ein ihnen gehässiger Aufseher oder Holzförster, als ein Opfer der mörderischen Feindseligkeit dieser Menschen, lange Jahre nachher erst fiel, da er sie in Strafe gebracht hatte, oder hatte bringen wollen. Sie gleichen völlig unsern Wilddieben, nur daß ihr Entstehen nicht eine Folge des Müssigganges, oder der Vergnügungssucht,

sondern der Unmöglichkeit ist, eines der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu entbehren.

Diese reizenden Ebenen sind weit stärker bevölkert, als die nördlichen Provinzen des Königreichs, wo so viele ansehnliche Striche unangebauter Heide und unbewohnbarer Sandflächen sich befinden. Die Bevölkerung von Calenberg, Göttingen und Grubenhagen, die gewöhnlich unter dem Namen der südlichen Provinzen begriffen werden, übertrifft die der nördlichen, im Verhältniß ihrer Oberfläche, fast um die Hälfte*). Dörfer und kleine Städte liegen in Menge umher zerstreut; die erstern haben ein weit dauerhafteres und gefälligeres Ansehen, und letztere sind weit lebhafter und gefälliger als in Hessen. Freylich fehlt es auch hier nicht an Spuren von Armuth, und einer gewissen Schlottrigkeit, so wie an Geschicklichkeit; aber das Landvolk sieht weit thätiger und besser aus. Es gereicht Hannover zu nicht

*) Ehe Ostfriesland dazu kam, welches nach dem allgemeinen Frieden an Hannover abgetreten wurde, rechnete man die nördlichen Provinzen auf 464 geographische Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 680,000 Seelen; die drey südlichen Provinzen auf 162 Meilen, mit 343,000 Einwohnern, die 40000 armen, aber fleißigen Bewohner

geringem Lobe, daß dessen Bauern nicht mehr adscriptitii glebae, das ist, solche Personen sind, die unter dem Drucke stehen, da leben, arbeiten und sterben zu müssen, wo sie geboren sind, so hart auch die Bedingungen gewesen seyn mögen, auf welche ihre Familie anfangs den Erbpacht über die Ländereyen oder Grundstücke erhielt, denn wo giebt es jetzt noch einen deutschen Staat, wo diese Verfassung nicht völlig aufgehoben seyn sollte? Die Bedingungen, unter welchen der Sohn in den Pacht seines Vaters treten kann, sind vielleicht für manche besonders drückend, und wenn man den Ackerbau berücksichtiget, sogar unklug; aber er ist doch nicht mehr so streng an sie gebunden, als es früherhin der Fall war. Sind sie ihm nicht anständig, oder er wünscht einen nachsichtigeren Herrn zu haben, so steht es ihm frey, seine ganze Habseligkeit zusammen zu raffen, und sich anzusiedeln, wo es ihm gefällt. Es ist wahr, ein deutscher Bauer wird nicht gern den Boden verlassen, welchen seine Vä-

---

nicht mitgerechnet, welche die Thäler bebauen, in den Bergwerken arbeiten, und die Eisenfabriken auf dem Harze betreiben. Seitdem nach dem Frieden an Hannover einige Länder abgetreten worden sind, wird die Bevölkerung des ganzen Königreichs auf 1,320,000 angegeben.

ter seit undenklichen Zeiten bebaueten; er wird sich gern nicht unbedeutende Aufopferungen gefallen lassen, ehe er sich zu diesem verzweifelten Schritt entschließt, der ihm, wenn er auch nicht weiter als ins nächste Kirchspiel käme, eine eben so schmerzliche Trennung bereitet, als wanderte er aus seinem Vaterlande in einen entfernten Winkel des Weltalls. Aber die Erfahrung, daß ein solcher Fall möglich, und auch wirklich eingetreten ist, hat die Eigenthümer einsehen lernen, wie nothwendig es sey, obige Erpressungen zu vermeiden und die harten Lehnsrechte der Vorzeit zu mildern, deren sie sich außerdem sehr gut bedienen könnten.

Hannover verläßt sich so sehr auf den Ackerbau, daß die Städte, so zahlreich sie auch immer sind, nicht über den zehnten Theil der ganzen Bevölkerung enthalten; gleichwohl wurde, als die Stände 1814 zusammenberufen waren, beynahe ein Drittel der Mitglieder zurückgeschickt. In der Art zu wählen liegt nichts Volksgemäßes; das Mitglied wird von den Magistratspersonen gewählt, und diese wählen sich entweder unter einander selbst, oder werden von der Krone ernannt. Diejenige Art der Wahl, welche, wie ich hörte, am mehrsten dem Volke entspricht, ist die zu Osnabrück, dessen neue Verfassung den Bürgern eine

gewisse Anwartschaft bey Besetzung der erledigten obrigkeitlichen Stellen giebt, aber auf einem solchen Umwege, daß man es als ein beau ideal einer indirecten Wahl bezeichnen kann. Der Magistrat wählt sechszehn Bürger „rechtliche und treue Männer" diese sechszehn wählen vier, zwey von diesen vieren wählen in Verbindung mit einem Mitgliede aus den noch vorhandenen Magistratspersonen zwölf; diese zwölf wählen drey, und von diesen dreyen wählt der Magistrat einen; dieser eine muß von der Regierung bestätigt werden, und nimmt sodann seinen Sitz unter den weltlichen Behörden ein, als der Auserlesene von den dreyen, welche die zwölfe, von den zwölfen, welche die drey, von den dreyen, welche die vier, von den vieren, welche die sechszehn, von den sechszehn, welche die Magistratspersonen, von den Magistratspersonen, welche sich selbst unter einander wählen. Ey das ist das Haus, welches Hans bauete; aber es ist kein wandelbares, verfallenes, altmodisches Gebäude, sondern spann funkel nagel neu gebaut im Jahre 1814*).

*) Verordnung, die Organisation des Magistrats der Stadt Osnabrück betreffend; den 31 October 1814.

Je näher man der Residenz kommt, desto weniger Schönheit ist bemerkbar. Wenn man sich den Mauern derselben nähert, kommt man von Hügel und Thal in die ausgebreitete traurige Sandfläche, welche sich von dem Fuße des Harzes beinahe bis an die Küsten der Ostsee erstreckt. Hannover nimmt sich von fern nicht sonderlich aus, und scheint weit düstrer und todter zu seyn, als es wirklich ist. Die Bevölkerung steigt nicht über zwanzigtausend; aber die Anstellung eines königlichen Gouverneurs hat in etwas den fürstlichen Glanz erneuert, und die Versammlung der Landstände, welche eine Menge Adlicher aus den verschiedenen Provinzen herbeyziehen, giebt ihren Straßen und Krämern für eine Zeitlang etwas mehr Lebendigkeit. Die Stadt ist unregelmäßig, weder alt noch neumodisch, und alles darin äußerst mittelmäßig. Der ehemalige churfürstliche Pallast ist ein hohes, unansehnliches leeres Gebäude, und das des Herzogs von Cambridge unstreitig das beste Haus in der schönsten Straße. Die Sitten kamen mir bey weitem nicht so englisirt vor, als sie oft geschildert werden. Die englische Uniform der Garde, die englischen Wappen an den Amtsgebäuden, und in manchen Cirkeln eine spätere Essenszeit, als in Deutschland gebräuch-

lich ist, ausgenommen, wird man nicht inne, daß man sich in einer Hauptstadt befindet, die so lange Zeit her dem König von England angehört hat. Nur seit wenigen Jahren ist Hannover auf eine solche Art mit England in Berührung gekommen, daß es in Manchem entweder hat Lehre geben oder Lehre hat annehmen müssen; nur die höhern Stände sind diesem Einflusse unterworfen, und einige Ueberbleibsel aus fremden Gewohnheiten, welche sie angenommen haben dürften, werden sich nicht so leicht unter den großen Haufen des Volks verbreiten, oder eine sichtliche Veränderung in den Nationalsitten hervorbringen. Weit tiefer drangen die französischen Sitten in den Hauptstädten ein, welcher sie sich bemächtiget hatten, weil die Franzosen einmal alle Stände der Gesellschaft beherrschen wollten; aber England hat sich bisher mit aller Gerechtigkeit und mit Anstand gegen Hannover benommen. Die Hannoveraner dürfen sich nicht beschweren, daß die Verwaltung ihrer Regierung zum Vortheil der Ausländer benutzt worden sey. Obgleich, wie es ganz natürlich ist, Engländer im Dienste des Gouverneurs stehen, so sind doch alle öffentliche Aemter mit Inländern besetzt.

Unsere Sprache und Literatur wird unter ihnen, wie leicht zu erachten, sehr cultivirt,

aber schwerlich mehr als in Dresden oder Weimar. Das Theater, ob es gleich ein Hoftheater ist, ist das einzige in ganz Deutschland, wo ich die Erlaubniß wiederfand, die unserm Lande so eigen ist, seinen Beyfall oder sein Mißfallen auf eine geräuschvolle Art an den Tag legen zu dürfen. Die Götter zu Covent Garden oder Drurylane können ihre Theaterrechte nicht stürmischer verfechten, als ihre Nebenbuhler in Hannover; da sie aber versichern, diese Freyheit seit der Zeit genossen zu haben, da sie ein Theater besitzen, so können wir uns das Verdienst nicht anmaßen, als hätten sie von uns gelernt, ihre Gesinnungen auf diese Art laut werden zu lassen. Es war eine Oper, Gretry's Löwenherz; der Gesang war mittelmäßig, und die Vorstellung abscheulich; die Schauspieler benahmen sich sammt und sonders linkisch, und die Actricen häßlich. Das Parterre war größtentheils mit Offizieren besetzt. In ganz Deutschland wird es unter die Vorzüge des Militairs gerechnet, daß sie das Theater häufig besuchen dürfen, aber so niedrig auch der Preis gestellt ist, (der Platz im Parterre kostet in Hannover nur acht Groschen) so reicht doch ihre Besoldung nicht hin, ihnen dies nächtliche Vergnügen zu erlauben. Daher hält die Regie-

rung eine Kleinigkeit von ihrer Besoldung inne, verstattet ihnen freyen Zutritt zu dem Theater, und findet sich wegen des Fehlenden mit dem Director ab. Ist es ehrenvoller, auf fremde Kosten ins Theater zu gehen, oder lieber zu Hause zu bleiben? Wenn nach der öffentlichen Meinung die Würde des Militairs sichtbar davon abhängt, daß es im Stande ist, Geld aufgehen zu lassen, wird sie durch eine solche Einrichtung wohl erhöht, bey welcher alle Welt erfährt, daß sie weit weniger vermögend sind, Geld auszugeben, als ihre Mitbürger? Selbst eine umherziehende Truppe bestimmt an dem Orte ihres flüchtigen Aufenthalts einen gewissen Platz für die Herren Offiziere, wenn Militair daselbst ist, in der Scheune, entweder umsonst, oder um die Hälfte des Preises. Das Ganze hat das Ansehen eines Privilegiums.

Hannover hatte alles fröhliche Wesen zur Schau ausgelegt, das nur daselbst möglich ist, denn es war Ostersonntag, und Ostersonntag ist eine Messe. Die niedern Stände schwärmten in den Alleen, welche um die Festungswälle herumgehen; züchtig und ehrbar gekleidete, gesund und munter aussehende Leute. Eine große Ebene außerhalb der Mauern mit Buden und mehreren Gegenständen bedeckt, welche zur Sonntagsbelusti-

gung dienen, war der Versammlungsplatz. Auf einer Seite spielten mehrere Gesellschaften junger Leute Fangball nach ihrer eignen Art. Sie hatten nur eine Oeffnung, der Ball wurde nicht auf die Erde hin, sondern in die Luft geworfen, und so wie er herabfiel, oft mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Gewandtheit mit einem kleinen Stecken fortgeschlagen. Auf der andern Seite drängte sich das Gewühl um die leinwandnen Buden, wo Kuchen, Spielzeug, Branntwein und Taback verkauft wurden. Obgleich Alles sehr lustig war, und mancher viel Lärm machte, so fiel doch kein Zank vor, ja nicht einmal ein Betrunkner war zu sehen. Es wurde mehr in Zigarren als im Trunk verthan. Den folgenden Nachmittag strömte die ganze Stadt nach Herrenhausen, einem königlichen Schloß in den Vorstädten, wo die königlichen Springbrunnen ihren jährlichen Beitrag zu den Osterfeyerlichkeiten ausspritzen sollten. Herrlich ist die lange und breite Allee, welche von der Stadt bis an die Gärten zu Herrenhausen führt; die Gärten selbst sind gerade Gänge, mit Bäumen auf beiden Seiten besetzt, und mit Rasen belegt, aber die Statuen, welche zur Zierde dastehen sollen, sind ganz abscheulich. Die Tausende von Neugierigen harrten geduldig am

geräumigen Bassin, bis die Ankunft des Gouverneurs und seiner Suite der Fontaine die Erlaubniß gab, aus ihrer Mitte zu spielen; allein, als sie nun damit zum Vorschein kam, so schien sie eben keinen reizenden Anblick zu gewähren. Das Ganze ist äußerst unbedeutend. Der Wind war so heftig, daß die Wassersäule anstatt selbst es zurück von allen Seiten in einen weiten gefälligen Kreis zu werfen, was das Schönste eigentlich bey einer solchen Fontaine ist, so weit windwärts getrieben und zerstreuet wurde, daß die sorglosen Bürger, die sich gerade auf diese Seite gestellt hatten, völlig durchnäßt wurden. Die befeuchtete Schaar entfloh in großer Bestürzung; die trocken gebliebene jauchzte laut auf über ihre Klugheit, den rechten Fleck getroffen zu haben. Die Fontaine spielte, und die Musikanten leierten das Stückchen her: „Gott segne den König."

Am Eingange der öffentlichen Spaziergänge steht Leibnitzens Monument; die Büste des Philosophen, auf einem hohen Piedestal, in einem kleinen jonischen Tempel. Große Bündel von Manuscripten, so wie auch der Armstuhl, in welchem er verschied, da er gerade Barclays Argenide las, werden jetzt noch in der Bibliothek aufbewahrt, wo er studirte, oder vielmehr sein Leben zubrachte.

Die mehrsten dieser Manuscripte sind nicht nach der Ordnung ausgeschrieben, sondern Stückchen Papier von allen Gattungen über und über mit unzusammenhängenden Anmerkungen durchkritzelt. Ein solches Chaos in Ordnung zu halten, bediente sich Leibnitz eines eigenen Aufbewahrungsortes. Er besteht aus einer Reihe kleiner Tischchen, wie ein Buchfutteral gestaltet, welche durch verticale Abtheilungen in eine große Anzahl kleiner Taubenhöhlen getheilt sind. Unter jeder Höhle ist eine Namenplatte, mit dem Namen des Gegenstandes, wozu sie bestimmt ist, sehr oft mit dem Namen eines Kaisers, oder irgend einer andern Person, welche der Philosoph der besondern Auszeichnung werth, oder für wichtig genug hielt, um eine eigene Abtheilung zu erhalten. Traf er nun während des Lesens auf irgend etwas, was ihm der Aufzeichnung werth schien, so bemerkte er es ganz kurz auf ein Stückchen Papier, das er gerade bey der Hand hatte, und legte es in die für dasselbe bestimmte Höhle. Einer der Bibliothekare versicherte mich mit vieler Selbstgefälligkeit, daß Buonaparte's Expedition nach Egypten ursprünglich eine Idee von Leibnitz gewesen sey; denn man habe unter seinen Manuscripten ein Memorial an Ludwig den Vierzehnten entdeckt, in welchem

der Philosoph es als ein großes und verdienstliches Werk angepriesen habe, von der morgenländischen Barbarey ein Land zu befreyen, welches die Mutter aller Künste und Wissenschaften gewesen wäre, und wie leicht diese Befreiung von dem allerchristlichsten König zu Stande gebracht werden könne.

Die Bibliothek selbst ist klein; die Regierung urtheilt ganz richtig, daß sie genug thut, indem sie die Bibliothek zu Göttingen unterstützt; doch finden sich hier manche interessante typographische Seltenheiten. Ein Exemplar von Cicero's Pflichten vom Jahre 1465, sehr schön und regelmäßig auf Velin gedruckt, beweist, in welches Dunkel anfangs die Kunst eingehüllt war; denn nachdem der Buchdrucker seinen Namen „Fust" (Faust) und das Jahr darunter gesetzt hat, fügt er noch am Ende des Buchs die Bemerkung bey, daß es nec penna, nec aerea penna, sed quadam arte (mit einem Griffel, auch keinem ehernen Griffel, sondern mit einer gewissen Kunst) verfertiget worden sey. Das frühere Product der Schreibekunst, das Biblium Pauperum, verdient diesen Namen nicht; denn es ist eigentlich keine Bibel im eigentlichen Sinne des Wortes, und konnte gar keinen Nutzen für die Armen haben, ausgenommen, daß

es ein Bilderbuch zum Vergnügen der Kinder abgab, denn der Text ist lateinisch. Es enthält eine Reihe von Holzschnitten, welche die vornehmsten Scenen aus der heiligen Schrift vorstellen. Die Holzschnitte nehmen die obere Hälfte jeder Seite ein, und unten ist die Erklärung in schlechten lateinischen Reimen. Auf dem Holzschnitte, welcher unsere Stammeltern nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese vorstellt, sieht man Adam emsig graben, und Eva neben ihm spinnend sitzen, den kleinen Kain auf ihren Knien.

Als Adam grub und Eva spann,
Wer war denn da ein Edelmann?

Das herrlich illuminirte Meßbuch soll ein Geschenk Karl des Fünften für unsern Heinrich den Achten gewesen seyn; wenn dem so ist, so muß es sonderbare Veränderungen erlitten haben. Eine Bemerkung in englischer Sprache, und unterzeichnet von einem gewissen Wade ist dabey befindlich, welche beurkundet, daß er das Manuscript im Besitze eines französischen Privatmannes zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts gesehen habe. Der Eigenthümer habe es ihm gewiesen, aber nicht erlaubt, es anzurühren; ja er selbst habe die Blätter mit einem Paar silber-

nen Griffeln umgewendet, und da er Wadens Lächeln bemerkt hätte, mit einer Art von Wärme geäußert, daß seine Vorfahren nur auf diese Art dies unvergleichliche Manuscript so lange in seinem gegenwärtigen Glanze hätten erhalten können. Nach dem Tode dieses Herrn kaufte es Herr Wade von dessen Erben, von ihm kam es in den Besitz unserer königlichen Familie, welche es sammt den silbernen Griffeln der Bibliothek zu Hannover einverleibte.

Die Gärten und die Villa des verstorbenen Grafen Walmoden sind jetzt königliches Eigenthum; die Gemäldesammlung hingegen ward zerstreut. Diejenigen, welche noch vorhanden sind, erwecken keine günstige Vorstellung von den Künstlern, deren Namen sie führen. Die Madonna mit dem Kinde, welche von Raphael seyn soll, der sterbende Mönch, den man Tintoretto zuschreibt, und der Papst, welcher die heilige Jungfrau anbetet, als ein Kunstwerk Guido's getauft, haben sämmtlich, es ist wahr, nichts an sich, was der frühern Manier und den nachlässigern Arbeiten dieser Meister nicht entspräche; aber sie geben auch nicht die mindeste Idee von dem, was diese Meister leisten konnten, und würden die Aufmerksamkeit gar nicht fesseln, wäre es nicht der

Namen wegen. Christus, von den Jüngern zu Emmaus scheidend, ist eine Zeichnung von Annibal Caracci, voller Einfachheit, Würde und Kühnheit, worin dieser Künstler so genau dem Fra Bartolomeo folgte. Wenige Gemälde von Rubens bezeichnen die sonderbaren Ungleichheiten seines Genies so auffallend als eines, welches Magdalena vorstellt, wie sie von einer Schaar Heiliger unterstützt wird. Sie kniet in Thränen vor der Jungfrau und dem Kinde. Das Kolorit ist in manchen Theilen ganz in seiner herrlichsten Manier, die Figuren hingegen in der schlechtesten, nicht etwa gewöhnlich, sondern durchaus gemein und ungefällig. Den Heiligen, vor allen St. Franziskus, mit ihren plumpen Gesichtern, fehlt es gänzlich an Interesse und poetischem Ausdruck, und sie nehmen sich nicht viel besser aus wie manche Galgenvögel. Die Magdalena ist gerade einer von den dicken Fleischklumpen, wie er sie oft gemalt hat, und sie hat wohl daran gethan, daß sie ihre Hände auf ihre Brust gefaltet hat, um sie mitunter zu bedecken; denn nach dem zu urtheilen, müssen diese herabhängende Brüste, in ihrem völligen Umfange dargestellt, schreckbar ausgesehen haben. Die Madonna selbst ist eine gewöhnliche Hausfrau, reizend gemalt; aber das heilige Kind,

in Gestalt, Ausdruck und Kolorit ist köstlich — ganz Grazie, Seele und Sanftheit.

Die Hannoveraner (wenn ein durchreisender Fremder befugt ist, darüber ein Urtheil zu fällen) sind äußerst nüchterne, thätige und genügsame Menschen. Gleich allen ihren Brüdern im nördlichen Deutschland, besitzen sie zwar eben so viel Gutmüthigkeit, aber weit weniger Ausgelassenheit, als die Oestreicher, und sind nicht so auf's Vergnügen erpicht, und dabey so ausgelassen darin, wie die Baiern oder Wirtemberger. Ob sie gleich eben so thätig sind als die Sachsen, so sind sie doch bey weitem nicht so lebhaft und gewandt. Ihre Nachbarn in Cassel und Braunschweig stehen in dem Rufe, etwas cholerischen Temperaments zu seyn; aber diese Beschuldigung kann den Hannoveraner auf keine Weise treffen, er ist eher in Gefahr, ein Schmerzensmann, als ungeduldig zu werden. Weder mit einer scharfen Beurtheilungskraft, noch Lebhaftigkeit des Gefühls begabt, dauert es lange, bis er dahin gebracht werden kann, sich in eine Lage zu versetzen, welche neu für ihn ist, und eben so schwer hält es, ihm einen besondern Enthusiasmus dafür einzuflößen. Wenn es zweckmäßig zu seyn scheint, daß er sich von seinen alten Gewohnheiten lossagen soll, an

denen er mit voller Seele hängt, so wird große Bedächtigkeit und Geduld erfordert, um die Bande zu trennen, welche ihn daran fesseln. Obgleich jeder Andere sich überzeugen kann, daß es möglich ist, sie auszurotten, und daß der Mensch sich nur selbst rühren darf, wenn er ihrer los werden will, so wird er doch bestimmt kein Glied eher regen, als bis jeder Knoten ordentlich aufgelöst ist. Er besitzt in einem hohen Grade die Fähigkeit, in jeder ihm vorgeschriebenen Laufbahn auszuhalten, mag sie auch noch so einförmig und unpassend für ihn seyn, und er ist gewiß einer der letzten in ganz Europa, der aus seinem Gleise treten dürfte, um Schmetterlinge zu haschen. Wenn auch diese beschränkte Unthätigkeit des Charakters ihn zu keinem angenehmen Gesellschafter macht, so schützt sie ihn doch auch wieder gegen so manche Fehler und Ausschweifungen. Stellt er sich zuweilen auch etwas ungeschickt an, so ist er doch ehrlich und zutraulich; sind auch seine Ansichten sehr beschränkt, so sind doch seine Hände unermüdet. Er ist viel zu nüchtern gesinnt, als daß er in Frivolität fallen, oder zur Schwärmerey sich erheben sollte; er verräth wenig Geschmack für Aufklärung, denn er sieht wenig Nutzen davon, wenn er sich ihr widmen wollte; er verläßt

sich auf seinen Verstand mit der äußersten Vorsicht, denn er ist wenig daran gewöhnt, lange zu grübeln. Wie man behauptet, hat Göttingen einen äußerst wohlthätigen Einfluß auf die Bildung des Adels und der höhern Stände unter den Bürgern gehabt, und es ließ sich auch nicht denken, daß, da die Universität so guten Saamen über alle Staaten verbreitet hat, er bloß in ihrem eigenen Lande einen dornigen Boden finden sollte.

Obgleich ein lebhaftes Gefühl der Anhänglichkeit an den Kronprinzen jeden Deutschen gewöhnlich beseelt, so ist sie doch bey Niemanden tiefer eingewurzelt, als bey dem Hannoveraner. Es ist eine Gesinnung, die bey ihm gleichsam zur andern Natur geworden ist, und von der es ihm unsägliche Mühe kosten würde, sich je zu trennen. Sie beruht nicht auf Grundsätzen, denn er denkt selten daran, und grübelt eben so wenig jemals darüber, was Monarchen eigentlich seyn sollten; gesetzt auch, daß sie durch die rühmlichen Eigenschaften des Regenten veranlaßt würde, so ist sie von denselben doch ganz unabhängig; die glänzendsten dürften ihn schwerlich zum Enthusiasmus bewegen, und die niedrigsten mußten in der That sich in einem sehr schlechten Lichte zeigen, wenn sie ihn zum Haß oder zur Verachtung reizen soll-

ten. Selbst die lange Abwesenheit ihrer Landesfürsten hat die Neigung gegen sie auch nicht im Geringsten vermindert; ihre Liebe zu den Guelphen hat in dieser Hinsicht Proben bestanden, welche die Treue für die Gebieterin des Herzens schwerlich ausgehalten hätte. Sie ist aber auch vollkommen gegründet. Unter ihren eigenen Landsleuten, welche die Sache am besten beurtheilen können, selbst unter den Schriftstellern der liberalen Parthey, die es gewiß nicht zugeben würden, wenn es der Wahrheit nicht gemäß wäre, hat das Haus Hannover den Ruf, von jeher mit unverkennbaren Rücksichten auf das Wohl seiner Unterthanen und der vorhandenen Gerechtsame der Stände regiert zu haben. Es hat sich nie gehässig gemacht durch Knickerey und Unterdrükkung einzelner Personen, oder dadurch, daß es Lasten im Uebermaße aufbürdete; sein liberales Benehmen hatte die Ehre des Landes unter seinen Nachbarn gesichert, und auf dem Congreß zu Wien war es Hannover allein, welches für die Verbesserung Deutschlands in politischer Hinsicht kämpfte. Wenn Napoleon sich nach und nach des guten Willens der deutschen Provinzen zu versichern wünschte, und seine Herrschaft auf etwas ehrenvolleres und sichereres gründen wollte, als auf eine

brutale Gewalt, warum trieb er solchen Spott mit ihren Gefühlen, und machte ihre Vorurtheile so lächerlich? Vor allen war in Hannover die Theilung des Churfürstenthums, um einen Theil davon zum Königreich Westphalen zu schlagen, eine wahre Todsünde gegen den Nationalstolz der Unterthanen, welche ihres Erachtens, keine Bannstrahlen gegen aristokratische Vergünstigungen versöhnen konnten. Die Zurückkunft ihres Herrn war für sie eine neue Wiedergeburt ihres Landes, das Napoleon von den übrigen Staaten Deutschlands ausgeschlossen hatte. Als ich in Hannover war, hatte sich bereits die Nachricht verbreitet, daß Se. Majestät willens wären, ihre Länder in Deutschland zu besuchen, welches in der Folge auch wirklich geschah. Die Unterthanen erwarteten sehnlichst diesen Augenblick, nicht mit der Ungeduld eines Pariser Haufen, um etwas Schönes zu sehen, denn kein Volk wird sich in solche Prunkscenen weniger finden können, als die Hannoveraner, sondern mit der herzlichen Begierde eines Menschen, der sehnsuchtsvoll einen alten Bekannten erwartet. In der Einfalt ihres Herzens hatten sie es sich in den Kopf gesetzt, daß der König bloß deßhalb käme, um einige kleine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, von denen

sie so von weitem gehört hatten, daß sie nicht wären, wie sie seyn sollten. Sie wären, sagten sie, vollkommen überzeugt, daß wenn sie zuweilen mehr Geld hatten hergeben müssen, als sie aufzubringen eigentlich im Stande waren, bloß die große Welt in Hannover deßwegen zu beschuldigen sey; auch hatten sie nicht den geringsten Zweifel, Se. Majestät würden bey Allen mit eigenen Augen sehen, und mit ihren eigenen Händen richten, was zu richten seyn dürfte. Diese Stimme hört man allenthalben; die Regierung ist bey dem Volke beliebt. Selbst die liberalen Verfasser fliegender Blätter geben zu, daß Hannover keine Ursache habe, irgend einen andern Staat in Deutschland zu beneiden.

Die Stände des Reichs hatten sich noch nicht versammelt; doch wenn sie auch ihre Sitzungen halten, lassen sie keine Zeugen ihrer Berathschlagungen zu. Sie haben ein geräumiges Speisezimmer innen, in welchem drey bis vier Reihen Stühle amphitheatralisch einem Throne gegenüber gestellt sind, von dem der Gouverneur seine Reden hält, so wie auch ein Paar hübsche Sprachzimmer für die zwey Häuser. Das Apartement der ersten Kammer ist das ansehnlichste und am besten ausmeublirt, denn dies Zimmer war eigentlich für

die sämmtlichen Stände eingerichtet, ehe sie in zwey Häuser getrennt wurden. Als die Trennung erfolgte, so behielten sich die Pairs dasselbe vor, und verwiesen das Unterhaus eine Treppe hoch in's Gesellschaftszimmer. Es ist sogar mit einer Gallerie umgeben, um der Zuschauer willen, welche in diesen Tagen, da so viel Gutes zur Sprache kommen soll, sich hier einfinden dürften; sie ist aber nie benutzt worden. Die Mitglieder haben weit weniger gesetzmäßige Freyheiten als bey uns. Hier giebt es keine Lehnstühle, in denen ein edler Lord über den Zustand von Europa einschlummert; keine Gallerie, von wo aus ein achtbares Mitglied auf die Beantwortung einer schläfrigen Rede sinnen kann; kein Zimmer, wo er den Gegenstand besprechen kann, ohne die Vorträge selbst mit angehört zu haben. Die Mitglieder sitzen hinter einander auf bloßen Stühlen, wie eine Gesellschaft Leichenbegleiter in Schottland, und bey weitem nicht so prachtvoll wie auf manchem Theater in Italien. Wenn sich das Haus theilt, so begeben sie sich in ein anstoßendes Zimmer, wo sie Feder und Dinte, und eine hinlängliche Anzahl kleiner Stückchen Papier finden, um ihr Ja oder Nein darauf zu schreiben, und wenn der Vorrath erschöpft ist, so sind auch Schee-

ren vorhanden, um neue Stückchen zu schneiden. Die Scheeren sehen herrlich aus; ein halbes Dutzend lang, scharf und schimmernd schmückt die Tafel eines jeden Hauses, anstatt des Scepters. Eines von ihren Gesetzen könnte mit vielem Vortheil auch in andern Gesellschaften eingeführt werden, nämlich dieses, daß wenn ein Mitglied durch einen allzulangen Vortrag das Haus zu ermüden scheint, der Präsident ihm zu Gemüthe führen darf, „daß er sich kurz fasse.“

Beide Kammern sind gewählt, oder durch Wahl bestimmt, denn selbst die erstere besteht nur aus Deputirten, die von dem Adel der verschiedenen Provinzen gewählt worden sind, mit Ausnahme weniger Mitglieder, die ihrem Range nach, mit dem Titel geistlicher Würden bekleidet, das ist, als solche da sitzen, welche die Einkünfte genießen, die ehedem der Kirche gehörten. Die Kammer der Aristocraten sollte lieber die Kammer der Freysassen genannt werden, denn sie beabsichtigt bloß das Interesse der Landeigenthümer, als gänzlich verschieden von dem Interesse des Volks und der Fabrikstädte. Obgleich jeder, welcher einen Adelsbrief und ein Ritterguth hat, das Recht zu stimmen besitzt, so gehört doch dieser Umstand nicht wesentlich dazu, um dies Privilegium zu

genießen. Es ist schon längst in Hannover zum Gesetz geworden, daß jeder Eigenthümer eines Ritterguthes, das ist, jeder Freysasse, auch dann, wenn die Rechte und Freyheiten des Adelstandes nicht mit seiner Person verbunden sind, Landtagsfähig, das heißt, berechtiget ist, persönlich bey den Ständen zu erscheinen, so lange diese Art von Versammlung beybehalten wird, und folglich auch seine Stimme bey der Wahl der Deputirten zu geben, die Abgeordnete der Provinzen sind. In einigen Gegenden des Reichs hat sich eine beträchtliche Anzahl von Allodialgütern erhoben. Sie entstanden hauptsächlich in den sogenannten Marschländern, welche sich längs den Ufern der Elbe und Weser hin erstrecken, wo Ueberschwemmungen den Grund zu einem fruchtbaren Erdreich legten, das weder von der Krone, noch von dem Adel in Anspruch genommen wurde, so lange es in seiner ursprünglichen Verwilderung blieb; in der Folge wurde das Wasser von demselben immer mehr und mehr abgeleitet, und es gegen den Strom durch die Anstrengungen eines Landvolks gesichert, daß sich ohne Rücksicht der schädlichen Ausdünstungen aus eben der Liebe zur Sicherheit, dort ansiedelte, welche die Felder Hollands hervorbrachte, und Veranlassung zur

Erbauung einer Fürstenstadt an den Wellen des Adriatischen Meeres gab; nach und nach ist es durch mehrhundertjährige Betriebsamkeit einer der fruchtbarsten Distrikte des Reichs geworden, den ein wohlhabendes unabhängiges Landvolk in großer Masse bewohnt. Alle diese Eigenthümer sind nicht allein zur Wahlfreyheit mit hinzugelassen worden, sondern wählen auch ihre eigene Mitglieder, anstatt sie mit unter die adlichen Ritterguthsbesitzer zu rechnen, mit denen sie umgeben sind.

Die Kammern wissen selbst nicht, wie weit ihre Macht sich erstreckt. Gewiß ist es, daß sie nichts ohne Bewilligung der executiven Gewalt thun dürfen, mit andern Worten, daß die Krone ein absolutes veto hat; aber noch ungewisser ist es, ob diese verbunden ist, nachzugeben, wenn sie sich dagegen erklären. Einige Ritterguthsbesitzer, die nicht adlich waren, suchten bey dem Hause um die Vergünstigung an, zur Vorstellung mit hinzugelassen werden zu dürfen; das Haus verstand aber auf jeden Fall seine Schuldigkeit nicht recht, indem es dahin stimmte, daß dieß kein Gegenstand sey, der sich zu einer Berathschlagung unter ihnen eigene, sondern daß er einzig und allein der executiven Behörde überlassen werden müsse. Indessen ist nur eine Stimme darüber,

daß die Regierung mit der größten Herablassung und dem aufrichtigsten Wunsch für das Gute zu Werke gegangen sey. In einem Edikt, die Organisation der Miliz betreffend, ward jedem Dienstpflichtigen verboten, seinen Wohnort in einem fremden Lande, ohne ihre besondere Erlaubniß aufzuschlagen; sogleich beschwerten sich die Mitglieder des Unterhauses über diesen Punkt, als unverträglich mit der Freyheit der Unterthanen und dem natürlichen Rechte, das jeder Mensch besitzt, da zu leben, wo es ihm beliebt, und das Ministerium gab in diesem Punkte nach. Es weigerte sich standhaft, dem Adel die alten Befreyungen von Steuern und dem Kriegsdienste wieder einzuräumen, welche ihnen Napoleon zuerst entrissen hatte. Der Adel begann einen hartnäckigen Kampf, um die Steuerfreyheit wieder zu erhalten; allein vergebens, obgleich die Mehrheit der Stände zu ihrer eigenen Klasse gehörte, denn es gab Mehrere unter ihnen, welche sich mehr vor dem Mißfallen des Hofes als vor dem Drucke der Besteuerung fürchteten. Eben so, um ihren Anforderungen die einträglichen und einflußreichen Staatsämter allein sich zuzueignen, Widerstand zu leisten, hat die Regierung geschickte Männer aus dem Bürgerstande, wo sie deren nur finden konnte, sowohl bey weltlichen Aemtern als auch bey der Armee angestellt.

Man wird nicht leicht einen Hof in Deutschland finden, wo es dem talentvollen und anerkannt redlichen Manne, zu welchem Stande er auch gehören mag, vergönnt ist, sich in einem vortheilhaftern Lichte zu zeigen.

Die größte Unvorsichtigkeit, deren sich die Stände schuldig gemacht haben, war diese, daß sie ihre sämmtlichen Verhandlungen in ein so geheimnißvolles Dunkel hüllten. Durch eine Mehrheit von zwey Stimmen schlossen sie das Publikum ganz von der Erlaubniß ab, ihren Berathschlagungen beywohnen zu dürfen. Denn, ob sie gleich befohlen hatten, daß ein Auszug aus ihren Journalen regelmäßig gedruckt werden sollte, welcher die wichtigsten Berichte der Committéen, die Vorstellungen, die bey der Kammer zur Entscheidung angebracht wurden, und die endliche Entscheidung derselben enthielt, so war dieser doch nur zunächst für die Mitglieder selbst bestimmt, und wurde ängstlich jeder öffentlichen Mittheilung entzogen. Die natürliche Folge davon ist, daß die mehrsten Bürger keinen Antheil an den Verhandlungen nehmen, von denen sie nichts erfahren. Man glaubt, daß die, welche das Ministerium leiten, so wie der Gouverneur selbst, der öffentlichen Bekanntmachung nicht abgeneigt sind, und Weimar beweist durch sein Beispiel,

daß selbst unter einer volksmäßigern stellvertretenden Verfassung, als sie gegenwärtig in Hannover Statt findet, die Abgeordneten der Heimlichkeit geneigt sind, während dem die Regierung zur Oeffentlichkeit anrathet. Professor Luden in Jena, der von Geburt selbst ein Hannoveraner ist, gab im Jahre 1817 eine Geschichte und Kritick der Ständeverhandlungen von ihrer ersten Versammlung nach Vertreibung der Franzosen, bis zu diesem Jahre heraus*). Es ist ein sehr lesenswerthes Buch, das in keiner Hinsicht zu tadeln ist; ob er gleich zuweilen seine Bemerkungen über die Eigenheit nicht zurückhalten kann, welche in den Entscheidungen der Stände herrscht, so werden doch beide Theile, sowohl sie als auch die Regierung mit der größten Achtung behandelt, und sogar mit Lobsprüchen überhäuft. Gleichwohl scheint es confiscirt worden zu seyn, und wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil es genaue Untersuchungen über die Erörterungen der Kammer enthält. Wenigstens wollte kein Buchhändler in Hamburg es haben, und ich erhielt es nur durch die Artigkeit eines geheimen Rathes, der mir die Erlaubniß ertheilte, es unter seinem Namen zu fordern. Es scheint also

*) Das Königreich Hannover, nach seinen öffentlichen Verhältnissen.

auf diese Art ganz möglich zu seyn, eine Sache zu unterdrücken, ohne sich dem Verdachte aussetzen zu wollen, ihren Gebrauch gänzlich zu verbieten.

Lange Zeit herrschte in England allgemein die Vermuthung, daß Hannover uns nachtheilig, daß es ein unbedeutendes Erbstück unserer Monarchen sey, wodurch wir unnöthigerweise in beständige Zwistigkeiten verwickelt würden. Inzwischen kann man nicht sagen, daß die Liebe zwischen uns und den Hannoveranern aufgehört habe. Sie finden sich auf keine Art und Weise dadurch geschmeichelt, daß ihr König die Krone Englands trägt; denn wenn dies auch ihrem Cabinet politisches Gewicht giebt, so sehen sie doch recht gut ein, daß sie in einem geborgten Lichte glänzen. Gebildete Stände spotten über den Engländer, welcher die Meinung behauptet, als ob Hannover England beeinträchtige: „Wir sind" sprechen sie „der leidende „Theil. Wird der König von Hannover beleidi„get, so ist der König von England nicht verbun„den, die Beleidigung zu ahnden; wenn aber der „König von England in beständigen Krieg verwickelt „wird, so ist Hannover, so wenig Interesse es „auch bey diesem Streite haben dürfte, das erste „Opfer des Bruchs."

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

75-625-bnn

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Russell, John,

Reise durch Deutschland und einige südliche Provinzen Österreichs in den Jahren 1820, 1821, 1822

Bd.: 1. (1825). - XII, 444 S.

Leipzig 1825

It.sing. 900 ss-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468027-6